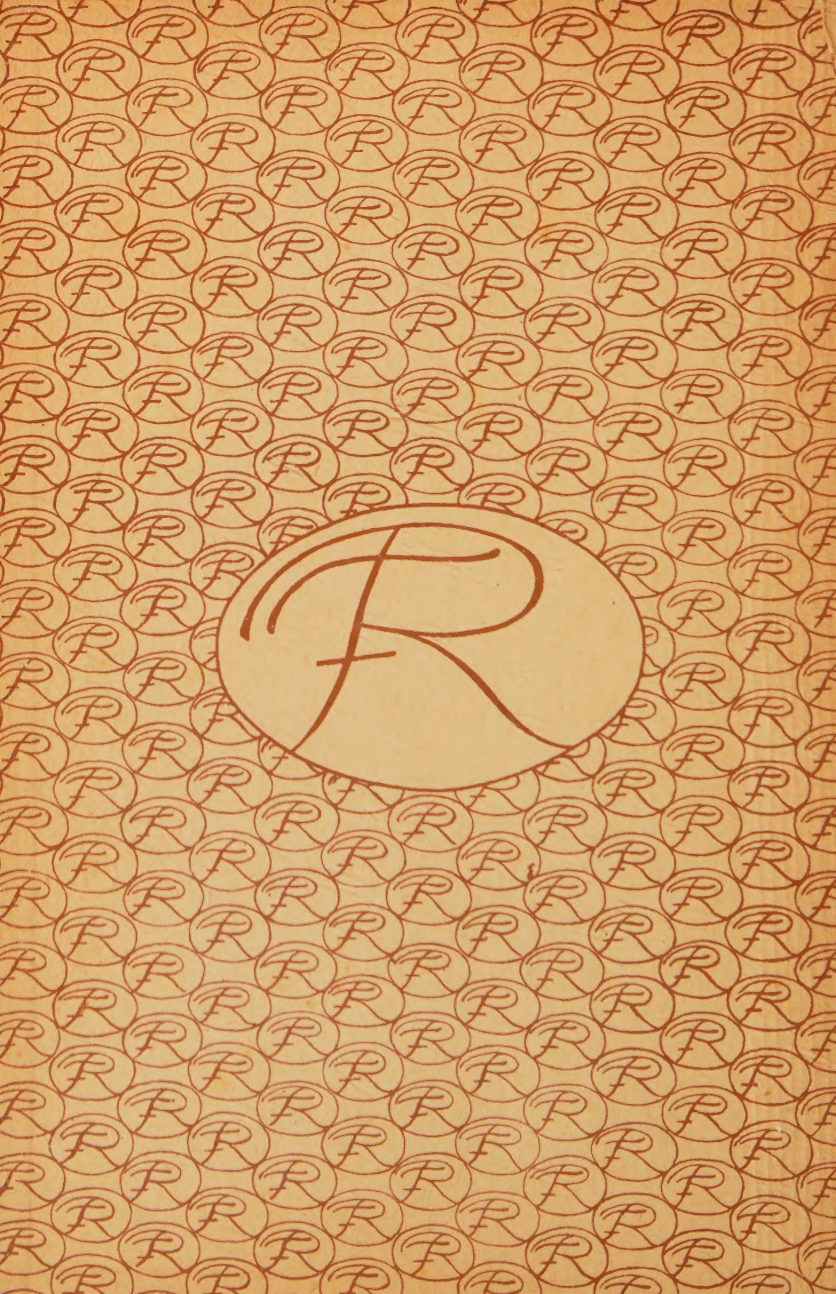
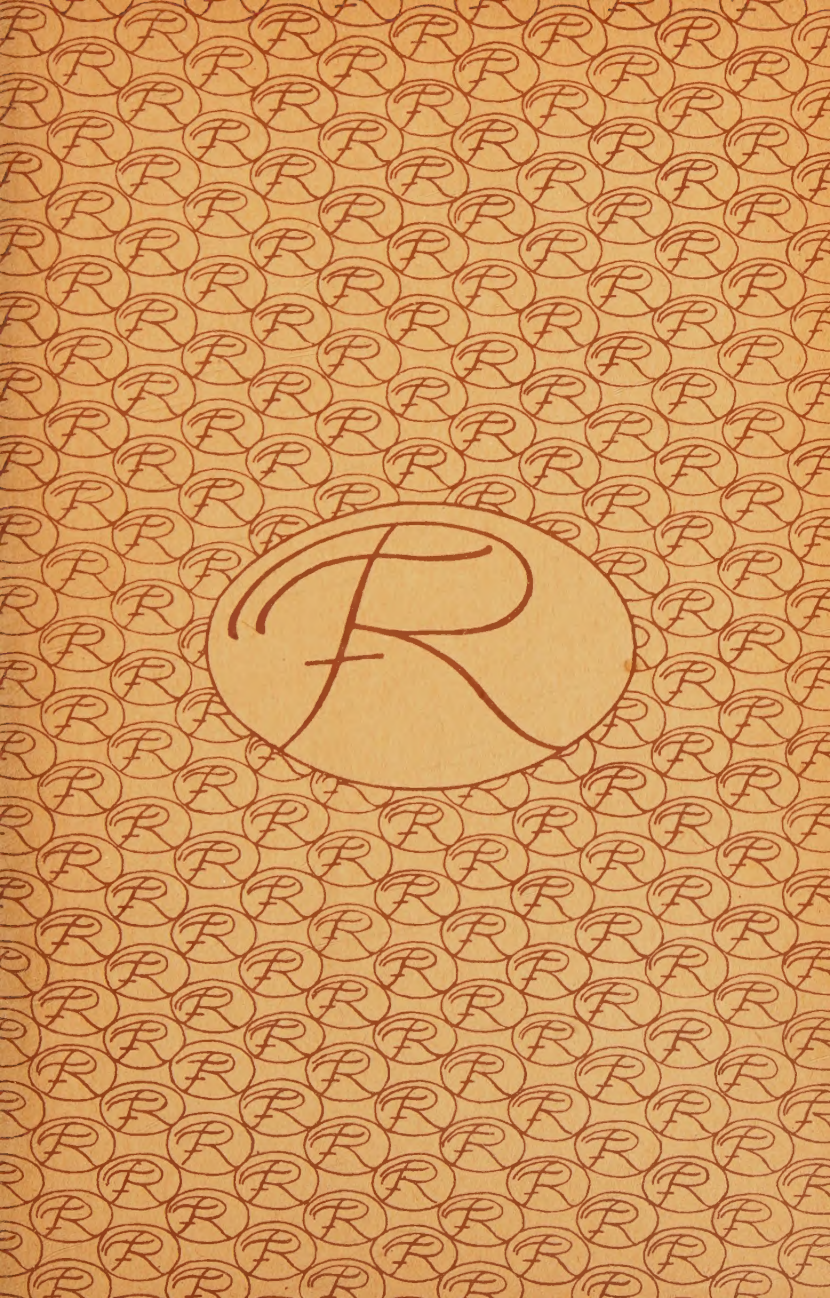
H. Courths-Mahler

Zur linken Hand getraut





Copyright 1929 by Friedrich Rothbarth, Verlag in Leipzig

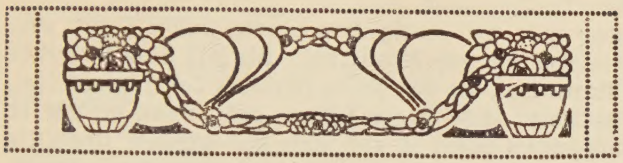
Alle Rechte vom Verlage vorbehalten

Verlagsnummer 33

*

Printed in Germany

Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig



Schwester Maria hatte ihren Pflegling zur Ruhe gebracht. Sie neigte sich mit liebevollem Lächeln über das Bett des dreizehnjährigen Prinzen Herbert von Rastenberg und rückte ihm die Kissen noch einmal sorglich zurecht. — Er lächelte zu ihr auf und zog ihre Hand dankbar an seine Lippen. Dann atmete er tief und wohlig auf und sagte: „Ich bin so froh, Schwester Maria, daß ich nun wieder gesund und kräftig bin und wieder mit Papa ausreiten darf! Und das danken wir nur dir, Schwester Maria! Das sagt Papa auch immer!“

Er sah mit glücklichen Augen zu seiner Pflegerin auf, die noch einmal glättend über die feine seidene Daunendecke strich, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Im selben Augenblick wurde die Tür geöffnet, und der Vater des kranken Prinzen, Fürst Botho von Rastenberg, trat ein. Er war ein schlanker, aristokratisch aussehender Mann, Mitte der vierziger Jahre. Sein schwarzes Haar zeigte an den Schläfen einen leichten grauen Schein, aber die dunklen Augen blickten

noch jung und feurig; das scharfe, kühne Profil verriet Energie und Intelligenz. Als sein Blick Schwester Maria traf, die von Prinz Herberts Lager zurücktrat, leuchteten seine Augen seltsam auf. Dann wandte er sich seinem Sohne zu und faßte mit warmem Druck die feste, gebräunte Knabenhand, die auf der seidenen Decke lag. Glücklich lächelnd strich er über den dunklen Knabenkopf, der seine Züge trug, aber stahlblaue Augen statt der dunklen des Vaters hatte. Diese stahlblauen Augen waren das Erbteil der Mutter.

Der junge Prinz richtete sich in seinem Bett empor und fragte mit schmeichelnder Stimme: „Darf ich morgen ‚Emir' wieder reiten, Papa?"

Ein Freudenstrahl blitzte in den Augen des Fürsten auf.

„Gewiß! Und wenn du dich wieder so tapfer hältst wie heute, soll er dein Eigentum sein!"

Die Augen des Knaben blitzten wie die des Vaters.

„O, dann gehört er mir! Sieh meine Hand, sie ist hart wie Stahl."

Der Fürst umschloß die Knabenhand wieder mit der seinen. Und dann wandte er sich nach der Schwester um, die bescheiden zurückgetreten war. Seine Augen hafteten auf ihrem leicht geröteten Gesicht.

„Haben Sie das gehört, Schwester Maria? Hart wie Stahl ist Herberts Hand."

„Ja, Durchlaucht," antwortete sie scheinbar ruhig. Aber ihre Lippen zuckten wie in verhaltener Erregung.

Der Fürst war bei der letzten Frage auf Schwester Maria zugetreten. Sein Blick heftete sich mit leuchtendem Ausdruck auf ihr schönes, stilles Gesicht.

„Sie haben ja teil an meinem Sohne, haben ihn mir neu geschenkt. Ohne Sie wäre er mir verloren

gewesen," sagte er, und eine tiefe Bewegung zitterte in seiner Stimme.

Ihr Blick senkte sich vor seinen von Glück strahlenden Augen.

„Durchlaucht bewerten meine Beihilfe viel zu hoch," wehrte sie bescheiden ab.

„Immer weisen Sie meinen Dank zurück," sagte der Fürst mit leisem Vorwurf.

„Auch von mir läßt sich Schwester Maria keinen Dank gefallen, Papa!" rief Herbert. „Aber wir zwei wissen genau, was sie für uns getan hat, nicht wahr?"

Der Fürst nickte seinem Sohne freundlich zu.

„Ja, Herbert, wir wissen es und werden es nie vergessen! Und je weniger sich Schwester Maria diesen Dank gefallen läßt, desto tiefer stehen wir in ihrer Schuld! Aber nun still, mein Sohn, Schwester Maria sieht mahnend nach der Uhr, es ist Schlafenszeit für dich. Gute Nacht, mein Sohn, schlafe gut!"

Er trat wieder an das Lager seines Sohnes zurück und beugte sich nieder, um ihn zu küssen.

„Gute Nacht, Papa, und morgen reite ich den ‚Emir'!"

Noch einmal strich der Fürst liebkosend über den dunklen Knabenkopf, dann verließ er das Schlafzimmer seines Sohnes.

Schwester Maria trat wieder an das Lager ihres Pfleglings, um ihm die Kissen zurechtzustreichen.

Er dehnte sich behaglich in seinem Bett und küßte noch einmal ihre Hand.

„Gute Nacht, Schwester Maria, ich habe dich so lieb!"

* * *

Seit zwei Jahren schon weilte Schwester Maria auf Schloß Lehnsdorf. Die verstorbene Fürstin Kastenberg,

Herberts Mutter, war eine geborene Gräfin Lehnsdorf gewesen, und durch die eheliche Verbindung mit ihr war Fürst Rastenberg Besitzer der reichen Grafschaft Lehnsdorf und dieses herrlichen Schlosses geworden.

Prinz Herbert war der einzige Erbe des Fürsten, und als solchem würden ihm einst nicht nur die Lehnsdorfschen Güter gehören, sondern er würde später auch Herr über die in Österreich gelegenen fürstlichen Besitzungen seines Vaters sein.

Fürst Rastenberg lebte schon seit Jahren fast ausschließlich auf Schloß Lehnsdorf. Er ging nur jedes Jahr einige Wochen nach Rastenberg, um dort nach dem Rechten zu sehen. Bei dieser Gelegenheit zeigte er sich dann jedesmal in Wien bei Hofe, wo er stets mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Hatte er dann seine gesellschaftlichen Verpflichtungen erfüllt, so kehrte er wieder nach dem herrlich im Walde gelegenen Schloß Lehnsdorf zurück.

Seit fünf Jahren war Fürst Rastenberg verwitwet. Seine Gemahlin, eine zarte Erscheinung, war sehr rasch an einer Lungenentzündung gestorben, die sie sich in Wien nach einem Hofball zugezogen hatte.

Auch Prinz Herbert war von Geburt an ein sehr zartes, anfälliges Kind gewesen, dessen Gesundheit dem Fürsten stets große Sorge gemacht hatte. Als er im zehnten Lebensjahre stand — damals war die Fürstin bereits nicht mehr am Leben —, begann Prinz Herbert zu kränkeln. Ohne daß man den Sitz des Leidens ergründen konnte, wurde er von Woche zu Woche matter und kraftloser. Die Ärzte waren ratlos, und Fürst Botho von Rastenberg lebte in fortgesetzter Besorgnis, seinen Sohn und Erben zu verlieren.

Auf den Rat eines Freundes berief er den berühmten Professor Bernd an das Krankenlager seines

Sohnes. Die andern Ärzte zuckten die Achseln. Professor Bernd war zwar ein hervorragender Chirurg, aber was sollte er in diesem Falle helfen können?

Trotz solcher Zweifel ließ sich Fürst Rastenberg nicht beirren. Auch er hatte freilich nicht viel Hoffnung gehabt, aber er wollte nichts unversucht lassen.

Professor Bernd kam aus der herzoglichen Residenz nach Lehnsdorf und brachte gleichzeitig eine Krankenpflegerin mit, Schwester Maria.

Ihr vertraute er die Pflege und Beobachtung des Prinzen für die ersten Tage an, bis er in der Lage war, seine Diagnose mit Sicherheit zu stellen. Schwester Maria arbeitete schon längere Zeit in seiner Klinik, und er wußte, daß er sich unbedingt auf sie verlassen konnte.

So war Schwester Maria nach Schloß Lehnsdorf gekommen.

Nach acht Tagen erklärte Professor Bernd, daß nur eins Prinz Herbert am Leben erhalten und ihm die volle Gesundheit wiedergeben könnte — eine Bluttransfusion.

Fürst Botho von Rastenberg hatte unbedingtes Vertrauen zu Professor Bernd. Sofort erklärte er sich bereit, sich selbst für diese Operation zur Verfügung zu stellen. Aber nach kurzem Überlegen schüttelte der Professor den Kopf. Er brauchte einen jugendlichen, lebenskräftigen Organismus.

Da sagte Schwester Maria:

„Ich bin jung und kräftig und gern bereit, mich für die Operation zur Verfügung zu stellen."

Der Professor hatte sie ernst prüfend, der Fürst zwischen Hoffen und Fürchten schwankend angesehen. Eine Weile herrschte Schweigen.

Der Professor musterte die jugendkräftige Gestalt der Schwester.

„Wollen Sie es wirklich tun, Schwester Maria?“ fragte er.

„Ja, Herr Professor.“

„Es ist aber nicht ohne Gefahr für Sie.“

„Wenn ich nur helfen kann — ich fürchte mich nicht!“

„Gut, Schwester, ich bin einverstanden — die Erlaubnis des Fürsten vorausgesetzt.“

Die Bluttransfusion wurde kurze Zeit darauf vorgenommen und war glänzend gelungen. Prinz Herbert war durch Schwester Marias Opfermut gerettet worden! —

* * *

Zwei Jahre waren seit dieser Operation verflossen; Prinz Herbert war ein kräftiger, gesunder Knabe geworden, der sich mit jedem Atemzuge des neugeschenkten Lebens freute. Schwester Maria wurde, nachdem sie sich nach der Operation von dem Blutverlust erholt hatte, die Pflege des jungen Prinzen übergeben, da es Fürst Rastenberg dringend gewünscht hatte.

Voll Hingebung, jeden Dank zurückweisend, pflegte sie den Prinzen, und dieser hing bald mit rührender Liebe an der schönen, sanften Freundin, die ihn so unermüdlich umsorgte. Und als er dann endlich das Bett verlassen konnte, wollte er nichts davon hören, daß Schwester Maria wieder von ihm ging.

Fürst Rastenberg selbst wünschte, seinen Sohn auch fernerhin der Obhut der bewährten Pflegerin anzuvertrauen, die ja für seinen Sohn mehr als Pflegerin geworden war und an dem verwaisten Knaben wirklich Mutterstelle vertrat.

„Du und ich, wir gehören zusammen! Du bist mir wie eine zweite Mutter geworden, und du darfst nie wieder fortgehen von mir,“ hatte der junge Prinz

damals gesagt, und über das schöne Gesicht seiner Pflegerin war ein halb wehmütiges, halb glückliches Lächeln geglitten.

* * *

Dies Lächeln lag auch jetzt auf ihrem Gesicht, als sie am Fenster ihres Zimmers stand und in den alten Schloßpark hinaussah, über dem der Mond stand. Aber dies Lächeln verschwand und machte einem traurigen, wehen Ausdruck Platz. Wie ein tiefes, namenloses Leid lag es jetzt auf ihren Zügen, und ihre Augen blickten müde wie nach schweren inneren Kämpfen.

Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

„Ich muß fort — ich darf nicht länger hierbleiben," sagte sie vor sich hin. Und in einen Sessel sinkend, barg sie das Gesicht in den Händen und weinte leise vor sich hin.

Sie gedachte der Vergangenheit, die ihr so vieles schuldig geblieben war und ihr auch das genommen hatte, was sie als Glück empfunden und besessen hatte. Sie dachte daran, wie sie mit müder, wunder Seele, eine Schiffbrüchige im doppelten Sinne des Wortes, zu Professor Bernd gekommen war, nur noch mit dem einzigen Bestreben, ihr Leben dem Dienste der Kranken und Elenden zu weihen.

Langsam hatte sie dann den Frieden wiedergefunden, hatte Vergessen gesucht in eifriger Pflichterfüllung.

Und dann kam sie nach Lehnsdorf.

Neben der mütterlichen Liebe zu Prinz Herbert zog da langsam ein ungewolltes und doch so mächtiges Gefühl in ihre Seele. Im täglichen Verkehr mit Fürst Botho von Kastenberg lernte sie diesen zuerst verehren in seiner echt menschlichen Güte und seiner vornehmen,

großzügigen Art. Seine aufopfernde Liebe für seinen Sohn rührte sie, seine ritterliche Gesinnung bestrickte sie. Und so sehr sie sich dagegen wehrte — eines Tages erkannte sie, daß sie den Fürsten liebe.

Aber diese Erkenntnis machte sie nicht froh, sie schaffte ihr nur Pein. Wie ein Unrecht erschien ihr diese tiefe Zuneigung, sie verstand sich selbst nicht, verstand nicht, daß ihr Herz noch fähig war, Liebe zu empfinden, nach allem, was sie durchlebt und durchlitten hatte. Und wohin hatte sich diese neue, gewaltig auf sie eindringende Liebe verirrt? Fürst Kastenberg stand so unnahbar über ihr, so weit, wie da draußen die bleiche Mondsichel über dem Park. Was sollte ihr diese Liebe? Hatte sie nicht schon Schmerzen genug durchlitten? Sollten noch mehr Kämpfe und Leiden über ihre Seele kommen?

Wie zum Schutze gegen diese Liebe beschwor sie die Vergangenheit herauf. Nach einer Weile sprang sie wieder empor und streckte die Hände wie abwehrend aus.

„Ich muß fort aus diesem Hause, wo mich das Leben so freundlich und verlockend anlacht. Ich darf nicht mehr bleiben, darf mich nicht in diesen süßen Frieden einlullen lassen. Hinaus in Kampf und Arbeit muß ich wieder, damit ich vergessen lerne!“

So dachte sie, ruhelos auf und ab gehend. Plötzlich blieb sie stehen und sah starr vor sich hin.

„Morgen vormittag rede ich mit dem Fürsten und sage ihm, daß ich zu Professor Bernd zurückgehe.“

Dieser Entschluß machte sie endlich ruhiger. Langsam nahm sie die weiße Haube ab, so daß ihre starken, goldbraunen Flechten sichtbar wurden, die glatt und anspruchslos um den feinen Kopf gelegt waren. Auch die Flechten löste sie und ließ sie über den Rücken herabfallen.

Aufatmend, strich sie über die Stirn und öffnete das Fenster, um die heiße Stirn von dem würzigen Frühlingswind kühlen zu lassen. Von dem elektrischen Licht hell beleuchtet, stand sie im Rahmen des geöffneten Fensters wie ein herrliches Bild.

Sie ahnte nicht, daß unter ihrem Fenster im Schatten der Bäume Fürst Rastenberg auf und ab ging und nun, durch das Öffnen des Fensters aufmerksam gemacht, zu ihr emporsah.

Er blieb stehen und ließ seine Augen auf der hübschen Erscheinung ruhen.

Wie schön war sie doch! Schön und gut, mutig und opferfreudig, und dabei doch so stolz in ihrer Bescheidenheit! — Und er liebte sie ja, und nun stand er hier wie ein sehnsüchtiger Jüngling! Er, der gereifte Mann, als werbender Liebhaber! Sie würde ja seine Hand ausschlagen, ruhig und bestimmt, wie sie jedes seiner Dankesworte abwehrte. Was sein Sohn Herbert wohl sagen würde? Oh, der würde sie mit Freuden Mutter nennen; denn sie war ihm eine Mutter gewesen in all der Zeit. „Nicht Schwester Maria — Mutter Maria müßte sie heißen," hatte Herbert eines Tages zum Fürsten gesagt. Und da war ihr das Blut wie eine Flamme in das Antlitz geschlagen vor Verlegenheit. Schön sah sie aus — und seit jener Stunde wußte der Fürst, daß er sie liebte.

* * *

Am nächsten Vormittag ließ Schwester Maria den Fürsten um eine Unterredung bitten. Er empfing sie sofort in seinem Arbeitszimmer. Als sie eintrat, schob er ihr sogleich einen Sessel zurecht.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Schwester Maria, und sagen Sie mir, was mir das seltene Vergnügen verschafft," sagte er freundlich im leichten Plauderton.

Als sie sich niedergesetzt hatte, nahm er ihr gegenüber Platz.

Sie schlang die Hände zusammen und holte tief Atem. Dann sagte sie, ohne die Augen zu heben:

„Durchlaucht gestatten mir wohl, daß ich nun wieder zu Professor Bernd in meine frühere Tätigkeit zurückkehre? Prinz Herbert ist gottlob wieder so gekräftigt, daß er meiner Pflege nicht mehr bedarf und ich hier überflüssig bin!"

Fürst Kastenberg hatte Mühe, seine Ruhe zu bewahren. Der Wunsch Schwester Marias, Schloß Lehnsdorf zu verlassen, traf ihn völlig unvorbereitet.

„Nein, nein, Schwester Maria! Das kann, das darf Ihr Wunsch nicht sein!" erklärte er entschieden. „Was ist denn geschehen, daß Sie von Lehnsdorf fortverlangen? Fehlt es Ihnen an irgend etwas? Haben Sie irgendwelche Wünsche? Sagen Sie es mir, sie sollen sofort erfüllt werden."

Es zitterte eine verhaltene Erregung in seiner Stimme, die Maria nicht entging. Sie hob abwehrend die Hand und schüttelte den Kopf mit einem wehen Lächeln.

„O nein," sagte sie dann, „mir bleibt hier nichts, gar nichts zu wünschen übrig. Durchlaucht sind sehr gütig. Mir fehlt hier nichts als die Gewißheit, daß ich wirklich hier noch nötig bin, daß meine Hilfe gebraucht wird. Das ist aber nicht der Fall. Durchlaucht werden selbst einsehen, daß ich jetzt vollkommen überflüssig bin. Ich hätte schon viel früher in meinen früheren Pflichtenkreis zurückkehren müssen, aber — ich gestehe das offen — ich habe mich davor gefürchtet. Der Entschluß, mich von Prinz Herbert trennen zu sollen, wurde mir schwer."

Die letzten Worte sprach sie sehr leise, und ihre Stimme zitterte dabei. Fürst Kastenberg hatte sich er-

hoben und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er am Kamin stehen und stützte den Arm auf den Sims. Seine Augen suchten das Antlitz Marias. Nie war sie ihm schöner, nie begehrenswerter erschienen als in diesem Augenblick. Er atmete tief auf, und auch in seiner Stimme klang eine tiefe Erregung, als er begann:

„Sie sagen, Ihnen fehle nichts als die Gewißheit, daß Ihre Anwesenheit hier noch nötig ist? Haben Sie diese Gewißheit wirklich nicht mehr, Schwester Maria? Wissen Sie nicht, daß Sie hier in Lehnsdorf walten wie ein guter Engel? Ich kann mir unser Leben hier ohne Sie nicht mehr denken!"

Sie schlang ihre Hände fest ineinander, als brauche sie einen Halt.

„Durchlaucht messen meiner Anwesenheit in Schloß Lehnsdorf eine allzu hohe Bedeutung bei. Wenn ich fortgegangen sein werde, wird es sich bald genug zeigen, daß ich keinerlei Lücke hinterlassen habe."

Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Das können Sie selbst nicht glauben! Seit dem Tage, da Sie Professor Bernd nach Lehnsdorf brachte, ist es wie ein stiller Segen von Ihnen ausgegangen. Sie schenkten mir meinen einzigen Sohn, meinen Erben neu durch Ihre aufopfernde Tat! Ich weiß es wohl, Sie wollen nichts davon hören. Aber einmal lassen Sie es mich aussprechen, wie unendlich dankbar ich Ihnen bin! Ohne Ihr opfermutiges Eintreten wäre mein Kind verloren gewesen — und seit jenem Tage sind Sie mir so nahe gerückt wie kein andrer Mensch auf Erden, außer meinem Sohne. Ich kann es nicht fassen, daß Sie an eine Trennung denken! Fühlen Sie nicht, daß Sie zu uns gehören? Ich glaubte immer, Ihre Liebe zu Herbert — ich weiß doch, daß Sie ihn liebgewonnen haben wie eine Mutter — würde Sie

hier festhalten. Und nun kommen Sie und sprechen von Trennung, wie von etwas Selbstverständlichem! Haben Sie dabei gar nicht an Herbert gedacht?"

Schwester Marias Gesicht war bleich geworden.

„Durchlaucht sollten mich nicht so quälen — mir die Trennung nicht noch schwerer machen, als sie ohnehin schon ist," sagte sie tonlos. „Gewiß gehe ich nur blutenden Herzens von meinem Pflegling. Aber einmal muß es doch geschehen, und darum ist es besser, es geschieht jetzt — so bald als möglich! Durchlaucht können mir glauben, ich habe mich namenlos gebangt vor diesem Losreißen von meinem Pflegling. Aber es muß sein! Prinz Herbert bedarf meiner nicht mehr."

Sie schwieg, wie erschöpft.

Wieder schritt der Fürst erregt einigemal im Zimmer auf und ab. In dieser Stunde wurde es ihm klar: er konnte nicht mehr leben ohne Marias beglückende Gegenwart. Sein Leben würde leer und öde sein ohne sie.

Mit einem plötzlichen Entschluß blieb er vor ihr stehen.

„Schwester Maria," sagte er mit mühsam beherrschter Stimme, „Sie dürfen nicht von uns gehen, es darf nicht sein!"

Sie sah mit seltsam glanzlosen Augen in sein erregtes Gesicht.

„Es muß sein, Durchlaucht!" erwiderte sie dann klanglos.

„Nein, es muß nicht sein," fuhr er fort, „es muß nicht sein, wenn Sie nicht wollen. Bleiben Sie, Maria — bleiben Sie bei uns, bei Herbert und mir. Nicht nur für meinen Sohn bitte ich, ich bitte auch für mich selbst! Ich habe Sie liebgewonnen, Maria, mit der ganzen Innigkeit und Tiefe des gereiften Mannes.

Bleiben Sie bei uns als Herberts zweite Mutter — als meine Gattin!“

Schwester Maria sprang auf. Alles Blut wich aus ihrem Gesicht und kehrte dann in dunklen Wellen zurück. Einen Augenblick schloß sie die Augen, als blende sie ein helles Licht. Ihre Hände streckten sich aus, als suchten sie nach einem Halt, und sanken dann kraftlos herab.

„Durchlaucht, es kann, es darf nicht sein!“ stieß sie hervor.

„Warum nicht, Maria? Gewiß, ich bin in Ihren Augen ein alter Mann — und dennoch, dennoch hoffe ich, mir Ihre Liebe erringen zu können. Wollen Sie mir jede Hoffnung nehmen?“

Sie sah ihn mit einem Blick an, der sein Herz lauter schlagen ließ.

„Durchlaucht, ich will ganz offen sein in dieser Stunde. Es soll auch nicht der Schatten einer Unwahrheit zwischen uns stehen,“ sagte sie mit vor Erregung leise zitternder Stimme. „Deshalb will ich ehrlich bekennen, daß ich von Lehnsdorf fort will, weil mein Herz sich einer tiefen, starken Liebe erschlossen hat — zu Eurer Durchlaucht — allen Vernunftgründen zum Trotz, und weil ich mit dieser Liebe im Herzen nicht länger in Lehnsdorf bleiben darf, ohne mich selbst zu verlieren.“

Der Fürst trat mit aufleuchtendem Blick auf sie zu und wollte sie an sich ziehen. Sie aber schüttelte traurig den Kopf und trat einen Schritt zurück mit einem wehen Lächeln.

„Durchlaucht, es kann, es darf nicht sein!“ sagte sie leise.

Er sah sie fragend an.

„Es darf nicht sein? Und Sie sagen doch selbst, was mich namenlos beglückt, daß Sie mich lieben.“

„Durchlaucht vergessen den großen Standesunterschied."

Der Fürst machte eine abwehrende Bewegung. „Danach frage ich nicht. Ich bin gottlob ein Fürst ohne Thron, bin mein freier Herr und habe nach niemand zu fragen. Herberts Mutter, die ich ehrlich lieb hatte, ist mir zu früh genommen worden. Aber sie hat mir den Erben geschenkt, den die Tradition meines Hauses fordert. Das macht mich frei, ganz nach meinem Herzen eine zweite Gattin zu wählen. Und meine Wahl fällt auf Sie. Mein Herz hat sich Ihnen zuerst in heißer Dankbarkeit zugewendet, und diese Dankbarkeit hat sich dann im Laufe der Jahre zu einer starken, tiefen Liebe entwickelt. Daß Sie meine Neigung erwidern könnten, wagte ich nie zu hoffen. Da es trotzdem geschehen ist — Maria, Sie ahnen nicht, wie sehr mich dieses Geständnis von Ihren Lippen beglückt hat! Was soll uns da noch trennen?"

„Durchlaucht, Sie wissen ja so wenig von mir."

Ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Genug, um Ihnen meine Hand anzubieten. Ich weiß von Professor Bernd, daß Sie die Tochter eines Studienfreundes von ihm sind, daß Ihr Vater Arzt war, aber sehr früh starb und Sie und Ihre Mutter mittellos zurückließ. Ich weiß auch, daß Ihre Mutter dem Vater bald in den Tod folgte. Außerdem weiß ich, daß Sie den bürgerlichen Namen Maria Raimund führen, daß Sie aber an Adel der Seele und Gesinnung hoch über mancher stolzen Aristokratin stehen. Was sollen also noch Ihre Bedenken? Willigen Sie endlich ein, geben Sie mir Ihre Hand, diese treue, starke, erprobte Hand, die sich so opferwillig betätigt hat. Sagen Sie ja, Maria, ich bitte Sie auch um meines Sohnes willen darum!"

Aber Maria schüttelte den Kopf und sah traurig zum Fürsten auf.

„Durchlaucht wissen nicht, daß ich schon einmal verheiratet war, daß ich Witwe bin."

Er sah sie betroffen an.

„Verheiratet? Sie waren verheiratet? Nein, Maria — das wußte ich nicht. Davon hat mir Professor Bernd nichts gesagt. Wir sprachen ja auch nur flüchtig von Ihren persönlichen Verhältnissen."

„Nach zweijähriger Ehe habe ich meinen Mann verloren — zugleich mit meiner kleinen Tochter. Denn ich war auch Mutter."

Maria war sehr bleich geworden, als sie das sagte, dann sank sie kraftlos in ihren Sessel zurück.

Der Fürst sah sie voll inniger Teilnahme an. „Sie scheinen Schweres erlitten zu haben, bitte, vertrauen Sie mir — sagen Sie mir alles," bat er herzlich.

Sie strich sich über die Augen.

„Ja, Durchlaucht sollen meine ganze Vergangenheit erfahren."

Voll aufrichtiger Teilnahme lauschte Fürst Rastenberg Schwester Maria, als sie aus ihrem Leben zu erzählen begann. Schon in früher Jugend hatte sie beide Eltern verloren und in jungen Jahren den Ernst des Lebens kennen gelernt. Da sie ohne alle Mittel dastand, sah sie sich vor die Aufgabe gestellt, früher als andre Mädchen sich durch Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen. In Professor Bernd, einem Freund ihres verstorbenen Vaters, der ebenfalls Arzt gewesen war, hatte Schwester Maria einen väterlichen Berater gefunden, der es ihr ermöglichte, den Beruf einer Krankenpflegerin zu ergreifen.

Wiederholt hatte der Fürst zustimmend mit dem Kopf genickt, denn so weit war ihm ja der Lebensgang Schwester Marias bekannt gewesen. Mit doppelter

Spannung aber hörte er nun auf das, was sie ihm von ihrem weiteren Leben zu berichten hatte:

„Kurz ehe ich in der Klinik Professor Bernds fest angestellt werden sollte, kreuzte ein alter Jugendfreund von mir meinen Lebensweg. Wir waren Nachbarskinder gewesen und hatten von jeher eine stille Neigung zueinander empfunden. In den Jahren der Not war er mir aus den Augen entschwunden und tauchte nun ganz unverhofft an meinem Lebenshorizont wieder auf. Joseph Raimund — so hieß er — war nach Vollendung seiner Studien für ein paar Jahre ins Ausland gegangen, wo er als Ingenieur tätig gewesen, und nun kehrte er zurück, um mich zu fragen, ob ich hinfort sein Leben mit ihm teilen wolle. Er hatte in Florida ein Engagement unter anscheinend günstigen Verhältnissen gefunden und konnte sich nun einen eignen Herd gründen.

Meine Freude war groß, als ich ihn wiedersah, und als er nun die Frage an mich stellte, ob ich gewillt sei, mit ihm in die Fremde zu ziehen, da überlegte ich nicht lange, sondern reichte ihm frohen Herzens meine Hand zum Bunde fürs Leben. Ich war damals zwanzig Jahre alt und voller glückseliger Hoffnungen, ich war arbeitsfreudig und schreckte auch nicht davor zurück, in fremdem Lande und unter fremden Menschen mit meinem jungen Gatten uns eine neue Existenz zu begründen.

Aber die Sorge ließ nicht lange auf sich warten. Denn von den glänzenden Versprechungen, die meinem Manne gemacht worden waren, ging nur wenig in Erfüllung, so daß wir in den beiden Jahren unserer Ehe sehr schwer zu kämpfen hatten. Aber was bedeutet das für zwei junge Menschenkinder, die in Liebe einander zugetan sind? Wir hofften auf eine bessere Zukunft, und ich entsinne mich noch heute des Tages, als

mein Mann mit der frohen Nachricht heimkehrte, er habe in Kanada bei einem großen Unternehmen eine Stellung gefunden, die uns aller Not überheben würde."

Schwester Maria hielt einen Augenblick inne und strich in Gedanken verloren mit der Hand über die Stirn, dann fuhr sie fort:

„Als mein Mann und ich mit unserm kleinen Töchterchen, das uns nach dem ersten Jahre unserer Ehe geboren war, an Bord des Dampfers gingen, der uns der neuen Heimat zuführen sollte, da ahnte ich freilich nicht, welch schwerem Schicksal ich entgegenging. Wir hatten etwa hundert Passagiere an Bord, und der Dampfer, den wir benutzten, war ein altes Schiff und bot nur wenig Bequemlichkeit; aber mit Rücksicht auf die beschränkten Mittel, über die wir verfügten, hatten wir davon absehen müssen, auf einem der großen Verkehrsdampfer Plätze zu belegen.

In den ersten Tagen hatten wir auch günstige Witterung und eine gute Fahrt, dann aber setzte plötzlich Nebel ein, und es kam zu jener furchtbaren Katastrophe, an die ich auch heute noch nur mit Grauen denken kann. Schon am Tage vorher war es unter den Passagieren bekannt geworden, daß in dem Kurs, den unser Schiff hielt, Eisberge treiben sollten, und ein solcher schwimmender Riese wurde uns zum Verhängnis.

Es war gegen Abend, und mein Mann mit unserm Töchterchen war noch an Deck, während ich in die Kabine geeilt war, um meinen Mantel zu holen, als ein furchtbarer Stoß unser Schiff erschütterte. Was die nächsten Minuten brachten, steht nur noch wie ein wirrer Traum vor meiner Seele. Mit den andern Passagieren stürzte ich an Deck und wurde Zeugin der entsetzlichen Szenen, die sich im Kampf um die wenigen Rettungsboote abspielten. Noch sah ich mitten in einer

Gruppe drängender Passagiere meinen Mann, der unser Kind auf dem Arme hielt, aber schon im nächsten Augenblick senkte sich der Dampfer zur Seite, und die Wellen fluteten über das Deck. —

Was dann weiter mit mir geschah, weiß ich nicht mehr. — Erst nach Stunden erwachte ich aus tiefer Bewußtlosigkeit und befand mich an Bord eines englischen Dampfers, auf dem ich mit einigen wenigen Passagieren unseres Schiffes, die mit mir gerettet waren, Aufnahme gefunden hatte. Über das Schicksal meines Mannes und meines Kindes erfuhr ich nichts; wohl hieß es, daß ein Rettungsboot glücklich von dem sinkenden Schiff abgekommen sei, während das andere kenterte, da es die Fülle der Insassen nicht fassen konnte. Man brachte uns nach einer nordamerikanischen Hafenstadt, und nach martervollen Tagen der Ungewißheit schwand für mich auch der letzte Hoffnungsschimmer, als die amtliche Liste der geretteten Passagiere unseres Dampfers veröffentlicht wurde, in der sich die Namen meines Mannes und Kindes nicht befanden. — Sie hatten beide ihren Tod in den Fluten gefunden."

Vom Schmerz überwältigt, schwieg Schwester Maria, während Fürst Kastenberg nach ihrer Hand griff und sie mitleidvoll drückte.

„Sie haben Schweres erlebt, Schwester Maria, aber auf das Dunkel der Nacht folgt Sonnenschein, und die Erinnerung an all das Leid darf nicht wie ein Schatten über Ihrer Zukunft liegen. Wir alle haben ein Recht auf Glück, und auch für Sie wird die Sonne wieder scheinen!"

Schwester Maria schüttelte das Haupt, als ob sie an ein Glück der Zukunft nicht mehr glaube. Dann sagte sie leise:

„Damals glaubte ich, den Schmerz nie verwinden zu können, und meinte, das Leben habe für mich jeden Wert verloren. Wochenlang lag ich im Hospital an den Folgen eines schweren Nervenfiebers danieder, bis es endlich der Kunst der Ärzte gelang, mich dem Leben zu erhalten.

Nach Deutschland zurückgekehrt, suchte ich sofort Professor Bernd auf, den einzigen Freund, an den ich mich in meiner Not wenden konnte. Gütig, wie er stets zu mir gewesen, nahm er mich bei sich auf und bot mir an, in seine Klinik als Krankenpflegerin einzutreten. Dankbar nahm ich sein Anerbieten an, denn im Dienst für die Kranken und Hilflosen konnte mein Leben, das leer und inhaltlos geworden war, einen neuen Inhalt finden." —

Schwester Maria schwieg, und ein leises Zittern zuckte über ihre vom Schmerz bewegten Lippen. Dann fuhr sie langsam fort:

„Fünf Jahre sind seitdem vergangen. Nach und nach vernarbten die Wunden. Ich habe in all der Zeit viel Not und Elend gesehen und habe an manchem Kranken- und an manchem Sterbebett gestanden, aber das Bewußtsein, andern helfen und ihre Schmerzen lindern zu können, hob mich über mein eignes Leid hinweg. Mein Leben, das fortan dem Dienst für meine der Hilfe bedürftigen Mitmenschen geweiht war, hatte einen neuen Inhalt gewonnen, und ich wußte, daß, wenn auch alles um uns wankt und bricht, es doch etwas gibt, für das es sich zu leben lohnt.

Was dann geschah, das wissen Sie ja, und die zwei Jahre, die ich hier auf Schloß Lehnsdorf verlebt habe, zählen zu den glücklichsten meines Lebens. Die Pflege Ihres Sohnes, an dem ich, wie Sie es selbst gesagt haben, Mutterstelle vertreten durfte, hat meine Tage sonnig ausgefüllt, und die Liebe, mit der der Knabe

an mir hängt, hat mich reichlich belohnt für das, was ich an ihm tun durfte.

Aber auch in dies stille Glück fiel ein Schatten, als ich fühlte, daß mein Herz noch nicht ganz erstorben war und vom Leben mehr forderte als aufopfernde Tätigkeit für andere. In diesen schweren Stunden inneren Kampfes und innerer Not flüchtete ich mich zu Herbert, und an seinem Lager fand ich die Ruhe meiner Seele wieder. Aber ich sah ein, daß meine Kraft zu Ende ist, daß mein Herz lauter spricht, als es darf, und deshalb kam ich heute zu Ihnen, um Ihre Einwilligung zu erbitten, daß ich Lehnsdorf nun verlassen darf. Das ist es, Durchlaucht, was ich Ihnen zu sagen habe." —

Der Fürst hatte Schwester Maria, ohne sie zu unterbrechen, angehört. Und als sie nun geendet hatte, erhob er sich und trat auf sie zu. Seine Augen ruhten in liebevoller Zärtlichkeit auf ihrem bleichen Antlitz, als er sagte:

„Ich danke Ihnen, Maria, daß Sie so offen zu mir gesprochen haben. Ich kann mit Ihnen fühlen und verstehe es, daß nach all dem Schweren, das Sie erlebt haben, der Gedanke, nun auch hier auf Lehnsdorf eine Enttäuschung zu finden, für Sie vielleicht das Schwerste von allem gewesen ist. Aber Sie selbst sagen es mir ja, daß Ihr Herz gesprochen hat, und damit geben Sie mir das Recht, meine Werbung noch einmal zu wiederholen. Für das Glück ist es nie zu spät! Ich selbst habe es ja in diesen Wochen an mir erfahren. Wo ich bei Ihnen nur Vertrauen erhoffte, da finde ich jetzt Liebe, die ich so heiß ersehnte, und diese Liebe ist mir eine Bürgschaft für eine neue, glückliche Zukunft!"

Es war nicht nur Dankbarkeit, die aus Marias Augen strahlte, als sie jetzt zum Fürsten aufblickte, sondern der warme Schein inniger, tief beglückender

Liebe. Sanft zog der Fürst sie an sich und sagte mit tief bewegter Stimme:

„In deinen Augen lese ich, was dein Herz mir zu sagen hat. Habe Dank, Maria, daß du nicht nur meinem Sohn eine zweite Mutter, sondern auch mir eine zweite Gattin sein willst!“

Zitternd schmiegte sie sich in seinen Arm.

„Es ist mir wie ein Traum, an den ich nicht zu glauben wage, ich vermag es nicht zu fassen, daß die Wirklichkeit so schön sein kann!“ sagte sie leise.

Er ließ die Zitternde in ihren Sessel zurückgleiten. Ihre Hände an seine Augen pressend sagte er, sich beherrschend:

„Nicht an mich allein will ich jetzt egoistisch denken. Am liebsten ließe ich dich jetzt nicht von meiner Seite, aus meinen Armen. Aber mein Sohn soll teilhaben an meinem Glück.“

Maria zuckte zusammen.

„Herbert! O Gott — was wird mein Prinzlein sagen?“

Er lachte glücklich auf.

„Das sollst du gleich erfahren, meine Maria.“

Noch einmal andächtig ihre Hände küssend, ließ er sie los und trat an seinen Schreibtisch, um zu klingeln. Ein Diener trat ein.

„Eure Durchlaucht befehlen?“

„Prinz Herbert soll sofort zu mir kommen.“

Der Diener verneigte sich und ging.

Fürst Botho trat wieder an den Kamin und stützte sich auf den Sims.

„Wie schön du bist, Maria!“ sagte er mit verhaltener Zärtlichkeit. „So schön, wie ein holdes Wunder. Aber noch schöner wirst du sein, wenn die neidische weiße Haube nicht mehr dein herrliches Haar bedeckt. Ich habe dich gestern abend am Fenster deines Zim-

mers gesehen, mit gelösten Flechten, ohne die weiße Haube. Da brannte die Sehnsucht nach dir in meinem Herzen — die unerfüllte Sehnsucht. Ich fürchtete, sie würde immer unerfüllt bleiben. Aber nun bist du mein — und ich freue mich, wenn ich ein Diadem in dein herrliches, goldschimmerndes Haar drücken darf."

Die Tür wurde geöffnet und Prinz Herbert trat ein. Erstaunt und erfreut sah er zu Maria hinüber, die schnell von dem Fürsten zurückgetreten war.

„Hier bist du, Schwester Maria! Ich habe dich wohl schon eine halbe Stunde vergeblich im ganzen Schloß gesucht."

Und zu seinem Vater gewendet, fuhr er fort:

„Was wünschest du von mir, Papa?"

Der Fürst trat auf ihn zu und legte seinen Arm um Herberts Schultern. „Ich brauche dich hier sehr nötig, Herbert. Was meinst du wohl, warum mich Schwester Maria hier aufgesucht hat?"

Herbert sah fragend zum Vater auf.

„Kann ich mir nicht denken, Papa, sage es mir."

„Das will ich. Also sie kam zu mir, um mir kurzerhand mitzuteilen, daß sie fort will von Lehnsdorf," erwiderte der Vater, einen lächelnden Blick zu Maria hinüber werfend.

Der Knabe sah erschrocken vom Vater zu Maria.

„Was sagst du dazu, Herbert?" fragte der Fürst.

„Das leiden wir nicht, Papa — das darfst du nicht zugeben," erklärte der Prinz mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

Der Fürst lächelte.

„Nicht wahr, das leiden wir nicht? Ich habe es Schwester Maria auch schon gesagt. Aber sie wollte sich nicht halten lassen."

Herbert trat zu Maria heran und umfaßte sie mit beiden Armen.

„Gut, daß mich Papa hat rufen lassen. Ich werde dich festhalten, Schwester Maria, mit meinen starken Armen. Ich lasse dich nicht fort. Papa, sag' ihr doch, daß sie nicht fort darf," sagte er mit großer Heftigkeit, ganz außer sich.

Fürst Botho trat neben ihn.

„Ein Mittel gibt es, sie hier zu behalten für immer, Herbert, sagte er tief bewegt.

Der Knabe sah ihn unruhig an.

„So nenne es doch, Papa."

Tief atmete dieser auf. Dann sagte er halblaut:

„Sie muß meine Frau — deine Stiefmutter werden. Frage sie, ob sie das will."

Einen Augenblick sah Prinz Herbert betroffen in seines Vaters Gesicht. Und dann blickte er Maria an. Was sich in diesen beiden erregten Gesichtern abspielte, griff ihm seltsam ans Herz, wie etwas ganz Neues, Ungeahntes. Plötzlich warf er dann wieder seine Arme um Marias Hals.

„Ja du! Ach — ja — du sollst meine Mutter sein. Hab' ich dir nicht schon einmal gesagt, nicht Schwester Maria — Mutter Maria sollst du mir sein, dann bin ich dein Sohn und du darfst nie von mir gehen. Sage ja — bitte, sage ja, sei meine Mutter. Willst du?" drängte er eifrig.

Maria sah ihn mit feuchten Blicken an und dann traten Tränen in ihre Augen.

„Mein Prinzlein — wenn du es willst — dann muß ich wohl ja sagen," sagte sie unter Tränen lächelnd. Jubelnd küßte sie Herbert. Und dann warf er sich dem Vater in die Arme.

„Ich danke dir — ach — ich danke dir, daß du sie mir zur Mutter gibst, Papa. Nun gehört sie uns ganz, dir und mir, und kein Mensch darf sie uns nehmen."

Fürst Botho nahm Marias Hand und küßte sie mit einem aufstrahlenden Blick.

„Sind nun alle Bedenken beseitigt, Maria?“

Zitternd legte sie ihre Hand in die seine. „Gott helfe mir, daß ich meinem lieben Prinzlein eine echte Mutter sein kann und — dir eine Frau, die deiner allezeit würdig ist.“

Herbert lachte froh.

„Nun bist du Papas Braut, und nun leide ich die garstige weiße Haube nicht mehr auf deinem Kopfe.“ Er löste ihr, wie er schon oft getan, wenn sie allein waren, die Haube von dem goldig schimmernden Haar und sagte, zu seinem Vater aufblickend:

„Schau her, Papa, hast du sie schon einmal ohne Haube gesehen? Ich schon oft, aber sie wollte es immer nicht leiden. Ist sie nicht noch viel schöner und lieber ohne die Haube?“

Der Fürst nickte und sein Herz klopfte stark und jung in der Brust, als er das schöne Geschöpf in holder Verwirrung vor sich sah.

„Ja, Herbert, schön und lieb ist sie — und treu und gut. Wir wollen sie sehr, sehr lieb haben und sie so recht nach Herzenslust verwöhnen, nicht wahr?“

Herbert nickte eifrig.

„Ja, Papa, das wollen wir. Bisher hat sie immer mich verwöhnt und gepflegt. Aber jetzt bin ich stark und gesund und werde bald ein Mann sein. Nun will ich ihr Ritter sein und will sie schützen vor aller Unbill, wie ein rechter Ritter die Dame seines Herzens.“

Fürst Botho lachte über seinen Eifer.

„Nun, nun — laß mir nur auch noch etwas übrig, mein Sohn.“

Sie umschlangen beide Maria mit den Armen und sahen sich lachend an.

„Du, Papa — wollen wir um sie kämpfen wie zwei Ritter im Turnier? Sollst sehen, ich habe Kräfte."

Fürst Botho strich lächelnd über seine Stirn.

„Nein, nein, ich lasse mich mit dir lieber nicht in einen Kampf ein. Du jugendlicher Heißsporn bist imstande, deinen Vater in den Sand zu setzen. Ich denke, wir einigen uns friedlich. Dir gehört die Mutter, mir die Frau."

Herbert nickte großmütig.

„Gut, das soll gelten. Zur Frau könnte ich sie doch nicht brauchen, ich heirate ja doch einmal die Lori."

Die Augen des Fürsten und die Marias begegneten sich lächelnd.

„So so — die Lori also? Steht das schon fest?" fragte der Vater mit angenommenem Ernst.

Herbert nickte.

„Natürlich, Papa. Sie will zwar nicht, aber daran kehre ich mich nicht. Sie muß doch tun, was ich will."

„Das hat ja noch lange Zeit, mein Prinzlein," sagte Maria, liebevoll sein Haar streichelnd.

Herbert nickte.

„Natürlich, Lori ist ja noch so ein dummes kleines Mädel," sagte er ein wenig überhebend.

* * *

Am andern Tage fuhr Fürst Rastenberg nach dem etwa eine Stunde entfernten Schloß Waldlust. Das Schloß war Privatbesitz seines Freundes, des Herzogs Ferdinand. Er sollte der erste sein, dem der Fürst die Kunde von seiner Verlobung mit Schwester Maria brachte.

Schloß Waldlust, das mitten in den ausgedehnten Waldungen des Herzogs Ferdinand lag, die an das Lehnsdorfer Gebiet stießen, war der Sitz der Gräfin

Regina Solmshausen, die dem Herzog Ferdinand seit Jahren in morganatischer Ehe angetraut war. Sie hatte dem Herzog drei Kinder geschenkt, an denen er mit großer Liebe hing und die er, fern von der Großstadt, in ländlicher Einsamkeit unter der Obhut seiner Gattin erziehen ließ.

Gräfin Regina war, ehe sie die Gemahlin des Herzogs Ferdinand wurde, eine gefeierte Sängerin gewesen, die unter dem Namen Regina Heyden einen Weltruf genoß. Gelegentlich einer Wohltätigkeitsfestlichkeit hatte sie der Herzog kennen gelernt und eine tiefe Neigung zu dem schönen und geistreichen Mädchen gefaßt. Da es das herzogliche Hausgesetz ausschloß, daß er als regierender Herzog eine Gattin bürgerlichen Standes wählte, so faßte er den Entschluß, Regina Heyden in den Grafenstand zu erheben und sich zur „linken Hand" antrauen zu lassen. Trotz des Widerspruchs, auf den der Herzog mit diesem Schritt in seiner Familie stieß, hatte er sich doch in seinem Entschluß nicht beirren lassen und lebte nun seit Jahren in glücklichster Ehe mit Gräfin Regina. So oft er nur konnte, verließ er seine Residenz, um auf Schloß Waldlust im Kreise der Seinen als freier Mensch zu leben. Sein Sohn Lothar, der im gleichen Alter mit Prinz Herbert stand, war dessen getreuer Freund und Spielkamerad und weilte häufig auch auf Schloß Lehnsdorf bei Fürst Rastenberg, ebenso wie seine beiden jüngeren Schwestern.

Jahrelang hatte sich der Herzog seines stillen Glückes erfreuen dürfen, das erst in den letzten Monaten eine Trübung erfuhr. Immer wieder wurden Stimmen im Herzogtum laut, die einen legitimen Thronerben forderten, und auch seitens des Ministeriums wurde es dem Herzog immer wieder nahegelegt, daß es seine landesherrliche Pflicht sei, durch eine

„standesgemäße“ Heirat die Thronfolge im Herzogtum zu sichern. Der Herzog aber hatte diesen Vorstellungen sein Ohr bisher verschlossen.

In den letzten Wochen hatte sich diese Strömung im Lande, die eine Trennung des Herzogs von Gräfin Regina und eine standesgemäße Wiederverheiratung forderte, verstärkt, und in den maßgebenden Kreisen war bereits ein Heiratsprojekt aufgetaucht, das dem Herzog nahegelegt werden sollte. Es handelte sich um eine Prinzessin aus altem Geschlecht, die man gern an der Seite des Herzogs auf dem Thron gesehen hätte. Aber solange er es konnte, vermied es Herzog Ferdinand, mit seinem Minister über die Angelegenheit zu konferieren, und namentlich hier in Schloß Waldlust, im Kreise der Seinen, sollte ihn nichts an den Schatten mahnen, der sein Glück bedrohte. Hier lebte er, wie der einfachste Privatmann, ganz seiner Gattin und seinen Kindern, denen er diese Besitzung erblich verschrieben hatte, um sie dafür zu entschädigen, daß er sie nicht gleichberechtigt an seine Seite stellen durfte. Sein Grundsatz hieß einfach und klar: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!“ — Der Gott der ewigen Liebe konnte unmöglich neue Sittengesetze gutheißen, die nur von Menschen gemacht und von Standespersonen erdacht waren!

* * *

Fürst Rastenberg wußte, daß er heute Herzog Ferdinand in Schloß Waldlust antreffen würde; das war ihm lieber, als wenn er den Herzog in seiner Residenz hätte aufsuchen müssen. Er wußte, daß er beim Herzog im Gegensatz zu seinen übrigen Standesgenossen für den Schritt, den er soeben getan, volles Verständnis finden würde.

Als der Wagen vorfuhr und Fürst Rastenberg sich melden ließ, wurde er sofort vom Herzog empfangen. Er fand den Freund in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch, auf dem Stöße von Akten davon Zeugnis ablegten, daß auch hier in Schloß Waldlust Herzog Ferdinand nicht frei von Regierungsgeschäften war. Der Herzog erhob sich und begrüßte den Freund.

„Grüß Gott, Botho! Wie freue ich mich, gerade heute dich zu sehen! Willst du Platz nehmen oder erst meine Frau begrüßen? Sie ist mit den Kindern im Park."

„Es ist mir lieb, dich allein sprechen zu können, Ferdinand!"

Der Herzog schob dem Freunde einen Sessel neben den Schreibtisch und ließ sich ihm gegenüber nieder.

Der Fürst begann ohne Umschweife:

„Um es kurz zu machen, Ferdinand, ich komme zu dir, um dir zu sagen, daß ich mich mit Schwester Maria, der Pflegerin meines Sohnes, die du ja auch kennst, verlobt habe. Du bist der erste, der davon erfahren soll, denn ich weiß, du wirst mich verstehen!"

Erfreut sprang der Herzog auf und drückte dem Freunde die Hand.

„Von Herzen wünsche ich dir Glück, Botho! Ich ahnte es ja längst, daß dir Schwester Maria mehr war als nur die Pflegerin deines Sohnes. Du weißt, wie ich mit dir fühle, und darum braucht es nicht vieler Worte. Auch meine Frau wird sich herzlich freuen, denn sie schätzt Schwester Maria sehr. In unsern Kreisen wird, wie du selbst das nicht anders erwarten wirst, diese Verlobung Überraschung und Kopfschütteln erregen, und man wird sagen, daß ich selbst es war, der mit veralteten Vorurteilen zuerst gebrochen hat."

„Du weißt ja, wie wenig ich auf das Urteil unserer Standesgenossen gebe," meinte Fürst Rastenberg lä-

chelnd. „Mein Herz hat gesprochen, und ich bin niemand Rechenschaft schuldig! — Maria hat meinem Sohn das Leben gerettet, und aus der Dankbarkeit heraus allein hätte ich diesen Schritt nie getan, obwohl mein Sohn Herbert an Schwester Maria wie an einer Mutter hängt. Ich habe Maria seit langem still geliebt, wagte es aber nicht, ihr meine Hand anzubieten mit Rücksicht auf den Altersunterschied, der zwischen uns besteht. Ich entschloß mich erst, es zu tun, als Maria mich bat, in nächster Zeit unser Gut verlassen zu dürfen, da Herbert ihrer Pflege nicht mehr bedürfe. Das traf mich wie ein Schlag, und ich gestand ihr meine tiefe Zuneigung."

Herzog Ferdinand lächelte und sagte ernst:

„Du bist ein glücklicher und beneidenswerter Mann, Botho! Du darfst ganz deinem Herzen folgen, und keine fremde Hand darf an dein Glück tasten."

Fürst Rastenberg sah dem Freunde forschend ins Antlitz. War denn Herzog Ferdinand nicht ebenso glücklich wie er? Hatte nicht auch er nur sein Herz sprechen lassen ohne Rücksicht auf andre?

„Du betonst meine Freiheit so eigen, Ferdinand! Was willst du damit sagen?"

„Daß ich jeden Mann aufrichtig beneide, der so wie du frei seinem Herzen folgen darf und den Konflikt zwischen Pflicht und Herzensneigung nicht kennen lernt. Du weißt, wie glücklich ich hier mit den Meinen lebe, aber es sind immer nur Stunden, höchstens Tage, in denen ich vergessen darf, daß ich ein regierender Herzog bin. Bis vor kurzem ist kein Schatten auf dies stille, weltentrückte Glück gefallen, aber nun soll mit einem Male alles anders werden."

Fürst Rastenberg antwortete nichts und sah sinnend vor sich hin. Auch er wußte ja, daß einmal die Stunde kommen mußte, da der Herzog sich dem herzog-

lichen Hausgesetz fügen und sich „standesgemäß" vermählen würde. Aber daß dieser Zeitpunkt so nahe gerückt sein sollte, wie der Herzog andeutete, hatte er nicht geahnt.

Was sollte er dem Freunde antworten? Gewiß war es für Gräfin Regina ein schweres Opfer, wenn sie nun zurücktreten mußte, um einer andern den Platz an der Seite des geliebten Mannes einzuräumen, aber es war ein Opfer, das sie im Interesse des Landes den menschlichen Gesetzen gemäß bringen mußte.

Es war, als ob Herzog Ferdinand die Gedanken seines Freundes erraten habe.

„Du schweigst, lieber Botho," sagte er, „weil auch du keinen Ausweg weißt, und weil auch du mir nur den einen Rat geben kannst, daß ich als ein Mann trage, was nun einmal getragen werden muß."

Der Herzog sagte es mit gramerfüllter Miene und fuhr dann fort:

„Verzeihe, Botho, wenn ich in dieser Stunde, da du mir die Botschaft von deinem eignen Glück bringst, von mir und meinen Sorgen spreche! Aber du bist mein einziger Vertrauter, zu dem ich von allem reden kann, was mir das Herz schwer macht. Und ich glaube, du wirst mich verstehen wie kein andrer, weil auch du Gräfin Regina so hochschätzst und weißt, was sie mir ist. Ja, wenn dies Hausgesetz nicht wäre, das mich in Fesseln schlägt! Als ich Regina heiratete, hegte ich noch immer die stille Hoffnung, alle die Hindernisse überwinden zu können."

Herzog Ferdinand schwieg und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. Erst nach einer Weile begann er wieder:

„Ich habe vor ein paar Tagen mit meinem Minister, Exzellenz Dahlhorst, gesprochen und den Eindruck gewonnen, daß im Herzogtum eine starke Gegen-

strömung besteht. Er hat mir angedeutet, daß, wenn ich mich nicht entschließe, beim Zusammentritt des Landtags von seiten der rechtsstehenden Parteien die Frage meiner standesgemäßen Vermählung als eine berechtigte Forderung des Landes zur Erörterung gebracht werden wird, was für mich und die Regierung natürlich eine höchst peinliche Situation ergeben würde. Ich selbst sehe ein, daß das vermieden werden muß. Der Wiener Hof hat mir auch bereits ein bestimmtes Heiratsprojekt nahegelegt und mir in Prinzessin Beate Iffingen eine passende Braut vorgeschlagen; alles natürlich durch den Minister Dahlhorst, der beim Kaiser Franz Joseph persona gratissima ist. Ich kenne die Prinzessin nicht, ich weiß nichts von ihr, sie ist mir völlig gleichgültig, wie alle die andern Damen, auf die man mich im Laufe der Jahre aufmerksam gemacht hat. Minister Dahlhorst behauptet, sie sei die passende Gemahlin für mich. Kennst du sie vielleicht, lieber Botho?"

Fürst Rastenberg verneinte. Flüchtig gehört hatte er wohl von der Prinzessin. Es war ihm auch zu Ohren gekommen, daß man in Wien bereits bei dem Vater der Prinzessin sondiert habe und von dort aus das Vermählungsprojekt mit Herzog Ferdinand förderte. Aber er hatte keine Veranlassung gehabt, mit dem Herzog davon zu reden, ehe der Freund nicht selbst davon gesprochen hatte.

Herzog Ferdinand war ans Fenster getreten und schaute in den sommergrünen Park hinaus, in tiefe Gedanken verloren. Es kämpfte in ihm, ob er auch das letzte sagen sollte, was er Fürst Botho zu sagen hatte.

Dann wandte er sich entschlossen um, trat auf den Freund zu und sagte ernst:

„Daß man anfängt, mich persönlich zu drängen, verstehe ich und muß es hinnehmen. Aber daß auch

meine Gattin, meine Kinder in dieses geheime Intrigenspiel, das gerade in letzter Zeit von unbekannter Hand begonnen ist, mit hineingezogen werden, das ist es, was mich im Innersten empört!"

„Sprich dich ruhig aus, Ferdinand," bat Fürst Rastenberg. „Du weißt, es ist das einzige, was dich erleichtern kann. Und ich selbst kann dir in diesem schweren Seelenkampf, so gern ich es auch möchte, doch durch nichts andres hilfreich zur Seite stehen als durch Vertrauen und Teilnahme."

„Ich danke dir, Botho," sagte der Herzog warm. „Also, um es kurz zu sagen: man hat es in den letzten Tagen sogar versucht, Regina bei mir zu verdächtigen. Anonyme Briefe wurden mir in die Hand gespielt, die ihre Treue in Zweifel ziehen. Ja, man hat sich sogar erdreistet, auch deinen Namen in die Affäre zu verwickeln!"

Fürst Rastenberg wollte empört aufspringen, aber der Herzog legte seine Hand auf die Schulter des Freundes und sagte in völlig ruhigem Ton:

„Spare die Worte, lieber Botho! Wir wissen ja beide, wie hoch Regina über jedem Verdacht steht. Ich wollte dir nur zeigen, mit welch verächtlichen Waffen man jetzt gegen mich zu kämpfen beginnt. Du wirst verstehen, wie müde man bei solchem Kampfe wird! Du weißt auch, daß ich der letzte bin, mich einer einmal erkannten Pflicht zu entziehen. Das habe ich auch dem Minister Dahlhorst gegenüber erklärt. Nur der letzte Schritt wird mir so unendlich schwer — vor ihm graut mir! Wohl weiß auch Regina, daß unserm Glück nun die letzte Stunde schlagen muß, aber daß diese Stunde so nahe gerückt ist, das ahnt sie nicht. Bis heute habe ich ihr gegenüber geschwiegen, um keinen Schatten in die wenigen glücklichen Stunden fallen zu lassen, die ich mit ihr noch teilen darf. Aber

auch das ist nun zu Ende! Die nächsten Tage müssen die Entscheidung bringen!"

Herzog Ferdinand schwieg. Durch die offenen Fenster fiel hell und warm das Sonnenlicht und malte breite Streifen auf den schweren Perserteppich, der den Boden bedeckte. Die Wipfel der alten Bäume wiegten sich im Sommerwinde; aus dem Park klangen die hellen Stimmen der Kinder des Herzogs.

Fürst Rastenberg hatte sich erhoben und war an den Freund herangetreten. Er reichte ihm die Hand und sagte bewegt:

„Wenn es einen Trost gibt in dieser für dich so schweren Stunde, so ist es der, daß Gräfin Regina die Seelengröße haben wird, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Das Bewußtsein, dem Wohl des Herzogtums zu dienen, wird ihr die Kraft geben, die Dornenkrone der Entsagung zu tragen."

„Ja, sie wird sich fügen mit der ruhigen Würde der hoheitsvollen Frau, die ihr Herz vor den Blicken der Welt verbirgt. Ich weiß es ja, sie hat jeden Tag bis heute wie ein Geschenk hingenommen, und mir selbst ist es, als habe ich sie niemals mit solch schmerzlicher Innigkeit geliebt wie jetzt, da ich ihr dieses Leid antun muß! Und dann meine Kinder! Lothar ist bereits alt genug, um wenigstens ahnungsvoll zu empfinden, daß seine Mutter nicht die Stellung einnimmt, die ihr gebührt. Er stellt ab und zu Fragen, aus denen ich das deutlich herausfühle. Wie gern würde ich ihn als meinen Thronfolger sehen!"

Über die Züge des Fürsten Botho glitt ein leises Lächeln, dann fragte er:

„Hältst du es für ein solch großes Glück, der Erbe eines Thrones zu sein, Ferdinand?"

Der Herzog fuhr sich über die Stirn, als wollte er einen quälenden Gedanken verscheuchen.

„Nein, wahrhaftig nicht, lieber Botho! Habe Dank für dieses Wort! Der größte Sklave seines Landes ist doch sein Fürst, das sehe ich ja an mir selbst am deutlichsten! Aber nun genug! Verzeihe, wenn ich dich mit meinen Sorgen quälte, wo du doch kamst, mir eine Freudenbotschaft zu bringen. Reden wir nicht mehr von mir, sondern von dir! Wann soll die Hochzeit sein?"

„Sobald als möglich, denn ich bin nicht mehr jung genug, das späte Glück auch noch hinausschieben zu dürfen," sagte Fürst Botho lächelnd. „Ich werde schon morgen nach Rastenberg übersiedeln und bis zur Hochzeit dort weilen, damit Maria mit meinem Sohn ruhig in Lehnsdorf bleiben kann. Sie steht ja ganz allein auf der Welt, und ich möchte nicht, daß sie bis zu unsrer Vermählung noch einmal unter fremde Menschen müßte. Wir wollen die Hochzeit in aller Stille in Rastenberg feiern und dann nach Lehnsdorf zurückkehren, schon mit Rücksicht auf Herbert, dem die dortige Luft so guttut. Auch Professor Bernd ist derselben Meinung. Nur im Frühjahr werden wir auf wenige Wochen nach Rastenberg gehen, da ich die Fühlung mit der alten Heimat nicht ganz verlieren möchte."

Über die Züge des Herzogs glitt ein froher Schein.

„Es ist mir lieb, Botho, dich dauernd in der Nähe zu wissen, besonders um Reginas willen. So hat sie doch in der kommenden schweren Zeit einen treuen Freund und einen Halt, an den sie sich klammern kann. Ich hoffe, daß auch die künftige Fürstin Rastenberg ihr eine Freundin in der Not werden wird, bei der sie allezeit Zuflucht suchen darf! Wir sind ja so arm an wirklichen Freunden, gerade wir, die wir anscheinend auf des Lebens Höhen wandeln."

Die beiden Freunde reichten sich die Hand.

„Gräfin Regina wird immer auf uns zählen können, Ferdinand! Und nun laß mich deine Gattin begrüßen und ihr die Nachricht von meiner Verlobung mit Maria bringen."

„Ja, komm in den Park, dort treffen wir sie mit den Kindern. Sie wird sich deines Glückes freuen, wie ich es tue."

Auf einer Parkwiese sahen sie die Gräfin Regina inmitten ihrer spielenden Kinder. Lothars Hauslehrer und die Bonne der kleinen Mädchen standen etwas abseits. Eine stolze, schöne Erscheinung war Gräfin Regina, eine schlanke, königliche Gestalt, der doch die frauliche Rundung nicht fehlte. Auf den fein geformten Schultern ruhte in anmutiger Haltung der mit reichen blauschwarzen Flechten geschmückte, feine Kopf.

Sie zählte bereits vierunddreißig Jahre, hatte sich aber noch völlig den leuchtenden Schmelz der Jugend bewahrt. Wundervoll war der perlenweiße Teint, in dem die schöngeschweiften roten Lippen glühten. Die großen dunklen Augen sahen mit strahlendem Ausdruck den beiden Herren entgegen.

Neben ihr, die Arme fest um die Mutter schlingend, stand ihr Sohn Lothar, ein schlanker, schöner Knabe von dreizehn Jahren, mit dem dunklen, leicht gewellten Haar und den strahlenden Augen der Mutter, und den aristokratischen Zügen des Vaters. In seinem Blick lag sinnender Ernst und innige Zärtlichkeit, aber auf der hohen Stirn lag es wie trotziger Stolz. Es schien, als ahne der Knabe bereits, daß er sich als Mann mit diesem trotzigen Stolz gegen mancherlei Feinde würde zu wehren haben.

Jetzt erblickte er den Vater und Fürst Rastenberg. Mit kraftvollen und doch wie von unbewußter Anmut gezügelten Bewegungen sprang er ihnen entgegen.

Auch die sechsjährige Komtesse Lori und die zweijährige Silva strebten nun „Papa“ und „Onkel Botho“ entgegen mit fröhlichen Zurufen.

Langsam folgte ihnen die Gräfin in fraulicher Anmut und Würde.

Mit einem aufleuchtenden Blick voll Stolz und Zärtlichkeit umfaßte der Herzog sein schönes Weib und die lieblichen Kinder.

„Da bringe ich dir unsern treuen Freund Rastenberg, Regina. Er will dir frohe Botschaft künden,“ sagte der Herzog, seiner Frau die Hand küssend. Regina wandte sich zu dem Fürsten, ihm die Hand zum Gruße reichend.

„Willkommen, Durchlaucht, herzlich willkommen, wie immer. Wenn Sie erscheinen, blickt das Auge meines Mannes heller — und das macht mich froh,“ sagte sie mit klarer, weicher Stimme, die einen bestrickenden Wohllaut hatte.

Der Fürst führte ihre Hand an seine Lippen.

„War Seine Hoheit nicht froh und vergnügt, ehe ich kam? Dann braucht er wohl nur dies schöne Bild zu umfassen — die herrlichste Frau seines Landes im Kreise seiner blühenden Kinder. Ich meine, bei diesem Anblick müssen alle Schatten von seiner Stirne weichen.“

Sie lächelte und sah den Herzog liebevoll an. Dieser legte seinen Arm um sie.

„Glaube ihm nicht ohne weiteres, Regina, daß er dich für die herrlichste Frau dieses Landes hält. Er hat mir eben gebeichtet, daß ein anderes Bild auf dem Altar seines Herzens thront,“ scherzte er.

Regina sah den Fürsten fragend an. Während der Herzog seine Kinder eins nach dem andern zärtlich küßte, sagte der Fürst, sich vor Regina neigend:

„Ich habe mich heute mit Schwester Maria verlobt, gnädigste Gräfin. Um das zu melden, kam ich nach Waldluſt.“

Ernſt blickten die wundervollen dunklen Frauenaugen zu ihm auf. Impulſiv reichte ſie ihm die Hand und den aufſtrahlenden Blick zu ihrem Gemahl hebend ſagte ſie herzlich:

„Werden Sie mit ihr ſo glücklich, wie wir es ſind, Durchlaucht. Einen beſſeren Glückwunſch kann ich Ihnen nicht ſagen. Und überbringen Sie auch Ihrer Braut meinen herzlichen Glückwunſch. Prinz Herbert wird wohl ſehr glücklich ſein, ſie zur Mutter zu bekommen.“

„Ja, gnädigſte Gräfin, er iſt es.“

Jetzt wandte ſich Lothar an den Fürſten.

„Onkel Botho — warum haſt du Herbert nicht mitgebracht?“ fragte er, ſich in den Arm des Fürſten hängend.

„Ich konnte ihn heute nicht mit mir nehmen, Lothar. Aber du ſollſt mit deinen Schweſtern heut Nachmittag nach Lehnsdorf kommen.“

Lothar ſchüttelte den Kopf.

„Nein — heute iſt doch Papa in Waldluſt, da gehen wir nicht aus. Wir werden morgen kommen.“

„Alſo gut, dann morgen.“

Der Herzog hatte dem Hauslehrer und der Bonne ein Zeichen gegeben, die Kinder fortzuführen und auch der Fürſt verabſchiedete ſich bald. Er hatte vor ſeiner Abreiſe nach Kaſtenberg noch allerlei zu erledigen. Arm in Arm gaben ihm der Herzog und ſeine Gemahlin das Geleite bis zum Schloß zurück. Die beiden Herren trennten ſich mit feſtem Händedruck.

„Wann ſehen wir uns wieder, Botho?“ fragte der Herzog.

„Gleich nach meiner Hochzeit, Ferdinand."

„Gut, mein Freund. Ich erwarte, daß du mir nach deiner Hochzeit die junge Fürstin Kastenberg in meiner Residenz vorstellst. Ich werde dich mit deiner Gemahlin in Audienz empfangen."

Der Fürst neigte sich über Reginas Hand. „Und Ihnen, gnädigste Gräfin — darf ich auch Ihnen dann die Fürstin Kastenberg vorstellen?"

„Ich werde mich freuen, Durchlaucht, von Herzen freuen. Schwester Maria kenne ich gut genug, um mich auf die Bekanntschaft — will's Gott auch auf die Freundschaft der Fürstin Kastenberg zu freuen." —

Als Fürst Kastenberg davongefahren war, ging Herzog Ferdinand mit seiner Gemahlin in seine Gemächer. An einigen Lakaien vorüber führte er sie in ritterlicher Haltung die Treppe hinauf. Sein Blick ruhte dabei fest und durchdringend auf den unbewegten Lakaiengesichtern, als wollte er prüfen, wer seines Vertrauens wert sei.

Im Vorsalon zu seinen Gemächern stand sein Kammerdiener Voß. Das war ein Mann von sechsundvierzig Jahren mit einem klugen, sympathischen Gesicht.

Voß pflegte seinen Herrn stets nach Waldlust zu begleiten. Kein anderes Gefolge litt der Herzog auf seinen Fahrten zu seiner Familie. Und niemand in seiner nächsten Umgebung genoß so viel Vertrauen als Voß, der freilich auch für seinen Herrn durchs Feuer gegangen wäre und ihm schon seit zwanzig Jahren treue Dienste leistete.

„Guten Morgen, Voß," sagte die Gräfin freundlich zu ihm.

Voß stand stramm und ehrerbietig. „Guten Morgen, Eure Hoheit!" antwortete er erfreut.

Doß ließ sich nicht davon abbringen, daß der Gräfin dieser Titel zukam. Für ihn war sie die Gemahlin seines Herrn, er hatte ihrer Trauung beigewohnt und also hatte sie, seiner Ansicht nach, auch ein Recht, mit dem Titel ihres Gemahls angeredet zu werden. Auch den Kindern seines Herrn legte er diesen Titel bei. Der Herzog ließ ihn lächelnd gewähren und Gräfin Regina hate es aufgegeben, den Halsstarrigen zu überzeugen, daß ihr diese Anrede nicht zukam.

Der Herzog nickte seinem Getreuen lächelnd zu.

„Sorgen Sie dafür, Doß, daß der Brief auf meinem Schreibtisch Seiner Exzellenz, dem Minister von Dahlhorst sofort mit einem reitenden Boten zugesandt wird."

„Zu Befehl, Eure Hoheit."

Doß öffnete die Türe zu den Gemächern seines Herrn und ließ ihn und seine Gemahlin eintreten. Dann ging er, einen reitenden Boten zu bestellen. Als Herzog Ferdinand mit seiner Gemahlin allein war, zog er sie aufatmend mit großer Innigkeit in seine Arme.

„Liebste, süßeste Frau," sagte er zärtlich.

Sie schmiegte sich glücklich in seine Arme.

„Mein geliebter Mann," flüsterte sie voll Innigkeit.

Er seufzte tief auf und sah ihr in die wundervollen Augen.

„Wie beneidenswert ist mein Freund Kastenberg, daß er seinem Herzen folgen darf."

Sie sah ihn an voll heißer Innigkeit. „Hast du das nicht auch tun dürfen, mein Ferdinand?"

Ein Schatten flog über seine Stirn, dieser trübe Schatten, der sie schon heute morgen geängstigt hatte.

„Ja, meine Regina — aber ich darf mein Glück nur im Verborgenen genießen, darf dich nicht meinem Volke zeigen, dir nicht die Stellung einräumen, die ich dir geben möchte."

Sie strich ihm sanft, wie glättend, über die Stirn.

„Darum sollst du dich nicht quälen. Ich geize nur nach einer Stellung — deinem Herzen die Nächste zu sein. Was gilt mir äußerer Glanz? Du bist meine Welt, du, und unsere Kinder. Mehr brauche ich nicht zum Glücklichsein."

Schmerzlich forschte er in ihren Zügen.

„Drückt es dich nicht, daß ich dich verbergen muß? Leidet dein Stolz wirklich nicht darunter, daß du meine Stellung nicht teilen darfst? Entbehrst du wirklich nichts — gar nichts?"

Sie lächelte.

„Solange du mich liebst, entbehre ich nichts. Solange nenne ich mich die glücklichste, beneidenswerteste Frau im ganzen Lande. Und du wirst mich immer lieben, nicht wahr?"

Andächtig küßte er ihre Augen, ihren Mund.

„Bis in alle Ewigkeit, mein teures Weib. Mein Herz wird immer dir, nur dir gehören, das weißt du."

Ein Erschauern flog über sie dahin und ihre Augen sahen plötzlich bang und unruhig zu ihm auf.

„Dein Herz — ja — dein großes edles Herz — aber — ach, ich sah Sorgen auf deiner Stirn, als du heute morgen ankamst. Hat man dir das Leben schwer gemacht — meinetwegen?"

Hastig wehrte er ab.

„Nein, nein — was denkst du!"

Sie faßte seinen Kopf und sah ihm tief in die Augen mit einem angstvoll forschenden Blick.

„Liebster Mann — ich habe gelesen — in den Zeitungen — man mahnt dich an deine Pflicht."

Er erschrak.

„Regina! Wann — was hast du gelesen?"

„Schon vor Tagen — man mahnte dich an deine Pflicht, eine Gemahlin neben dich auf den Thron zu

stellen — du seiest dem Lande einen Thronerben schuldig. Muß es denn sein?" stammelte sie blaß und zitternd.

Er stöhnte auf. Und dann preßte er sie wie in wilder Qual an sich und sah sie düster an.

„Und wenn es sein müßte, Regina?" fragte er heiser.

Sie umklammerte ihn zitternd und schloß die Augen wie vor etwas Schrecklichem. Sie wollte sprechen, aber kein Wort rang sich über ihre Lippen.

„Du ertrügst es nicht, Regina — könntest es nicht ertragen, nicht wahr?" forschte er tonlos.

Sie raffte sich auf. Ein herzzerreißender Blick lag in ihren erloschenen Augen.

„Ich weiß es nicht — ach — ich weiß es nicht, Ferdinand. Ich fürchte, ich bin nicht stark genug, es zu ertragen, daß ich dich mit einer andern teilen soll."

Er drückte ihr Haupt zärtlich an seine Brust.

„Mit niemand wirst du teilen, Regina. Mein Herz gehört dir allein mit jedem Schlag."

Sie strich sich über die Augen und richtete sich gewaltsam auf. Dann nahm sie seine linke Hand und preßte sie an ihr Herz.

„Ist es schon so weit — wird jetzt geschehen, was ich immer so namenlos gefürchtet habe?"

„Nein nein — noch nicht, Regina. Aber, ich muß es dir sagen, eines Tages könnte es sein müssen. Willst du, meine süße Frau, mir nicht den Trost lassen, daß du es tragen wirst, wie ich es tragen müßte?"

Sie lehnte das bleiche Gesicht an seine Brust. Dann atmete sie tief und sah mit schmerzlichem Blick zu ihm auf. „Ja — ich werde stark sein. Deinetwillen werde ich die Kraft finden, es zu tragen. Aber — ich wünsche, daß ich sterben könnte, ehe es geschehen muß. In deinen Armen möchte ich vorher sterben, deinen letzten

Kuß auf meinen Lippen. Still würde ich dann zur Ruhe gehen mit dem Bewußtsein, namenlos glücklich gewesen zu sein."

Er sah sie ernst an.

„Und unsere Kinder, Regina?"

Sie schrak empor. Ein wehes Lächeln irrte um ihren Mund.

„Ja — unsere Kinder — deine Kinder —, die darf ich nicht verlassen. Sie werden mir ein Trost sein, wenn das Schlimmste kommt. Aber jetzt laß uns nicht mehr davon sprechen. Ich will die Augen schließen vor dem, was eines Tages kommen muß, will es nicht eher sehen, als bis es dicht vor mir steht. Bis dahin laß mich glücklich sein in deinen Armen. Laß uns mit jeder Minute geizen, die noch uns gehört. Jede Sekunde will ich wie eine kostbare Ewigkeit genießen. Keine Zeitung will ich mehr in die Hand nehmen, um eine Stunde früher, als nötig ist, davon zu erfahren. Und so lange bist du noch mein, gehörst noch mir allein. Was auch kommen mag — ich bin dennoch das glückseligste, beneidenswerteste Weib auf Erden."

So sagte sie in tiefer Erregung.

Er riß sie in leidenschaftlicher Glut in seine Arme und preßte seine Lippen fest auf die ihren. Dann sah er sie innig an.

„Süße Frau — meine süße holde Frau — wie ich dich liebe — wie ich dich liebe!"

Die Welt versank mit allem Glanz, mit aller Qual. Diese beiden Menschen genossen in schrankenloser Wonne das Glück, sich mit jeder Faser ihres Seins anzugehören in leidenschaftlicher Innigkeit.

* * *

Maria Raimund, die Braut des Fürsten Rastenberg, saß mit Prinz Herbert auf der Schloßterrasse im warmen Frühlingssonnenschein. Fürst Rastenberg war vor einer Stunde abgereist, um in Schloß Rastenberg alles zur Hochzeit vorzubereiten.

Maria strich liebevoll das dunkle, gewellte Haar aus Herberts Stirn.

„Wie schön, daß ich nun immer bei dir bleiben darf, mein Prinzlein."

Der Knabe küßte ihr mit ritterlicher Artigkeit die Hand.

Maria lächelte und legte den Arm um seine Schultern.

„Mein lieber, lieber Herbert," sagte sie bewegt.

Sie trug die weiße Haube nicht mehr auf dem goldbraunen Haar. Der Fürst hatte gestern Professor Bernd noch einen Besuch gemacht und ihm mitgeteilt, daß er sich mit Maria Raimund verlobt hatte.

„Da haben Durchlaucht in den Glückstopf gegriffen — und Maria auch," hatte der Professor in seiner freimütigen Art gesagt und hatte versprochen, zur Hochzeitsfeier nach Rastenberg zu kommen.

Fürst Botho hatte sofort einem erstklassigen Modemagazin Auftrag gegeben, einen Trousseau für seine Braut fertigzustellen. Man werde ihr alles Nötige zur Auswahl vorlegen. Maria war das alles wie ein Traum. Sie konnte noch immer nicht fassen, wie sehr sich ihr Schicksal geändert hatte.

Vor seiner Abreise hatte Fürst Botho seinen Beamten und Domestiken Maria als seine Braut vorgestellt und Befehl gegeben, daß man schon jetzt in ihr die Herrin von Lehnsdorf sehen sollte. Das hatte ein Staunen und Wundern gegeben. Und auch heute gingen die Domestiken noch mit neugierigen, scheuen Augen um sie herum.

Prinz Herbert half Maria instinktiv über die ungewohnte Situation hinweg, indem er sie wie ganz selbstverständlich hinnahm.

Bis zur Hochzeit, die ungefähr in zwei Monaten stattfinden würde, sollte Maria mit Prinz Herbert in Schloß Lehnsdorf bleiben. Dann würden sie beide in Begleitung von Herberts Erzieher und einiger Diener nach Rastenberg reisen, wo sie der Fürst empfangen würde.

Maria war voll Dankbarkeit gegen das Schicksal und ihre Liebe zu Fürst Botho konnte sich nun ungehindert entfalten. — — — — — — —

Prinz Herbert und Maria erwarteten Lothar Solmshausen und seine Schwestern. Die Kinder besuchten einander oft zu gemeinsamem Spiel. Sie kamen abwechselnd in Lehnsdorf und in Schloß Waldlust zusammen.

Pünktlich traf der Wagen aus Schloß Waldlust ein. Es gab ein fröhliches Begrüßen zwischen den Kindern. Hell klangen die jungen Stimmen durch den klaren Frühlingstag.

Lothar überreichte Schwester Maria einen prachtvollen Strauß roter Rosen und ein Billett von seiner Mutter. Die Gräfin sandte einen schriftlichen Glückwunsch an Maria.

Prinz Herbert berichtete den Geschwistern gleich aufgeregt, daß Schwester Maria nun seine Mutter würde.

„Das wissen wir schon, sie wird Onkel Bothos Frau," sagte Lothar, Maria mit seinen strahlenden Augen, den dunklen Augen seiner Mutter, anblickend.

„Jawohl, wissen wir schon," bestätigte Komteß Lori und die kleine Silva, die Maria emporgehoben hatte, schwatzte in ihrem drolligen Kauderwelsch dazwischen.

Lori stellte sofort nach kritischer Kinderart fest, daß Maria heute ihre weiße Haube nicht trug.

„Wo hast du sie gelassen, Schwester Maria?“ fragte sie.

An Marias Statt antwortete Herbert mehr deutlich, als höflich:

„Aber Lori, bist du dumm, hast doch eben gehört, sie heißt nicht mehr Schwester Maria und trägt auch nie mehr eine Haube. Trägt deine Mama vielleicht eine Haube?“

Loris Augen funkelten ihn an.

„Nein, Mama hat aber auch nie eine getragen. Sie war immer meine Mama.“

„Nun ja. Aber Maria ist nun nicht mehr Schwester Maria, sondern Mutter Maria. Und sie heißt nun bald Fürstin Kastenberg.“

Lori nickte und hing sich an Marias Arm.

„So nennen wir dich jetzt einfach Tante Maria, denn zu Herberts Papa sagen wir Onkel Botho.“

Maria sah lächelnd in Loris schönes, von blauschwarzen Locken umgebenes Gesicht. Lori war das getreue Abbild ihrer schönen Mutter. Sie hatte dieselben Augen, das blauschwarze Haar und den perlenartigen Teint.

„Das tut nur, ich will gern eure Tante Maria sein,“ antwortete Maria.

Lori sah sie lächelnd an.

„Tante Maria!“ probierte sie.

Dabei sah sie so reizend aus, daß Herbert sie schnell beim Kopfe nahm und auf den Mund küßte.

Sie stieß ihn aber zornig zurück.

„Was fällt dir ein, Herbert, was tust du?“

Seine stahlblauen Augen funkelten sie übermütig an.

„Hast du es nicht gemerkt? Ich habe dich geküßt."

„Das tut man doch nicht. Man küßt sich nur, wenn man wie Papa und Mama Mann und Frau ist," sagte sie, halb zornig, halb belehrend.

Herbert lachte.

„Nun, hab' ich dir nicht schon oft gesagt, daß du meine Frau wirst, wenn du groß bist."

Da lachte Lori laut und spöttisch auf.

„Ach du dummer Herbert, wenn ich groß bin, heirate ich einen Mann, wie mein Papa, und nicht einen Jungen, wie du bist."

„Dummer Herbert!" jauchzte die kleine Silva, die das alles für ein Spiel hielt. Maria hatte lächelnd zugehört. Nun brachte sie geschickt die Kinder auf ein anderes Thema. Sie wurden auf der Terrasse bewirtet und tollten dann im Park herum. Herbert und Lothar spielten Tennis, inzwischen wand Maria für die kleinen Komtessen Blumenkränze und flocht aus starken Gräsern niedliche Körbchen.

Es war Maria immer wie ein großes Glück, wenn sich die beiden kleinen Mädchen so innig an sie schmiegten. Sie gedachte dann wehmütig ihrer kleinen Margareta, die mit ihrem Vater den Tod in den grausamen Wellen gefunden hatte. Und nie wurde sie müde, sich den lebhaften Kindern zu widmen.

Diese fühlten instinktiv, daß sie von Maria geliebt wurden, und Kinderherzen reagieren immer auf zärtliche Gefühle, die man ihnen entgegenbringt.

So verging der Nachmittag schnell und angenehm für alle Teile.

Es wurde Zeit zur Heimfahrt.

Prinz Herbert wollte seinen Gespielen ein Stück Wegs das Geleite geben und befahl, daß man ihm Emir sattelte.

Maria war ein wenig bang.

„Willst du nicht lieber ein zahmes Pferd reiten, Herbert? Ich sehe es nicht gern, wenn du in deines Vaters Abwesenheit Emir reitest."

Herberts Augen blitzten.

„Laß mich nur, ich reite nur eine kurze Strecke mit. Lori will nicht glauben, daß ich Emir reiten kann. Sie soll es selbst sehen."

„Liegt dir so viel daran, daß dich Lori auf Emir bewundert?" fragte Maria lächelnd.

Herbert warf den Kopf zurück.

„Sie hat mich ausgelacht, als ich ihr sagte, daß Papa mir Emir geschenkt hat, weil ich ihn gemeistert habe. Sie will es nicht glauben und sagt, Emir wirft mich ab. Ich will ihr beweisen, daß er das nicht tut. Auslachen lasse ich mich doch von einem Mädel nicht."

„Aber versprich mir, sehr vorsichtig zu sein. Ich werde voll Unruhe sein, bis du zurückkommst."

Er umschlang sie zärtlich.

„Daran will ich denken. In einer halben Stunde bin ich zurück. Und sei ganz ruhig, Emir geht mir ganz glatt im Zügel, er weiß, daß ich ihn in der Gewalt habe."

Die Kinder des Herzogs bestiegen den Wagen. Die Bonne nahm auf dem Rücksitz Platz und hielt die kleine blonde Silva, das Abbild ihres blonden Vaters, auf dem Schoß. Silva hatte zärtlichen Abschied genommen von Maria. Voll Wonne hatte diese das warme, weiche Kinderkörperchen an sich gedrückt. Auch Lori und Lothar hatten sich herzlich von Maria verabschiedet.

Inzwischen hatte ein Reitknecht einen schlanken, edelgebauten Goldfuchs herbeigeführt. Prinz Herbert schwang sich gewandt in den Sattel und ritt an den Wagen heran.

Lori erhob sich und betrachtete Reiter und Pferd mit kritischen Blicken. Ihre dunklen Augen blitzten auf. Sie schüttelte lebhaft die schwarzen Locken über die Schultern zurück.

Auch Lothar hatte sich im Wagen erhoben und feuerte Herbert durch seinen Zuruf an, sich mit Emir zu produzieren.

Stolz und fest saß der schlanke Knabe im Sattel und zeigte seine Künste mit eleganter Leichtigkeit. Und als Lori, von dem Anblick bezwungen, jubelnd in die Hände klatschte, lachte er froh auf.

„Gelt Lori, nun glaubst du es endlich, daß ich Herr geworden bin über Emir?" rief er herüber.

Lori sank mit den Allüren einer kleinen Dame in den Fond des Wagens zurück und nickte ihm gnädig zu.

Lothar aber klatschte Beifall.

„Famos, Herbert! Wir müssen nächstens ein Wettreiten veranstalten, du und ich."

„Ja," jauchzte Lori, alle damenhafte Würde vergessend, „und wer gewinnt erhält einen Preis von mir."

Nun rollte der Wagen davon, die Kinder winkten Maria noch einmal fröhlich zu. Emir tänzelte elegant neben dem Wagen her, an der Seite, wo Lori saß. Es war ein reizendes Bild.

Maria sah von der Freitreppe aus mit sinnendem Blick hinter den Kindern her. Wie ehrgeizig ihr Prinzlein war, wenn es sich um Lori handelte. Wie er um ihren Beifall warb.

Sie lächelte.

Aber dann erfaßte sie doch wieder die Sorge um Herbert.

In ihrer Unruhe ging sie schließlich Herbert langsam entgegen. Und als sie ihn pünktlich im schlanken Trabe auf sich zukommen sah, war sie sehr froh.

Schon von weitem erkannte er sie und schwenkte seine Reitpeitsche zum Gruß. Dicht neben ihr sprang er, Emir parierend, aus dem Sattel.

„Ich habe Lori doch imponiert! Hast du gesehen, wie sie gestaunt hat?“ rief er ihr zu.

Maria blickte lächelnd in sein heißes Gesicht.

„Ja, ich habe es gesehen. Sie weiß nun, daß du es mit Lothar aufnimmst.“

Er legte den linken Arm um ihre Hüfte und zog Emir am Zaume nach. So schritten sie nebeneinander dahin.

„Wenn ich nächstens mit Lothar einen Wettritt mache, dann will ich siegen. Und dann muß mir Lori als Preis eine Haarschleife geben. Die trage ich dann, wie ein Ritter im Turnier die Farben seiner Herzensdame!“

„Ist denn Lori deine Herzensdame?“ fragte Maria lächelnd.

Ernsthaft nickte er, als sei das ganz selbstverständlich.

„Natürlich. Ich habe dir doch schon gesagt, daß Lori meine Frau wird, wenn sie erst eine Dame ist. Sie wird dann wie ihre Mutter aussehen. Und Gräfin Solmshausen ist wunderschön. Ich will einmal eine Frau haben, die ihr gleicht. Und Lothar will später mal eine Frau heiraten, die dir gleicht. Er hat es mir heute gesagt. So goldbraune Zöpfe muß sie haben, wie du, und auch so dunkelblaue Augen.“

Maria unterdrückte nur mühsam ein Lachen.

„So so!“ Und wenn er die nun nicht findet?“

„Dann heiratet er eben nicht. Ich würde auch niemand anders heiraten, als Lori.“

„Wenn sie dich aber nun nicht zum Mann haben will, mein Prinzlein?“

„Ach, sie muß wollen. Lothar ist doch mein Freund, und Papa und Loris Papa sind auch Freunde. Da ist es doch ganz selbstverständlich, daß sie meine Frau wird. Sie muß nur erst vernünftig werden, dann will ich ihr das schon begreiflich machen. Jetzt ist sie ja noch furchtbar dumm und klein."

Ach, wie malte sich in diesem Knabenkopfe die Welt. Maria lauschte lächelnd Herberts Zukunftsplänen und dachte, wie ganz anders wohl das Leben noch alles fügen würde.

Aber süß und beglückend war es ihr, daß Herbert ihr rückhaltlos vertraute, was in seiner jungen Seele vorging. Und sie gelobte sich, alles, was in ihren Kräften stand, zu tun, um sich dies Vertrauen, zu Herberts Heil, immer zu erhalten.

* * *

Schnell gingen die Wochen ins Land.

Maria hatte alle Hände voll zu tun, um sich auf ihre Hochzeit vorzubereiten. Fürst Rastenberg schrieb ihr oft und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten. Auch kamen nun fast täglich allerlei kostbare Sendungen an. Der Trousseau der künftigen Fürstin Rastenberg entsprach ganz ihrer späteren bevorzugten Lebensstellung. Die herrlichsten Roben, kostbare Wäsche und all die hundert Kleinigkeiten, die zur Toilette einer reichen, vornehmen Frau gehörten, wurden geliefert.

Maria stand dieser, von ihrem Verlobten bestimmten und angeordneten Pracht zuerst fast hilflos gegenüber. Mit wehmütigem Erinnern gedachte sie der bescheidenen Vorbereitungen zu ihrer ersten Hochzeit. Wie ängstlich mußte damals jeder Pfennig berechnet

werden. Ihre ganze Ausstattung kostete damals nicht mehr als eine einzige dieser kostbaren Toiletten, die jetzt für sie angefertigt wurden. Ihr Trousseau verschlang nach ihrem Ermessen ein großes Vermögen. Es kam ihr erst jetzt zum Bewußtsein, wie reich ihr Verlobter war.

Sie wußte nicht, wie sie ihm danken sollte, und bekannte ihm in ihren Briefen offen, daß sie all diese Pracht vorläufig mehr erschrecke, als erfreue. Ihre Briefe waren so ganz der Spiegel ihrer reinen Seele, daß Fürst Rastenberg voll Unruhe und Sehnsucht des Tages harrte, da er sie sein eigen nennen konnte.

In fast fieberhafter Hast ordnete er alles zur Hochzeit. Gebührenderweise hatte er auch seinem Landesherrn, dem Kaiser von Österreich, der ihn in Audienz empfangen hatte, von seiner Verlobung Mitteilung gemacht. Seine Majestät war erst nicht sonderlich erfreut gewesen, daß ein Fürst Rastenberg eine Bürgerliche heiraten wollte. Zu sehr verwischten sich in letzter Zeit die Standesunterschiede und der hohe Adel hielt sich nicht mehr so exklusiv. Aber als Fürst Rastenberg hervorhob, daß seine Braut seinem Sohne durch ein beispielloses Opfer das Leben gerettet hatte, war ein verstehendes Lächeln auf dem Antlitz des hohen Herrn erschienen und er hatte dem Fürsten huldvollst gestattet, daß dieser ihm die neue Fürstin Rastenberg nach der Vermählung vorstellen dürfe.

Fürst Botho hatte an alles mit sorglichem Interesse gedacht. So hatte er auch eines Tages Maria eine perfekte Kammerzofe geschickt, deren Händen sich seine schöne Braut ohne Bedenken anvertrauen sollte.

Erst war Maria die Hilfe der Zofe mehr lästig als angenehm. Aber bald gewöhnte sie sich an diese Bedienung und mit geheimem Staunen merkte sie, wie ganz anders sie aussah, wenn Mally sie angekleidet

und frisiert hatte. Sie behielt zwar ihre schlichte Frisur bei, aber Mally wußte die herrlichen, goldbraunen Zöpfe doch ganz anders zur Geltung zu bringen.

Maria mußte auch all die eingetroffenen eleganten Roben anprobieren. Mally wollte sich überzeugen, ob sie tadellos saßen. Mit allem Beiwerk wurden sie angelegt. Aber nach der Probe wurden die kostbaren Kleider wieder beiseite gehängt. Solange Maria in Lehnsdorf weilte, trug sie nur ihre alten, schlichten Kleider, die sie früher an amtsfreien Tagen getragen hatte. Erst wenn sie mit Herbert nach Rastenberg reisen würde, wenn es galt, draußen in der Welt als Braut des Fürsten Rastenberg zu repräsentieren, wollte sie die Kleider tragen, die er für sie bestellt hatte.

Prinz Herbert verlangte Maria in jedem ihrer neuen Kleider zu sehen. Und er nahm gewissermaßen die Generalprobe ab. Mit Feuereifer war er dabei und oft sprang er auf, umfaßte die ihm neue, schöne Erscheinung und bewunderte sie mit dem Enthusiasmus der Jugend. Er schwärmte mehr denn je für seine „wunderschöne Mutter Maria“ und freute sich auf die Zeit, wo sie immer diese eleganten Kleider tragen würde.

* * *

Während die Hochzeit des Fürsten Rastenberg mit Schwester Maria im engsten Kreise gefeiert worden war und das fürstliche Paar auf Lehnsdorf im stillen Glück die Flitterwochen verlebte, zogen sich über Schloß Waldlust dunkle Wolken zusammen.

Die Würfel über das Schicksal der Gräfin Regina waren gefallen. Herzog Ferdinand hatte es bisher noch immer vermieden, mit seiner Gattin über das Heiratsprojekt, das vom Wiener Hofe besonders be-

günstigt wurde, zu reden, denn zuvor wollte er wissen, nach welcher Richtung hin die Entscheidung seitens der ihm zugedachten Prinzessin fallen würde. Noch immer hoffte er ja, daß dieser Heiratsplan, der rein dynastische Rücksichten in Erwägung zog, scheitern würde, möglicherweise sogar an dem Widerstand der Prinzessin selbst. Aber es war eine trügerische Hoffnung, der sich der Herzog hingegeben hatte.

Während der letzten Wochen hatte sein Minister, Exzellenz von Dahlhorst, mit dem Iffinger Hofe weiter verhandelt und war gebeten worden, sich persönlich dort einzufinden. Am vergangenen Tage war er zurückgekehrt und hatte eine Audienz bei Herzog Ferdinand erbeten.

In düsteres Sinnen verloren saß der Herzog vor seinem Schreibtisch, um seinen Minister zu erwarten. Er wußte es, daß von der nächsten Stunde die folgenschwerste Entscheidung seines Lebens abhängen würde.

Daß es gerade Minister Dahlhorst sein mußte, der die Verhandlungen mit dem Iffinger Hofe führte, war dem Herzog besonders peinlich, denn er wußte es, daß keiner ein schärferer Gegner seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin Regina gewesen war, als eben Exzellenz von Dahlhorst. Und doch war dieser Mann ihm unentbehrlich, er war sein klügster und verdienstvollster Ratgeber, der bei allem, was er tat, stets von rein sachlichen Erwägungen ausging und niemals ehrgeizige oder selbstsüchtige persönliche Interessen im Auge hatte. Oberstes Gesetz war ihm stets die Pflichterkenntnis gewesen.

Herzog Ferdinand hatte ihn oft einen Fanatiker der Pflicht genannt, und er wußte, daß solche Menschen unerbittlich auch von andern das fordern, was sie selbst zu tun willens waren. Von der Sorge um das Wohl des Landes geleitet, hatte Minister Dahlhorst auch in

diesem Falle die Verhandlungen mit dem Iffinger Hofe geführt, und Herzog Ferdinand war fest davon überzeugt, daß sein Minister alles aufgeboten hatte, um etwa im Wege liegende Hindernisse fortzuräumen.

So wenig sympathisch ihm Dahlhorsts Persönlichkeit sein mochte, seine Hochachtung konnte ihm der Herzog nicht versagen, denn es lag eine unbeugsame, zielbewußte Größe in dem Wesen dieses Mannes. Wer sich von ihm leiten und führen ließ, der hatte an ihm den tatkräftigsten Helfer und zuverlässigsten Rückhalt. Aber als Gegner war er gefährlich, gerade um seiner Sachlichkeit willen und weil er nichts für sich selbst erstrebte.

Im Vorzimmer wurden Stimmen laut. Im nächsten Augenblick trat der alte Kammerdiener des Herzogs, sein getreuer Voß, über die Schwelle, um den Minister zu melden.

Auf einen Wink des Herzogs trat Exzellenz von Dahlhorst ein. Er war ein mittelgroßer, schlanker Herr von etwa fünfzig Jahren, aus dessen hellen, klaren Augen eine ungewöhnliche Intelligenz sprach. Um seinen schmal geschnittenen Mund lag ein unverkennbarer Zug von Entschlossenheit und Tatkraft.

Beim Eintritt des Ministers hatte sich der Herzog erhoben und reichte Dahlhorst die Hand.

„Sie kommen vom Iffinger Hofe, Exzellenz. Was für Nachrichten haben Sie mir zu bringen?"

Der Herzog lehnte sich gegen seinen Schreibtisch und sah dem Minister voll ins Gesicht.

Dahlhorst verneigte sich.

„Ich kann mich kurz fassen, Hoheit," sagte er, jedes Wort scharf akzentuierend. „In den Verhandlungen mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Iffingen habe ich insofern ein Resultat erzielt, als Prinzessin Beate

sich geneigt zeigt, nach Lösung der morganatischen Ehe mit Gräfin Regina die Werbung Eurer Hoheit anzunehmen."

Der Minister machte eine kleine Pause und fuhr dann fort:

„Allerdings stellt die Prinzessin eine Bedingung."

In den Augen des Herzogs leuchtete ein Hoffnungsschimmer auf.

„Eine Bedingung? Welche, Exzellenz?"

Der Minister richtete sich straff empor, und seine hellen, grauen Augen hefteten sich entschlossen auf das erwartungsvolle Gesicht des Herzogs.

„Die Prinzessin sowohl wie ihr Vater machen ihr Jawort davon abhängig, daß nach erfolgter Lösung der Ehe Eurer Hoheit mit Gräfin Regina diese mit ihren Kindern das Land verläßt."

„Dann kann also aus dieser Verbindung nichts werden, Exzellenz," sagte der Herzog rasch, und ein befreiendes Aufatmen hob seine Brust.

Exzellenz Dahlhorst zuckte mit keiner Wimper, sondern entgegnete mit ruhiger Miene:

„Hoheit mögen gütigst bedenken, daß aus dieser Verbindung etwas werden m u ß! Ich bitte Eure Hoheit ferner zu bedenken, daß die Forderung, die Prinzessin Beate stellt, wohl hart, aber doch verständlich ist. Die Rücksicht auf das Land und das Volk, das zum großen Teil gerade in Prinzessin Beate die erwünschte Herzogin sieht, muß für Eure Hoheit ausschlaggebend sein."

Der Herzog richtete sich zu voller Höhe auf, und in seinen Augen blitzte es wie eine Drohung. Nur mit Mühe beherrschte er sich, als er jetzt dem Minister entgegenrief:

„Ich soll mich fügen, das ist Ihre ganze Weisheit in dieser Angelegenheit! Gewiß, ich muß eine eben-

bürtige Ehe eingehen und habe mich nach schweren inneren Kämpfen auch dazu bereit erklärt, aber ich habe nicht die Pflicht, mich einer derartigen herzlosen Bedingung zu fügen. Das Opfer, das Gräfin Regina dem Lande bringt, ist wahrlich groß genug, und eine wirklich edeldenkende Frau würde ihr diesen letzten Tropfen des Leides im Kelch der Bitternis ersparen. Sie selbst, Exzellenz, wissen, daß ich in Schloß Waldlust die schönsten Stunden meines Lebens verbracht habe; Sie wissen, wie sehr meine Gattin und meine Kinder an diesem Fleck Erde, der für uns alle ein stilles Paradies des Glückes bedeutete, hängen. Sie wissen auch, daß ich Schloß Waldlust meinen Töchtern erblich verschrieben habe und meinem Sohn Lothar die Grafschaft Solmshausen. Soll das alles, nur weil Prinzessin Beate es so wünscht, nun null und nichtig sein? Sie werden selbst einsehen, Exzellenz, daß die Bedingung für mich unannehmbar ist."

Das Gesicht des Ministers blieb unbewegt.

„Eure Hoheit wissen, daß Prinzessin Beate die einzige hochgeborene Dame ist, die augenblicklich für den Thron des Landes in Betracht kommen könnte."

Das Gesicht des Herzogs wurde um einen Schein bleicher.

„So ist es Sache der Diplomatie," sagte er in scharfem Ton, „Prinzessin Beate zu bewegen, von dieser Bedingung abzustehen."

Und ein fast spöttischer Ton klang in seiner Stimme, als er fortfuhr:

„Zeigen Sie hier doch einmal Ihre Kunst, Exzellenz. Es ist doch sonst nicht Ihre Art, vor Hindernissen zurückzuschrecken. Es ist Ihr Amt und Ihre Aufgabe, einen Ausweg zu finden. Ich erkläre es Ihnen noch einmal, ich bin bereit, in jede Verbindung zu willigen, die man mir vorschlägt, aber einer derartigen bru-

talen Bedingung kann ich mich unmöglich unterwerfen. Mehr kann ich nicht tun, und mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen, Exzellenz!"

Der Minister preßte die Lippen noch fester aufeinander, und in seine Augen trat ein harter Glanz.

„Hoheit dürfen nichts Unmögliches von mir verlangen," erwiderte er. „Was in meiner Kraft stand, habe ich getan, um die Verhandlungen zu einem Resultat zu führen."

„Und ebensowenig dürfen Sie von mir Unmögliches verlangen!" rief der Fürst in unverkennbarer Ungeduld. „Räumen Sie die Hindernisse aus dem Weg, auf welche Weise Sie wollen!"

Der Herzog machte eine Bewegung, als wolle er die Audienz für beendet erklären.

Einen Moment blickte der Minister starr vor sich hin, dann blitzte es wie ein plötzlicher Entschluß in seinen Augen auf.

„Ist das Euer Hoheit letztes Wort in dieser Angelegenheit?"

„Ja, mein letztes."

Der Minister verneigte sich.

„So werde ich mich an dies Wort Eurer Hoheit halten," sagte er mit seltsam unbewegter Stimme.

Der Herzog wandte sich ab, der Minister war entlassen.

* * *

Es war am Nachmittag desselben Tages. Gräfin Regina saß in ihrem Salon, umgeben von ihren Kindern, die fröhlich spielten. Das Rollen eines vorfahrenden Wagens ließ sie aufblicken; wenige Minuten später trat ein Lakai ein und überreichte der Gräfin eine Karte. Gleichzeitig meldete er:

„Seine Exzellenz der Herr Minister von Dahlhorst bitten gnädigste Gräfin um eine Unterredung."

Einen Moment glaubte die Gräfin, nicht recht gehört zu haben. Exzellenz Dahlhorst?

Mit unsicherer Hand griff sie nach der Karte und überzeugte sich davon, daß sie den Diener nicht mißverstanden hatte.

Eine jähe Angst wachte in ihr auf: Exzellenz Dahlhorst in Schloß Waldlust? Was hatte das zu bedeuten? Was wollte er?

Sie wußte ja, daß er seit ihrer Verbindung mit Herzog Ferdinand ihr heftigster Gegner war, freilich nicht aus persönlichen, sondern aus rein sachlichen Gründen, er hatte die Interessen des Landes, auch seinem Herzog gegenüber, zu vertreten.

Mit dem Feingefühl der liebenden Frau ahnte sie, daß dieser Besuch ihr nichts Gutes brachte, daß ihrem Glück jetzt die Schicksalsstunde geschlagen hatte.

Einem raschen Impuls folgend, wollte sie im ersten Augenblick den Minister abweisen lassen; dann aber raffte sie all ihren Mut zusammen, um dem Minister gefaßt gegenüberzutreten.

„Führen Sie Seine Exzellenz in den roten Salon, ich lasse bitten," sagte sie und mühte sich, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben.

Wenige Minuten später stand Dahlhorst vor ihr. Hochaufgerichtet, mit ihrem ganzen Stolz, mit ihrem ganzen Mut gegürtet, trat sie ihm entgegen.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, Exzellenz? Sie sehen mich erstaunt. Ich habe nie gehofft, Sie bei mir hier in Schloß Waldlust empfangen zu dürfen."

Unsicher sah sie bei diesen Worten in das ernste Gesicht Dahlhorsts, der sich leicht verneigte und in

ruhigem Tone antwortete: „Ich habe mir bisher allerdings das Vergnügen versagen müssen, gnädigste Gräfin."

Gräfin Regina erhob abwehrend die Hand und erwiderte rasch:

„Exzellenz sind sicher nicht gekommen, um sich ein Vergnügen zu machen! Bitte, ersparen Sie sich die höflichen Worte, denn ich weiß, daß Sie in mir jederzeit eine Gegnerin gesehen haben."

„Verzeihung, gnädigste Gräfin, wenn ich widerspreche. Ich habe Ihnen persönlich meine Hochachtung und Bewunderung nie versagt."

Es zuckte leise in Reginas Gesicht.

„Um mir das zu sagen, Exzellenz, haben Sie sich sicher nicht nach Schloß Waldlust bemüht. Ihr Besuch muß eine besondere Veranlassung haben."

Der Minister verneigte sich zustimmend.

„Sie haben recht, gnädigste Gräfin. Ich komme allerdings in besonderer Mission. Die Not des Landes treibt mich zu Ihnen, gnädigste Gräfin."

Regina wies auf einen Sessel und sagte:

„Bitte, nehmen Sie Platz, Exzellenz, und sprechen Sie."

Exzellenz Dahlhorst ließ sich ihr gegenüber nieder. Eine Weile sah er zu Boden, dann hob er den Blick zu dem blassen Gesicht der schönen Frau empor. Es wurde ihm nicht leicht, diesen Augen gegenüber, aus denen die Angst so deutlich sprach und die voll unruhiger Spannung auf ihm ruhten, das zu sagen, was er zu sagen hatte. Fast zögernd begann er:

„Gnädigste Gräfin wollen mir glauben, wenn ich versichere, daß es mir schwer wird, Ihnen in dieser Stunde scheinbar als Widersacher und Zerstörer Ihres Glücks entgegentreten zu müssen. Aber als Staatsmann und Minister dieses Landes kann ich nicht

anders. Gerade der Umstand, daß ich mich in einer Lage, in der ich keinen andern Ausweg sehe, an Sie, gnädigste Gräfin, persönlich wende, mag Ihnen eine Bürgschaft dafür sein, wie hoch ich Ihren Charakter einschätze und wie sehr ich Sie als Frau achte. Lassen Sie mich offen sprechen! Sie selbst wissen ja, daß das Landesinteresse seit langem schon für den Thron eine Herzogin fordert. Sie selbst kennen die Bestimmungen der herzoglichen Hausgesetze, die mit dem persönlichen Glück Seiner Hoheit nicht in Einklang zu bringen sind. Ich darf wohl annehmen, daß Seine Hoheit der Herzog Sie nicht darüber im unklaren gelassen hat, daß für ihn einmal die Stunde der Trennung von Ihnen, gnädigste Gräfin, schlagen müßte."

Der Minister hielt einen Augenblick inne, als wolle er die Gräfin, die nur mit Mühe ihre Fassung wahrte, schonen. Aber es war nur ein Augenblick, dann fuhr er ernst und nachdrücklich fort:

„Diese Stunde ist gekommen, gnädigste Gräfin!"

Noch einmal senkte er den Blick vor dem Ausdruck qualvoller Angst, mit dem Regina ihn anschaute. Dann richtete er seine Augen fest auf ihr blasses Antlitz und sagte:

„Gestatten Sie, gnädigste Gräfin, daß ich etwas weiter aushole! Aus den Äußerungen Seiner Hoheit des Herzogs habe ich die Überzeugung gewonnen, daß sich der Herzog der Notwendigkeit der Lösung seiner morganatischen Ehe mit Ihnen nicht länger verschließen will. Ich selbst habe in höherem Auftrage Verhandlungen anknüpfen müssen, die das Ziel einer standesgemäßen Vermählung Seiner Hoheit verfolgen. Diese Verhandlungen sind auch so weit gediehen, daß das Land Aussicht hat, die Frau auf dem Thron zu sehen, die es als Herzogin wünscht. Es ist Prinzessin Beate von Iffingen. Der Vater der Prinzessin, Fürst

Iffingen, hat mir die bindende Erklärung gegeben, daß seine Tochter bereit ist, dem Herzog ihre Hand zu reichen, aber sie knüpft noch eine Bedingung an ihr Jawort: Sie wünscht, daß nach Lösung der morganatischen Ehe Sie, gnädigste Gräfin, mit Ihren Kindern das Land verlassen."

Gräfin Regina war bei den letzten Worten des Ministers erbleicht. Ihre Finger krampften sich um die Lehne des Sessels, als suche sie einen Halt.

„Exzellenz!" rief sie in leidenschaftlicher Erregung. „Und was sagt der Herzog, mein Gemahl?"

Minister von Dahlhorst zuckte die Achseln, als wollte er eine direkte Antwort vermeiden. Dann schaute er langsam auf und sah mit seinen zwingenden, harten Augen Gräfin Regina fest ins Gesicht. In diesem Blick lag die ganze, zähe Entschlossenheit dieses Mannes, der weder rechts noch links sah, wenn es galt, den Weg der Pflicht zu gehen.

„Gnädigste Gräfin," begann er dann langsam, jedes Wort nachdrücklich betonend, „ich bin ohne Wissen Seiner Hoheit hier, um allein in Ihre Hände das Wohl und Wehe des Landes zu legen! Ich weiß es, daß mit der von Prinzessin Beate gestellten Bedingung das ganze Heiratsprojekt steht und fällt, und ich weiß auch, welch schweres Opfer ich im Interesse des Landes von Ihnen fordere. Ich tue es, weil ich überzeugt bin, daß Sie groß genug denken werden, um in dieser Frage alles Persönliche in den Hintergrund treten zu lassen. Ich appelliere im Namen des Landes an Ihre Großherzigkeit, denn ich habe das feste Vertrauen zu Ihnen, gnädigste Gräfin, daß Sie eine der Frauen sind, die klaglos verzichten können, wenn es das Wohl des Landes von Ihnen fordert. Gerade weil ich fürchte, daß Seine Hoheit der Herzog selbst nicht stark genug sein wird, Ihnen solch ein Opfer zuzumuten, bin ich zu

Ihnen gekommen. Denken Sie an all die hochherzigen Frauen, deren Beispiel in der Geschichte nicht vereinzelt dasteht, die ähnliche und noch schwerere Opfer bringen mußten und brachten! Der Weg zu Ihnen wurde mir nicht leicht, das werden Sie mir glauben, gnädigste Gräfin! Es ist der schwerste Gang, den ich je in meinem Leben getan habe! In Ihrer Hand liegt es, Ihrem Gemahl, dem Herzog, die schwere Pflicht zu erleichtern, die er seinem Volk gegenüber auf sich genommen hat. Nur Ihre Hände können den verworrenen Knoten so lösen, wie er zum Wohl des Landes gelöst werden muß!"

Wie gelähmt starrte Regina in die unerbittlichen Augen des Mannes, der auch das letzte von ihr forderte, was Weibesliebe zu opfern hat.

Mühsam richtete sie sich empor und stand nun, schwer auf die Lehne des Sessels gestützt, vor dem Minister, der sich gleichfalls erhoben hatte, und leise kam es jetzt über ihre schmerzbebenden Lippen:

„Sie wissen, Exzellenz, ich würde für den Herzog sterben, wenn es sein müßte, und es würde ein leichteres sein als das, was Sie von mir fordern."

Es zuckte einen Augenblick wie Mitleid über das Gesicht des Ministers, als er mit bewegter Stimme sagte: „Ich weiß es, gnädigste Gräfin, aber es bleibt kein anderer Ausweg."

Reginas Kraft war zu Ende. Mit letzter Anstrengung raffte sie sich auf und sagte:

„Exzellenz verzeihen, wenn ich die Unterredung jetzt abbreche, aber ich fühle mich außerstande, Ihnen weiter zu folgen. Sie werden von mir hören, Exzellenz, aber einen Entschluß kann ich in dieser Stunde nicht fassen. Was Sie mir eben sagten, das traf mich zu unerwartet, und auch ich bin nur eine schwache Frau."

Der Minister verneigte sich.

„Ich habe getan, was die Pflicht mir gebot, und die Entscheidung in Ihre Hände gelegt, gnädigste Gräfin. Der Dank eines ganzen Landes wird Ihnen sicher sein, wenn Sie tun, was ich von Ihnen erbitten mußte!"

Gräfin Regina hob langsam die Hand zum Zeichen der Verabschiedung. Mit einer tiefen Verneigung zog sich der Minister zurück.

Als er sich schwer aufatmend in die Polster seines vor dem Schloß wartenden Wagens warf, war sein Antlitz blaß und verstört.

„Wahrlich, diese Stunde werde ich nie in meinem Leben vergessen," sagte er zu sich selbst. Er wußte auch, daß er mit dem, was er getan, die Gunst seines Herzogs für immer verscherzt und sich ihn zum unversöhnlichen Feinde gemacht hatte.

Doch auch das vermochte den Willen dieses Mannes nicht zu brechen, denn er hatte nur getan, was er seiner Überzeugung nach hatte tun müssen; aber das schmerzgequälte blasse Frauenantlitz, in das er in dieser Stunde geschaut hatte, würde ihm zeitlebens vorschweben — auch das wußte er!

* * *

Der Abend dämmerte schon, und noch immer saß Gräfin Regina drüben im roten Salon, wo sie den Minister empfangen hatte. Die Kinder hatten nach der Mutter gefragt, die sich ihnen sonst so gern widmete, aber die Gräfin hatte der Bonne nur kurz zur Antwort gegeben, sie wünsche heute allein zu bleiben; sie sei angegriffen und bedürfe der Ruhe.

Als sich Exzellenz Dahlhorst zurückgezogen, hatte sie sich einer Ohnmacht nahe gefühlt, aber mit der

ganzen Energie ihrer willensstarken Persönlichkeit hatte sie die Schwächeanwandlung niedergekämpft. Der Minister, den sie in dieser leidvollsten Stunde ihres Lebens erst kennen gelernt hatte, sollte nicht umsonst an das Beste und Edelste in ihr, an die stille Dulderkraft des Weibes, appelliert haben! Sie wollte stark bleiben und sich nicht niederzwingen lassen.

So hatte sie sich zusammengerafft und noch einmal Wort für Wort der Unterredung an ihrem Innern vorüberziehen lassen. Und langsam hatte sich der wilde Aufruhr der Gedanken und der Sturm der Empfindungen in ihr gelegt. Sie überdachte ihr Leben bis heute. Wie ein aufgeschlagenes Buch lag es vor ihr von der Stunde an, da sie Herzog Ferdinand ihre Hand gereicht hatte. Damals freilich hatten sie beide nicht geahnt, daß ihr Glück einmal so jäh in Scherben gehen könnte. Damals hatte als Hoffnungsstern am Himmel ihrer Liebe noch immer die Möglichkeit bestanden, daß die Fesseln des starren Hausgesetzes durch ein Machtwort gesprengt werden könnten. Es war nicht geschehen.

Der ehernen Notwendigkeit stand sie jetzt gegenüber, der starren Notwendigkeit, die kein Erbarmen kannte. Seit Jahren hatte sie auf diese Stunde gefaßt sein müssen, und nun sollte diese Stunde sie auch gefaßt finden! Mochte ihr Herz brechen, sie wollte die Frau sein, stark und aufopferungsvoll, so wie sie der Minister eingeschätzt hatte.

Trotz allen Leids und aller Bitterkeit vermochte sie doch in dieser Stunde es über sich zu gewinnen, diesem Manne, der kein anderes Gesetz als das der Pflicht kannte, gerecht zu werden. Er sollte nicht umsonst den für ihn so schweren Gang getan haben — Gräfin Regina wußte es, was sie dem Herzog und dem Lande schuldig war. Wie hatte der Minister doch gesagt? „Nur Ihre Hände können den verworrenen Knoten so

lösen, wie er zum Wohle des Landes gelöst werden muß!" Sie würde den Knoten lösen — morgen würde sie mit ihrem Gemahl, dem Herzog, reden. —

Ein leises Klopfen an der Tür ließ sie aus ihren Gedanken aufschrecken. Es war ihre alte, getreue Kammerfrau, die voll Besorgnis kam, um nach ihrer Herrin zu sehen.

Gräfin Regina erhob sich.

„Mir ist nicht wohl, Martha," sagte sie mit müder Stimme. „Ich will mich zurückziehen. Sind die Kinder schon zu Bett?" Und als die Kammerfrau bejahte, sagte sie: „Ich will noch einmal hinüber zu ihnen, und dann schicken Sie mir die Zofe in mein Schlafzimmer!"

Sie stieg mit müden Schritten nach dem oberen Stock empor und trat in das Zimmer, wo ihre drei Kinder in friedlichem Schlummer ruhten. Leise trat sie an die Bettchen und drückte noch einen Kuß auf die Stirn ihrer Lieblinge. Dann schritt sie in das anstoßende Schlafzimmer, wo die Zofe schon auf sie wartete.

Sie hatte jetzt nur den einen Wunsch, tief und ruhig zu schlafen, denn morgen mußte sie stark sein!

Als ihr die Zofe das reiche Haar löste, sah Regina im Spiegel den besorgten Blick des Mädchens.

„Frau Gräfin sehen so blaß aus, fühlen Frau Gräfin sich nicht wohl?" fragte die Zofe bescheiden.

„Nein, ich fühle mich nicht wohl. Gib mir nachher von den Tropfen, die mir damals so gut taten, das Fläschchen muß noch in der Hausapotheke stehen!"

Es war ein Medikament, das der Arzt der Gräfin verschrieben, als sie sich durch einen Sturz vom Pferde eine schmerzhafte Verletzung zugezogen hatte und nur wenig Schlaf finden konnte.

Als Regina sich zur Ruhe gelegt hatte, brachte die Zofe die Medizin und reichte sie ihrer Herrin. Mechanisch goß die Gräfin die Tropfen in das Wasserglas, das ihr die Zofe reichte.

Betroffen sah das Mädchen auf. „Frau Gräfin, es wird zuviel sein," sagte sie besorgt. „Damals nahmen Sie eine weit geringere Dosis!"

„Ich trinke ja nur die Hälfte, Betty; nur für den Fall, daß ich wirklich nicht schlafen kann, laß das Glas nur stehen! Und morgen wecken Sie mich zur gewöhnlichen Zeit, damit ich mit den Kindern zusammen frühstücken kann."

Sie trank die Hälfte der Medizin und legte sich in die Kissen zurück.

„Und nun gehen Sie auch zur Ruhe, Betty, ich brauche Sie wirklich nicht mehr," sagte sie dann in ihrer freundlichen Art.

Stunde auf Stunde schlug die alte Schloßuhr, und Gräfin Regina konnte keinen Schlummer finden. Mit wachen Augen lag sie und sann und sann und hatte nur den einen Wunsch, wenigstens auf Stunden all das vergessen zu können, was ihr die Seele zerriß.

Mechanisch griff sie nach dem Glase, das neben ihrem Bette stand, trank den Rest und lehnte sich mit einem Gefühl der Erleichterung zurück. Wohltuend fühlte sie jetzt, wie der Trank einschläfernd wirkte. Bleierne Müdigkeit legte sich auf ihre heißen Augenlieder — dann schlummerte sie ein, tief und ruhig gingen ihre Atemzüge.

* * *

Fürst Rastenberg saß mit seiner jungen Gemahlin und seinem Sohne beim Frühstück auf der Terrasse von Lehnsdorf.

Die Sonne schien heute besonders warm und hatte die Herrschaften schon frühzeitig ins Freie gelockt. Mit frohen, glücklichen Gesichtern saßen die drei Menschen zusammen.

Fürstin Maria trug ein elegantes, weißes Morgenkleid von weicher, fließender Seide mit reicher Stickerei. Ihre schweren, goldbraunen Flechten waren auch jetzt noch in der alten, schlichten Art um den feinen Kopf gelegt. Sie sah unglaublich jung und mädchenhaft aus und der Fürst und Prinz Herbert sahen strahlend und entzückt auf die schöne Frau, über deren Erscheinung ein Hauch süßer Anmut lag. In Marias Augen leuchtete verhaltenes Glück gemischt mit sinnendem, mütterlichem Ernst.

Friedliche Stille herrschte ringsum. Aber diese Stille wurde plötzlich gestört durch ein in wilder Hast durch den Park stürmendes Pferd, das mit Schaumflocken bedeckt war. Im Sattel dieses Pferdes saß barhäuptig ein schlanker Knabe.

„Mein Gott — da kommt Lothar — was will er denn so eilig in aller Frühe?“ rief Herbert.

Der Fürst hatte Lothar bereits entdeckt und als dieser näher kam, sah er, daß das Antlitz des Knaben bleich und verstört war. Schnell erhob sich Fürst Botho.

„Da ist etwas geschehen,“ sagte er erschrocken und sprang die Stufen hinab, dem jugendlicher Reiter entgegen.

Der sprang, noch ehe das Pferd hielt, mit einem Satz aus dem Sattel und warf sich mit einem wilden Aufschrei in die Arme des Fürsten.

„Onkel Botho — meine Mutter — meine Mutter!“

Er schrie es im höchsten Schmerz, in höchster Not heraus und umklammerte zitternd den Fürsten.

Fürstin Maria und Prinz Herbert waren erschrocken herbeigeeilt. Der Fürst schlang wie schützend seine Arme um den zitternden Knaben.

„Was ist geschehen, Lothar — was ist mit deiner Mutter?“

„Sie ist tot!“

Wieder rang sich das wie ein wilder Aufschrei über Lothars Lippen.

Die drei Menschen, in deren glückliche Stimmung diese Botschaft wie ein greller Mißton klang, schraken zusammen. Herbert umfaßte den Freund, und die Fürstin strich Lothar liebevoll das wirre Haar aus der feuchten Stirn.

„Das ist doch unmöglich, Lothar,“ stieß Fürst Botho hervor.

Lothar erzitterte und biß die Zähne wie im Krampf zusammen.

„Es ist wahr, Onkel Botho. Heute morgen — jetzt, ehe ich fortritt, haben wir meine arme süße Mama tot in ihrem Bett gefunden.“

Fürst Botho strich sich fassungslos über die Stirn. „War sie denn krank?“ fragte er.

Lothar faßte sich mühsam.

„Gestern abend klagte sie über Kopfweh, sie weinte und schien mir so seltsam, so traurig. Gestern nachmittag war ein Herr bei ihr, der sehr finster aussah. Danach ist sie nicht mehr aus ihrem Zimmer gekommen. Wir sagten ihr ‚Gute Nacht‘ und da war sie so anders als sonst, so blaß und traurig — und sie weinte und hat nicht mit uns, wie sonst, gebetet, weil sie gleich schlafen gehen wollte. Und heute Morgen fand sie Betty tot in ihrem Bette. Ich eilte zu dir, Onkel Botho — zu Papa darf ich ja nicht. Aber du — du mußt schnell zu ihm, mußt ihm Nachricht bringen.“

Fürst Botho und seine Angehörigen waren sehr erschüttert.

„Was ist da geschehen?“ dachte der Fürst, einen Moment vor sich hinstarrend.

Dann raffte er sich auf.

„Herbert — laß eiligst den Wagen anspannen — die schnellsten Pferde. Maria — nimm dich Lothars an, ich will mich schnell fertigmachen und fahre dann mit ihm nach Waldlust. Erst muß ich mich dort von dem Geschehenen selbst überzeugen, ehe ich zum Herzog fahre. Vielleicht handelt es sich nur um eine Ohnmacht. Du und Herbert, ihr folgt mir, sobald ihr euch umgekleidet habt, mit einem andern Wagen nach Waldlust und wartet dort auf meine Rückkehr, wenn ich wirklich zum Herzog fahren muß. Denn du wirst vor allem dort nötig sein, Maria.“

So bestimmte der Fürst. Wenige Minuten später fuhr er mit dem völlig erschöpften Lothar im schnellsten Tempo nach Waldlust.

Dort angekommen, fand der Fürst die Dienerschaft in einer wirren Aufregung. Stumm traten die Domestiken zur Seite, als der Fürst, an Lothars Seite, das Gemach der Gräfin betrat.

Er wollte noch nicht an den Tod der schönen stattlichen Frau glauben. Aber als er sie nun bleich und kalt, den erhabenen Frieden des Todes auf der Stirn auf ihrem Lager sah, blieb ihm kein Zweifel mehr.

Lothar warf sich im heißen Schmerz über die geliebte Mutter und rief sie mit zärtlichen Namen. Komteß Lori war der Aufsicht der Bonne entwischt und kauerte sich schluchzend zu Füßen des Bettes nieder und aus dem Nebenzimmer tönte das jammernde Stimmchen der kleinen Silva.

Erschüttert wischte sich Fürst Botho eine Träne aus dem Auge. Liebevoll richtete er Lothar und Lori auf.

„Kommt mit hinaus — stört den Frieden eurer lieben Mutter nicht. Gleich kommen Tante Maria und Herbert zu euch, um euch beizustehen. Ich muß schnell euren Papa herbeiholen. Kommt, dies Zimmerchen muß abgeschlossen werden. Kein Mensch als der Arzt darf hinein, hörst du, Lothar?"

Er führte die Kinder hinaus.

„Ist nach dem Arzt geschickt worden?" herrschte er die Diener an.

„Ja, Eure Durchlaucht, ein reitender Bote ist unterwegs."

„Es wäre klüger gewesen, gleich einen Wagen für den Arzt zu schicken. Der Arzt soll sogleich in das Sterbezimmer eingelassen werden — sonst hat es niemand zu betreten."

„Sehr wohl, Eure Durchlaucht."

Der Fürst strich Lothar über den Kopf.

„Du hältst Wache vor dieser Tür, Lothar," sagte der Fürst, im Bestreben, Lothar durch diesen Auftrag einen Halt zu geben.

Der Knabe drängte die Tränen zurück und biß die Zähne zusammen. Er nickte zum Zeichen des Einverständnisses und sank in einen Sessel neben der Tür. Lori sank, leise weinend, neben ihm in die Knie und die Geschwister hielten einander krampfhaft umschlungen, als suche eines beim andern Trost und Stütze.

Fürst Botho jagte in schnellster Fahrt nach der Residenz. Als der Wagen vor dem Schlosse hielt, sprang er heraus. Tiefe Stille herrschte in dem hohen Vestibül. Die seltsame, eigentümliche Luft, die man in alten Palästen findet, schlug ihm entgegen — Hofluft. Es war, als töte diese Luft jeden Laut. Der Torhüter in seiner mit Goldtressen besetzten Livree hielt in seiner Hand den langen Stab mit vergoldetem Knauf, das

Zeichen seiner Würde. Er trat sofort zur Seite, um Fürst Rastenberg passieren zu lassen.

„Seine Hoheit anwesend?“ fragte dieser hastig.

„Sehr wohl, Eure Durchlaucht.“

Auf ein Zeichen des Torhüters kamen aus der Lakaienstube, die neben dem Eingang lag, dienstfertig zwei Galonnierte herbei.

„Führen Sie mich zu Seiner Hoheit, sogleich,“ gebot der Fürst ohne Umstände. Er war im Schloß gut bekannt. Diensteifrig glitt der eine Lakai, den Fürsten ersuchend, ihm zu folgen, die breite hohe Steintreppe im Hintergrund des Vestibüls hinauf. Die Schritte verklangen lautlos — feierliche Stille ringsum. Die Menschen glitten wie wesenlose Schatten einher.

Im ersten Stock befand sich ein sehr großer Korridor, viel länger als breit, mit alten Gemälden und deckenhohen Spiegeln geschmückt. Kunstvoll geschnitzte Türen in großer Zahl führten von hier in die Säle und Empfangszimmer, die meist nur bei Hoffestlichkeiten benutzt wurden. Rechts und links zweigten schmälere teppichbelegte Gänge ab, die nach den Seitenflügeln führten. Aus diesen Gängen gelangte man durch schmälere Türen in die Zimmer der Hofbeamten, der Adjutanten und zu den jetzt unbenutzten Hofdamenzimmern, die seit dem Tode der Mutter des Herzogs Ferdinand leer standen, wie deren Appartements. Diese Räume harrten der Zeit, da wieder eine regierende Herzogin hier Hof halten würde.

Auch schmale Treppen führten von den Gängen nach dem oberen Stockwerk. Uneingeweihte konnten sich leicht hier verirren.

Der Lakai führte den Fürsten den ihm wohlbekannten Weg zu den Appartements des Herzogs und öffnete mit stummer Grandezza das Vorzimmer, um

lautlos wieder zu verschwinden, nachdem er die Tür hinter dem Fürsten geschlossen hatte.

Im Vorzimmer lehnte in einer Fensternische in etwas schläfriger Haltung der diensttuende Adjutant. Er rückte sich zusammen und verneigte sich vor dem Fürsten. Zu gleicher Zeit trat Doß aus den Gemächern des Herzogs. Als er das blasse verstörte Gesicht des Fürsten sah, erschrak er und blieb unwillkürlich stehen.

Fürst Rastenberg gab ihm ein Zeichen zu warten und wandte sich an den Adjutanten.

„Bitte, Herr von Zabern — melden Sie Seiner Hoheit, daß ich in einer wichtigen, eiligen Angelegenheit um einige Minuten Gehör bitte."

„Sehr wohl, Eure Durchlaucht — sofort," erwiderte der Adjutant artig.

Als er verschwunden war, wandte sich der Fürst an Doß.

„Halten Sie sofort alles bereit, Doß. Seine Hoheit fährt wahrscheinlich gleich mit mir nach Waldlust."

Doß verneigte sich. Seine Augen blickten unruhig in das Gesicht des Fürsten.

„Eure Durchlaucht verzeihen gütigst — es ist doch nichts Schlimmes geschehen in Waldlust?" stammelte er.

„Das Schlimmste, Doß — eilen Sie sich," antwortete der Fürst.

Doß eilte erbleichend und lautlos davon.

Seine Hoheit saß am Schreibtisch und blickte auf, als der Adjutant eintrat.

„Was gibt es, Herr von Zabern?"

„Seine Durchlaucht Fürst Rastenberg bittet in einer eiligen, wichtigen Angelegenheit um einige Minuten Gehör."

Der Herzog zuckte leise zusammen, wie in Ahnung eines kommenden Unheils.

„Bitte — eintreten lassen."

Der Adjutant verschwand.

Gleich darauf erschien Fürst Kastenberg auf der Schwelle. Der Herzog hatte sich erhoben und sah ihm voll Unruhe entgegen.

„Was bringst du mir, Botho? Dein Antlitz sagt mir nichts Gutes."

Der Fürst ergriff seine Hand.

„Ferdinand — es macht mir tiefes Herzeleid, daß ich dir eine schlimme Kunde bringen muß. Ich komme aus Waldlust. Ein — Unglück ist geschehen."

Der Herzog faßte im jähen Schrecken seine Schultern.

„Was? — Wo — was bringst du mir?" stieß er heiser hervor.

„Fasse dich, Ferdinand — ich bitte dich," bat der Fürst.

Der Herzog schüttelte ihn, wie außer sich.

„Regina?" fragte er erbleichend.

Stumm nickte Fürst Botho.

Ein Stöhnen brach aus des Herzogs Brust.

„Was ist mit meiner Frau?"

Der Fürst sah schmerzlich in das bleiche Gesicht des Freundes.

„Komm mit mir, Ferdinand — sofort — ich vermag es nicht auszusprechen."

Wieder schüttelte ihn der Herzog wie in furchtbarer Angst.

„Sag' mir, daß sie lebt — nur das," bat er dabei.

Fürst Botho schüttelte den Kopf.

Starr blickte ihn der Herzog an.

„Tot — doch nicht tot?" fragte er mit furchtbarem Ausdruck.

„Ja, Ferdinand — sie ist tot."

Wie von Sinnen sah ihn der Herzog an.

„Nein — nein — du lügst," stieß er halberstickt hervor.

„Ferdinand!"

Wie sich besinnend fuhr der Herzog über die Stirn.

„Tot?" Meine geliebte Frau — tot? Nein — das kann nicht sein. Botho — das kann nicht sein."

Fürst Rastenberg trat zu ihm und faßte seine Hand.

„Komm schnell mit mir, Ferdinand. Deine Kinder brauchen dich. Mein Wagen hält unten — komm schnell."

Ein Laut, wie ein Aufschrei aus tiefster Qual rang sich aus des Herzogs Brust. Mechanisch klingelte er Doß. Der hielt schon die Überkleider Seiner Hoheit bereit. Der Herzog wunderte sich nicht, daß Doß seinen Befehl schon ausführte, ehe er ihn ausgesprochen. Ohne ein Wort hastete der Herzog hinaus, Doß nur einen Wink gebend, ihm zu folgen. Der Adjutant stand fassungslos und sah dem Herzog nach, der starr und bleich, ohne ihn zu sehen, das Vorzimmer passierte. Fürst Rastenberg und Doß folgten gleichfalls bleich und verstört.

Ohne ein Wort noch zu wechseln, nahmen die beiden Herren im Wagen Platz. Doß schwang sich neben den Kutscher und in schnellster Fahrt ging es nach Schloß Waldlust.

Auf der ganzen Fahrt wechselten die beiden Herren kein Wort. Der Herzog sah nur mit brennenden Augen dem Wagen voraus, als käme er dadurch schneller vorwärts. Kaum hielt der Wagen vor Schloß Waldlust, als die beiden Herren heraussprangen. Wortlos führte Fürst Botho den Herzog nach dem Zimmer der Gräfin.

Lothar saß noch wie eine getreue Schildwache vor der Tür zum Schlafzimmer seiner Mutter. Der Arzt war noch immer nicht erschienen. Wie erstarrt sah

Lothar in das schmerzverzerrte Gesicht des Vaters. Er wagte es nicht, ihn aufzuhalten. Der Herzog eilte in das Sterbezimmer und als er sein geliebtes, schönes Weib tot und starr vor sich liegen sah, warf er sich mit einem wilden Schrei über sie.

„Wer hat mir das getan?"

Das rief er mit einem Ausdruck, der Lothar und den Fürsten erbeben ließ.

Leise schloß Fürst Botho die Tür des Sterbezimmers, damit niemand den Herzog in seinem Schmerze störte.

Fürstin Maria und Prinz Herbert waren bald nach dem Fürsten eingetroffen. Sie mühten sich beide liebevoll um die trostlose Lori und die im unverstandenen Schmerze weinende Silva.

Zu ihnen führte nun der Fürst mit liebevollen Worten auch Lothar.

Maria saß in dem Salon der Gräfin, wo diese gestern die folgenschwere Unterredung mit dem Minister gehabt hatte. Sie hielt die kleine Silva auf dem Schoß. Vor ihr kniete, das Gesicht in ihrem Schoß vergraben, Lori, und Herbert kniete neben ihr, hielt sie umfaßt und streichelte zärtlich die schwarzen Locken.

Als Lothar mit dem Fürsten eintrat, sprang Herbert auf und umfaßte den Freund.

„Komm zu meiner lieben Mutter, Lothar. Sie wird dich trösten," sagte er voll Teilnahme.

Lothar schüttelte in verbissenem Schmerz den Kopf.

„Ich will keinen Trost — ich will unglücklich sein wie mein armer Papa. Du weißt ja nicht, was wir verloren haben," stieß er heraus und warf sich in einen Sessel, das zuckende Gesicht in seinen Händen bergend.

Fürst Botho gab Herbert ein Zeichen, er sollte Lothar gewähren lassen. Unruhig lauschte er hinüber nach dem Sterbezimmer der Gräfin Regina. Kein Laut drang heraus.

Da drüben lag Herzog Ferdinand über seinem toten Weibe, rief sie leise mit schmerzlicher Innigkeit bei den zärtlichsten Namen und küßte das bleiche Antlitz und die wundervollen weißen Hände, die wie herrliche Gebilde aus weißem Marmor auf der goldfarbigen seidnen Decke lagen. Und neben seinem wahnsinnigen Schmerz hatte nur ein Gedanke in ihm Raum — woran seine geliebte Frau gestorben sei, die er gestern noch in voller Gesundheit verlassen hatte.

Fürst Botho hatte auf seiner Fahrt nach der Residenz einen Lakaien mitgenommen, den er zur Klinik des Professor Bernd geschickt hatte, um diesen sofort nach Schloß Waldlust zu bitten. Der vorher ausgesandte reitende Bote hatte den ersten besten Arzt in der Stadt benachrichtigt. Dieser kam nun endlich an.

Fürst Rastenberg übernahm es, in das Sterbezimmer zu gehen und dem Herzog zu melden, daß der Arzt angekommen sei.

Schwerfällig, wie ein alter Mann, mit bleichem, verfallenem Gesicht erhob sich der Herzog und fiel kraftlos in einen Sessel. Der Arzt trat ein, aber zu gleicher Zeit meldete man dem Fürsten auch die Ankunft Professor Bernds.

Während die Ärzte die Tote untersuchten, saß der Herzog starr und stumm und bohrte seinen Blick in die Gesichter der beiden Mediziner.

Endlich richtete sich Professor Bernd empor.

„Eine Herzlähmung infolge starker Erregung," sagte Professor Bernd.

Klar und deutlich drangen die Worte in die Ohren des Herzogs. Stöhnend sank er in sich zusammen.

Fürst Rastenberg führte die Ärzte hinaus, um draußen mit ihnen zu sprechen. Man ließ den Herzog mit seiner toten Gemahlin allein.

Die folgenden Stunden vergingen langsam und bleiern. Alle standen wie unter einem lähmenden Bann. Man wagte den Herzog nicht zu stören und wartete auf sein Erscheinen. Aber er konnte sich lange nicht von der geliebten Toten trennen. Sein Blick ruhte in stummer qualvoller Frage auf dem geliebten Antlitz.

„Wer hat mir das getan?"

So schien dieser düstere Blick die stille Frau zu fragen. Und diese Frage trieb den Herzog endlich wieder hinaus von der Toten zu den Lebenden. Er mußte ergründen, was geschehen war.

Selbst einem Toten gleichend, trat er heraus aus dem Sterbezimmer. Und in seinem edlen, gütigen Gesicht hatte sich in diesen Stunden ein harter, finsterer Zug eingegraben.

Mit wankendem Schritt trat er auf Fürst Rastenberg zu, der im Vorzimmer auf ihn gewartet hatte.

„Meine Kinder?" fragte er tonlos, wie im Krampf die Freundeshand umklammernd.

„Sie sind in der Obhut meiner Frau, Ferdinand."

„Führe mich zu ihnen."

Der Fürst tat, was er forderte.

Stumm, mit schmerzhafter Innigkeit, preßte der Herzog seine Kinder an sich. Dann fuhr er seinem Sohn mit zitternder Hand über das dunkle Haar.

„Freue dich — daß du nicht mein Thronerbe bist, mein Lothar," sagte er dumpf.

Dann wandte er sich an Fürstin Maria, die Silva auf dem Arm trug. „Ich danke Ihnen, Fürstin Maria, daß Sie sich meiner Kinder annahmen. Bitte tun Sie es auch ferner — bis ich wieder denken und Bestimmungen für sie treffen kann."

Die Fürstin verneigte sich.

„Gestatten Eure Hoheit, daß ich die Kinder mit mir nach Lehnsdorf nehme?"

Der Herzog nickte.

„Tun Sie es, Fürstin — und lassen Sie sich an meinem innigsten Dank vorläufig genügen."

Er küßte Maria die Hand.

Lothar warf sich leidenschaftlich erregt an des Vaters Brust.

„Laß mich hier bleiben, solange du hier bist, Papa."

Der Herzog strich ihm übers Haar.

„So bleibe — du kannst dann später mit Onkel Botho nach Lehnsdorf fahren."

Die Fürstin fuhr mit Prinz Herbert und den beiden Komtessen nach Lehnsdorf zurück. Der Fürst blieb in Schloß Waldlust, um dem Herzog beizustehen.

Eine strenge Untersuchung wurde nun eingeleitet. Die Ärzte hatten schon die Dienerschaft verhört. Weinend hatte die Zofe der Gräfin ihren Bericht erstattet. Der Fürst hatte inzwischen in Erfahrung gebracht, daß Exzellenz Dahlhorst gestern Nachmittag in Waldlust gewesen war und eine lange Unterredung mit der Gräfin gehabt hatte.

Das berichtete er dem Herzog, nachdem die Zofe dem Herzog ihren Bericht wiederholt und immer wieder versichert hatte, Frau Gräfin sei furchtbar bleich und traurig gewesen, als sei sie schwer krank.

Als der Herzog hörte, daß Dahlhorst in Waldlust gewesen war, fuhr er auf wie im furchtbarsten Erschrecken.

„Wer war hier? Sag' das noch einmal — Botho!"

„Seine Exzellenz, der Herr Minister von Dalhorst."

Der Herzog sah starr in des Freundes Gesicht.

„Also er?" stieß er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. Und dann raffte er sich empor.

„Ich muß zu Dahlhorst — muß mit ihm sprechen — sogleich. Ich muß wissen, was er Regina gesagt hat, muß wissen, was sie so furchtbar erregte, daß sie nicht mehr imstande war, auf ihr geliebtes Leben zu achten. Bleibe hier, Botho — sorge an meiner Statt, daß die Ruhe meiner lieben Frau nicht gestört wird. Und nimm Lothar zu dir. Ich benutze deinen Wagen und bin gleich wieder zurück, sobald ich mit Dahlhorst gesprochen habe."

So sagte er in fliegender Erregung. Und ein heißer schmerzlicher Grimm verzerrte sein Gesicht.

„Doß!"

Der Getreue trat ein und sah mit unruhig besorgtem Blick in das gequälte Antlitz seines Herrn.

„Eure Hoheit?"

„Nach der Stadt zurück — aber nicht nach dem Schlosse. Der Kutscher soll beim Minister von Dahlhorst vorfahren. Wir nehmen den Lehnsdorfer Wagen. Solange ich mich bei Seiner Exzellenz aufhalte, fahren Sie zum Schloß und kommen dann mit meinem Wagen zum Minister zurück, so schnell als möglich. Den Lehnsdorfer Wagen schicken Sie dann nach Waldlust zurück. Und bestellen Sie beim Hofgärtner Rosen — alle Rosen, die blühen, soll man nach Waldlust schicken."

Seine Stimme erstarb in schmerzlicher Bewegung.

Doß wurde ganz blaß und sein sonst so unbewegtes Gesicht zuckte.

„Zu Befehl, Eure Hoheit."

* * *

Eine Stunde später fuhr der Wagen des Herzogs vor dem Ministerpalais vor.

Der Minister weilte in seinem Arbeitszimmer, als

ihm Seine Hoheit gemeldet wurde. Überrascht ging er seinem hohen Besuch entgegen.

„Eure Hoheit beglücken mich! Was verschafft mir die hohe Ehre, Eure Hoheit in meinem Hause zu sehen?“ fragte er ehrbietig.

Aber die Frage erstarb ihm fast auf den Lippen, als er in das bleiche Gesicht des Herzogs sah.

„Was haben Sie gestern in Schloß Waldlust bei meiner Frau gewollt, Exzellenz?“ fragte der Herzog kurz.

Das Gesicht des Ministers verfärbte sich, aber er bewahrte seine Ruhe.

„Wollen Eure Hoheit das nicht lieber die Frau Gräfin selbst fragen? Ich habe keine Ursache, etwas zu verschweigen, und möchte nicht bei Eurer Hoheit in Verdacht kommen, etwas zu beschönigen.“

„Ich will es aber von Ihnen hören, Exzellenz, und befehle Ihnen, mir ohne jeden Rückhalt genau zu berichten, was Sie mit meiner Frau gesprochen haben. Wortgetreu will ich die Unterredung wissen.“

Der Minister verneigte sich.

„Wie Eure Hoheit befehlen! Wollen Eure Hoheit nicht Platz nehmen?“

„Nein, danke. Ich habe Eile. Sprechen Sie!“

Der Minister berichtete mit großer Klarheit. Nichts verschwieg er, nichts beschönigte er. Nur mit übermenschlicher Kraft beherrschte sich der Herzog.

„Eure Hoheit werden mir vielleicht diesen eigenmächtigen Schritt nicht verzeihen, das habe ich vorher gewußt. Trotzdem habe ich tun müssen, was mir meine Pflicht gebot. Ich habe das letzte versucht, die Hindernisse zu einer standesgemäßen Ehe Eurer Hoheit hinwegzuräumen. Und ich hoffe, die Gräfin wird hochherzig genug sein, die Notwendigkeit einer Trennung einzusehen.“

So schloß der Minister seinen Bericht. Und nun lachte der Herzog plötzlich grell auf, scharf und schneidend, und ein nervöses Zucken umspielte seine Mundwinkel, als er sagte:

„Nun, Exzellenz, Ihre Mission ist glänzend gelungen, die Hindernisse sind alle fortgeräumt! Meine Frau steht Ihren Plänen nicht mehr im Wege — sie ist diese Nacht plötzlich verschieden. Die qualvolle Aufregung hat sie getötet!“ — —

Der Minister taumelte zurück.

„Mein Gott — das habe ich nicht gewollt!“ stieß er hervor und sank schwer in den Sessel neben dem Schreibtisch.

Kalt wandte sich der Herzog ab und verließ das Zimmer.

Wie versteinert sah ihm der Minister nach. Dann strich er sich über die Stirn. „Nein — bei Gott — das habe ich nicht gewollt — das nicht,“ flüsterte er und vergrub das Gesicht in den Händen.

* * *

Fünfzehn Jahre waren seit dem Tode der Gräfin Regina vergangen. Herzog Ferdinand hatte sich, den Gesetzen der Staatsräson gehorchend, mit Prinzessin Beate von Iffingen vermählt, und ein Jahr später wurde ihm ein Thronerbe geboren, der in der Taufe die Namen Ernst Ferdinand erhielt.

Er zählte jetzt dreizehn Jahre, war aber ein sehr schwächlicher Knabe und glich seinem Vater in keiner Weise.

Herzogin Beate war eine gefühlskalte, engherzige Frau und hegte eine starke Abneigung gegen die Kinder der Gräfin Regina. Diese Abneigung wuchs noch,

seit die Herzogin sah, daß ihr eigener Sohn sich mit Lothar und seinen beiden Schwestern weder geistig noch körperlich messen konnte. Zwar bekam die Herzogin die Komtessen und den jungen Grafen Solmshausen nur selten zu Gesicht, aber ihre getreue Hofdame, Baroneß Kautzky, berichtete ihr alles, was sie über die drei Geschwister in Erfahrung bringen konnte.

Graf Lothar Solmshausen zählte jetzt fast neunundzwanzig Jahre. Seit einigen Jahren diente er, mit Prinz Herbert Rastenberg zusammen, als Offizier in demselben Garderegiment.

Komteß Lori lebte mit ihrer drei Jahre jüngeren Schwester Silva sehr zurückgezogen in Schloß Waldlust unter der Obhut der Baronin Werder, einer Österreicherin, die auf Empfehlung des Fürsten Rastenberg nach Waldlust gekommen war. Der Fürst kannte sie als eine feinsinnige, taktvolle und herzenswarme Frau, die wohl geeignet war, den mutterlosen Kindern ein Halt und eine Stütze zu sein. So hatte er die Baronin dem Herzog vorgeschlagen, als dieser nach einer Hausdame und Erzieherin für seine Kinder Ausschau hielt.

Die Komtessen hatten sich auch ganz gut mit der Baronin eingelebt, und Lothar begegnete ihr, solange er noch zu Hause weilte, mit artiger Höflichkeit. In allen tieferen und ernsteren Fragen erschlossen jedoch Reginas Kinder ihre jungen Seelen nur der Fürstin Maria, wenn sie sich ihrem Vater nicht anvertrauen wollten. „Tante Maria", wie sie die Fürstin Rastenberg nannten, war ihnen in Wahrheit eine zweite Mutter geworden.

Komteß Lori war eine vornehme, schöne Erscheinung, das verjüngte Ebenbild ihrer verstorbenen Mutter. Doch hatte sie nicht die sanfte Art der Gräfin Regina

geerbt. Es lag vielmehr über ihrem Wesen ein Hauch herben Stolzes.

Trotz der Wachsamkeit des Herzogs und des fürstlichen Paares hatte es den Kindern Reginas nicht an mancherlei Bitternissen und Demütigungen gefehlt, unter denen Lothar und Komteß Lori am meisten litten, während die glücklicher und leichter veranlagte Komteß Silva sich rascher in ihre Lage gefunden hatte. Ihr sonniges Temperament und ihr lachender Frohsinn bewahrten sie vor schweren, ernsten Gedanken; sie lebte fröhlich und zufrieden, wenn auch zuweilen etwas einsam in Schloß Waldlust.

Die beiden andern Kinder der verstorbenen Gräfin Regina, Lothar und Lori, trugen dagegen schwer daran, daß sie nicht bei Hofe erscheinen durften, daß sie im Hause ihres Vaters keine Heimstätte hatten. Wenn zuweilen bei flüchtigen Begegnungen der blasse, indolente Thronfolger, Prinz Ernst Ferdinand, mit seiner Mutter an ihnen vorüberfuhr und stolz und verächtlich über sie hinwegsah, dann zog sich Lothars Stirn finster zusammen, und Loris Augen flammten trotzig auf.

Ihr Vater kam jetzt seltener nach Schloß Waldlust als zu Lebzeiten der Gräfin Regina, denn die Herzogin kontrollierte eifersüchtig jeden seiner Besuche, und seitdem Lothar Offizier war, lebten die beiden Komtessen in stiller Zurückgezogenheit.

Auf Wunsch seines Vaters sollte Lothar erst einige Jahre Offizier bleiben, ehe er die Verwaltung der gräflichen Güter übernahm und dauernd nach Schloß Solmshausen übersiedelte.

Im allgemeinen fühlte sich Graf Lothar Solmshausen in seinem Regiment und Beruf glücklich, wenn er mit seinen Kameraden auch nur wenig Verkehr unterhielt. Neben Prinz Herbert Rastenberg, mit dem

ihn die Freundschaft aus Kindertagen verband, hatte er sich nur an einen seiner Kameraden enger angeschlossen. Das war der Freiherr Hans Henner von Hennersberg, ein fröhlicher, warmherziger Mensch, der Lothar von Anfang an herzlich entgegenkam und ihn als „Nachbar" begrüßte. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Freiherren Henner von Hennersberg ihre Güter in nächster Nähe von Solmshausen liegen hatten. Das gab natürlich mancherlei Anknüpfungspunkte, und Prinz Herbert Rastenberg war der Dritte im Bunde.

Die Höhepunkte in Loris und Silvas einsamem Leben bildeten die Urlaubszeiten des Bruders und Herberts. Meist kamen die beiden Freunde zu gleicher Zeit. Dann wurde es lebhaft in Schloß Waldlust und Lehnsdorf, und fast täglich weilte man abwechselnd beisammen.

Herbert Rastenberg war schon als Knabe der ritterliche Beschützer Komteß Loris gewesen, und diese Knabenschwärmerei hatte sich im Laufe der Jahre zu einer ernsten Neigung für das schöne Mädchen vertieft. Aber die Komtesse verhielt sich ihm gegenüber jetzt auffallend zurückhaltend und vermied nach Möglichkeit ein Alleinsein mit dem Prinzen. Eine stille Abwehr ging von ihrem ganzen Wesen aus. Es war fast etwas Kriegsbereites in Loris Charakter, als sei sie stets bereit, einer Gefahr zu begegnen und sie abzuwehren. Alles, was weich und sehnsüchtig in ihr nach Liebe verlangte, verschloß sie scheu und stolz wie ein Unrecht.

Ein fester Entschluß lebte in ihrer Seele — sie wollte unvermählt bleiben. Und diesem Entschluß hatte sie schon wiederholt energisch Ausdruck gegeben. Fürst Botho nannte sie deshalb eine kleine Männerfeindin. Tante Maria war die einzige, die ver-

stand, was in Loris junger Seele vorging, denn sie ahnte, was sich hinter diesem leidvollen Mädchenstolz versteckte. Aber sie hütete sich, an dieser schmerzhaften Wunde zu rühren. Nur wenn Herbert zuweilen traurig und in sich gekehrt von Schloß Waldlust heimkehrte, legte Maria liebevoll ihre Hand auf seinen Arm und sagte leise:

„Schaue nicht so traurig aus, Herbert! Mädchenstolz ist trügerisch und wendet sich am meisten gegen den, der ihm gefährlich ist. Habe nur Geduld."

* * *

Es war ein heller, klarer Dezembertag. Wald und Flur lagen in eine weiche Schneedecke gehüllt; die Äste der Bäume neigten sich unter der weißen Last.

Inmitten dieser verschneiten Waldespracht lag Schloß Waldlust wie ein verzaubertes Märchenschloß.

Auf der Fahrstraße von Lehnsdorf her glitt ein leichter, eleganter Schlitten und hielt nach wenigen Minuten vor dem Portal des Schlosses.

Der neben dem Kutscher sitzende Diener half seiner Herrin, der Fürstin Maria von Rastenberg, aus den kostbaren Pelzdecken.

Während sie aus dem Schlitten stieg, öffnete ein Lakai das Portal und ließ die Fürstin eintreten.

„Sind die Komtessen und Baronin Werder zu Hause?"

„Sehr wohl, Durchlaucht. Die Damen sind im Salon der Komteß Lori."

Fürstin Maria ließ sich den Pelzmantel von den Schultern nehmen und legte den großen Zobelmuff ab. Mit der ihr eignen anmutigen Haltung schritt sie hinter dem ihren Besuch meldenden Lakaien die teppichbelegte Marmortreppe hinauf in den ersten Stock. Der

Salon, der jetzt zu Loris Zimmern gehörte — sie hatte die Zimmer ihrer Mutter in Benutzung —, war derselbe, in dem sich Gräfin Reginas Geschick entschieden hatte.

Das ziemlich große Gemach mit den Möbeln im Stil Louis' XV. war reich ausgestattet. Die Möbel waren mit geblümtem Damast bezogen. Derselbe schwerseidene Damast war zu Gardinen und Portieren verwendet. Auf kunstvollen Bronzekonsolen stand kostbares Meißner Porzellan. An den mit Damast bespannten Wänden hingen Watteaubildchen. Ein zart getönter, blumendurchwirkter Teppich bedeckte den Fußboden. Inmitten des Zimmers stand ein geschweifter Tisch mit einer Marmorplatte, auf dem aus einer Jardiniere frische Blumen dufteten.

Komteß Silva war die erste, die Maria stürmisch begrüßte.

„Tante Maria — ach, wie herrlich, daß du kommst! Ich glaube, meine Sehnsucht hat dich herbeigezaubert!"

Fürstin Maria küßte sie lachend auf die rosigen Wangen und sah ihr liebevoll ins Gesicht.

„Wohl möglich, du kleiner Wildfang!"

Aus dem Sessel am Kamin hatte sich Komteß Lori erhoben. Sie legte ein Buch beiseite und ging der Fürstin mit einem frohen Lächeln entgegen. Aber selbst dieses Lächeln vermochte den auffallenden Ernst nicht zu verscheuchen, der aus ihren großen, dunklen Augen sprach.

Auch sie umarmte die Fürstin herzlich, aber ohne die stürmische Lebhaftigkeit ihrer Schwester. Zärtlich sah Maria in das schöne Gesicht. Dann begrüßte sie freundlich die Erzieherin, Baronin Werder, eine mittelgroße, sympathische Dame von ungefähr fünfzig Jahren, die mit einer Handarbeit beschäftigt am Fenster gesessen hatte. Komteß Lori geleitete die Für-

stin zu einem Sessel, und die Schwestern nahmen ihr gegenüber Platz, während die Baronin zu ihrer Handarbeit zurückkehrte.

Lächelnd sah die Fürstin die beiden Mädchen an.

„Nun ratet, was ich euch für Neuigkeiten bringe?"

Silva horchte gespannt auf.

„Neuigkeiten? Ach, famos! Ich dachte schon mindestens seit einer Stunde darüber nach, ob man vor Langweile wohl sterben kann, und daß dies ein sehr schrecklicher Tod sein müßte, kam mir dabei zum Bewußtsein! Also heraus damit, liebste, beste Tante Maria!"

Auch Lori sah die Fürstin erwartungsvoll an.

„Also erstens einmal: Herbert hat geschrieben."

Silva nickte und rückte mit ihrem Sessel etwas näher. Über Loris Gesicht aber flog eine leichte Röte, und ihre Augen senkten sich. Fürstin Maria merkte es wohl und fuhr dann fort:

„Herbert teilt uns mit, daß er schon Ende dieser Woche mit Lothar zum Weihnachtsurlaub kommt."

Silva klatschte freudig in die Hände.

„O, famos! Da kommt wieder Leben ins Haus!"

Fürstin Maria lachte. „Und diesmal kommt er nicht einmal mit Lothar allein. Sie kommen zu dritt!"

„Drei? Drei Leutnants, Tante Maria?" fragte Silva vor Freude.

„Ja. Sie bringen noch einen Kameraden mit, den jungen Freiherrn Hans Henner von Hennersberg."

„Ach, von dem uns Lothar und Herbert soviel erzählt haben, der so lustig und übermütig ist!" rief Silva.

„Ja, er will einige Tage mit nach Lehnsdorf kommen."

Silva sprang jubelnd auf.

„Ach, famos — famos!“ rief sie immer wieder.

Lori und die Fürstin lächelten sich an.

„Lothar schrieb mir neulich, daß er in nächster Zeit das erste Mal nach Schloß Solmshausen reisen will. Papa wünscht, daß er sich dort den Beamten als künftiger Herr vorstellt. Dabei will er in Groß-Hennersberg Besuch machen bei den Eltern seines Freundes Hans Henner,“ sagte Lori.

Die Fürstin nickte.

„Du bist also schon orientiert, Lori. Also Lothar und Herbert bringen Herrn von Hennersberg mit. Hans Henner von Hennersberg reist allerdings am Tage vor dem Heiligabend schon wieder ab, weil er zum Fest zu Hause erwartet wird. Lothar will dann, so schreibt uns Herbert, gleich nach Neujahr auf vierzehn Tage nach Solmshausen gehen. Herbert bleibt aber in Lehnsdorf bis Mitte Januar. Dann ist der Urlaub zu Ende.“

Silva warf sich wieder in ihren Sessel und rechnete an den Fingerspitzen aus:

„Also heute ist — welches Datum haben wir denn, Frau Baronin? — Den zehnten — danke! Also heute ist der zehnte Dezember — Ende der Woche, das wäre der vierzehnte oder fünfzehnte, kommen die drei Vaterlandsverteidiger. Das ganze Trio genießen wir also zirka zehn Tage. Hoffentlich ist Herr von Hennersberger annähernd so nett wie Lothar und Herbert. Also zehn Tage das geschlossene Trio, dann das Duo Lothar und Herbert über die Festwoche, zum Schluß Herbert als Trostpreis, damit wir uns wieder langsam an die leutnantslose, die schreckliche, langweilige Zeit gewöhnen!“

Silva sprang wieder auf, wirbelte übermütig im Zimmer herum und sank dann erschöpft in ihren Sessel.

„So, Tante Maria, jetzt habe ich den Überschuß an Freude ein bißchen ausgetobt. Nun bin ich wieder friedlich."

Fürstin Maria lachte herzlich.

„Du Wildfang! Aber ich habe noch nicht alle Neuigkeiten erzählt."

Silva richtete sich empor und sah die Fürstin gespannt an.

„Noch mehr Neuigkeiten hast du?"

„Ja. Also hört zu! Ich habe mit Onkel Botho beraten, daß wir am zwanzigsten Dezember in Lehnsdorf ein großes Ballfest geben wollen. Die Einladungen sind heute schon verschickt. Euch bringe ich die Einladung hiermit persönlich!"

Silva war außer sich vor Freude, aber über Komteß Loris Züge ging es wie ein Schatten, und sie sagte:

„Du bist sehr gütig, wie immer, Tante Maria! Aber hast du auch bedacht, daß man es dir und Onkel Botho sehr verdenken wird, wenn du uns auf diese Weise der Gesellschaft sozusagen aufnötigen willst?"

Silva sah erschrocken auf.

„Aber, Lori, was sind das nun wieder für Reden?"

Komteß Lori strich sich über die Stirn, als scheuche sie etwas Quälendes fort.

Fürstin Maria nahm Loris Hand zwischen die ihren und sagte in ihrer gütigen, tröstenden Weise:

„Kind, du siehst das alles viel zu schwer; du spinnst dich mit einer fast krankhaften Bitterkeit in solche quälenden Gedanken ein! Es wird niemand wagen, euch in unserm Hause auch nur mit einem Blick zu kränken. Ihr seid sicher unter Onkel Bothos und meinem Schutz, darüber kannst du ruhig sein."

„Das weiß ich, Tante Maria. Aber ich weiß auch, daß es euch von mancher Seite verdacht werden wird,

wenn ihr in solch offener Weise für uns eintreten wollt!"

Die Fürstin schüttelte lächelnd den Kopf.

„Du weißt, wie Onkel Botho darüber denkt, weißt, wie er deine Mutter geschätzt und verehrt hat, und daß er der Freund deines Vaters ist. Und außerdem ist es sogar der Wunsch des Herzogs, daß ihr an dem Ballfest teilnehmt."

Lori blickte betroffen auf.

„Papa wünscht es? Habt ihr denn mit ihm schon darüber gesprochen?"

„Ja, Kind, und er freut sich, daß ihr endlich einmal zum Tanzen kommt. Daß du, liebe Lori, dir nicht viel daraus machst, ein Ballfest zu besuchen, weiß er ja. Aber Silva! Sie möchte doch so gern einmal nach Herzenslust tanzen und fröhlich sein."

Lori blickte fragend zur Schwester hinüber.

„Möchtest du denn wirklich so gern dabei sein, Silva?"

„Ach, ganz schrecklich gern!"

„Und wenn man dich nun Mauerblümchen spielen läßt, wenn niemand dich zum Tanz auffordert?"

Silva sah ganz entsetzt zur Schwester auf.

„Hältst du das für möglich, Lori?"

Die Fürstin lächelte und sagte:

„Ihr denkt wohl nicht an unsre drei Leutnants? Ich will euch nur offen sagen, Herbert hat euch den Freiherrn von Hennersberg als flotten Tänzer verschrieben. Ich wette, die drei sorgen dafür, daß ihr nicht zu Atem kommt."

Silva lachte.

„Siehst du wohl, Lori, du siehst zu schwarz."

„Es mag sein, Silva! Und — ich bringe es nicht übers Herz, dir die Freude zu trüben. Wenn ihr es

also wagen wollt, Tante Maria, uns euren Gästen zu präsentieren, dann werden wir kommen."

Silva sprang auf und umarmte die Schwester und Tante Maria stürmisch.

„Habe ich eine Angst ausgestanden, daß du nein sagen würdest, Lori!"

Wie ein Sturmwind wirbelte sie dann durchs Zimmer.

Plötzlich hielt sie inne, denn draußen vor dem Schloß erklang helles Schellengeläut.

Lori eilte ans Fenster.

„Das ist Papa!" rief sie, und ihre Augen leuchteten auf.

Silva trat an ihre Seite.

„Ach, endlich einmal wieder! Fast eine ganze Woche war Papa nicht hier!"

Wenige Augenblicke später trat der Herzog ein. Er war nicht mehr der lebensfrische, sieghafte Mann mit den strahlenden, glücklichen Augen, wie er früher, alle Sorgen und Kümmernisse vergessend, nach Schloß Waldlust gekommen war. Sehr gealtert war er in diesen fünfzehn Jahren. Das blonde Haar und der Bart waren mit silbernen Fäden reichlich untermischt, und in seinem Antlitz lag ein Ausdruck von Weltschmerz, der jedoch bei der Begrüßung seiner Töchter verschwand. Ein wehmütig glückliches Lächeln umspielte seinen Mund, und in seine Augen trat ein heller, freudiger Schein.

Auch die Fürstin begrüßte er mit warmer Freundlichkeit.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Fürstin Maria! Haben Sie meinen Kindern wieder einmal ein wenig Sonne gebracht? Sie können es brauchen, die Ärmsten, denn die Sonne ist in Schloß Waldlust ein seltener Gast geworden," sagte er, ihr die Hand küssend.

Die Fürstin verneigte sich lächelnd.

„Hoheit dürfen nicht vergessen, daß dieser blonde Sonnenstrahl immer in Schloß Waldlust zu Hause ist," erwiderte sie, auf Silva deutend.

Dann verabschiedete sie sich von den Schwestern, um den Herzog mit seinen Kindern allein zu lassen. Aber der Herzog hielt sie noch einen Augenblick zurück.

„Ich möchte Ihnen noch danken, daß Sie sich so treulich nach meinen Töchtern umsehen —"

„Ach, Papa, Tante Maria hat uns sogar eine Einladung gebracht zu einem Ballfest in Lehnsdorf!" unterbrach ihn Silva mit glänzenden Augen.

Der Herzog und Fürstin Maria sahen sich lächelnd wie im stillen Einverständnis an.

„Und du freust dich auf dieses Ballfest, Silva, nicht wahr?"

Silva fiel dem Vater um den Hals.

„Furchtbar freue ich mich, Papa!"

Wieder wandte sich der Herzog an die Fürstin:

„Ich weiß, was ich Ihnen alles zu danken habe, Fürstin Maria, Ihnen und meinem Freunde Botho! Grüßen Sie ihn herzlich von mir. Und wenn ich mich eine Stunde freimachen kann, dann werde ich zu dem Ballfest nach Lehnsdorf kommen."

Lori sah den Vater überrascht, fast betroffen an.

„Du wolltest — Papa!" rief sie erschrocken. Sie wußte, daß es fast einer Herausforderung der Hofgesellschaft gleichkam, wenn sich der Vater öffentlich an ihrer Seite zeigte.

„Ich muß doch meine kleine Silva tanzen sehen," scherzte er ablenkend. „Meinen Sie das nicht auch, Fürstin?"

Maria nickte und reichte dem Herzog zum Abschied die Hand. „Also auf Wiedersehen, Hoheit — auf dem Ball!"

Der Herzog war mit seinen Kindern allein, und Lori mußte auf des Vaters Wunsch einige Lieder singen. Ihre klangvolle, wohltuende Stimme, die ihn so sehr an Reginas Stimme erinnerte, hüllte ihn ein in einen traumhaften Frieden.

In solchen Stunden fühlte Herzog Ferdinand einen schwachen Abglanz jener glücklichen Zeit, da er so froh in Schloß Waldlust an Reginas Seite geweilt. Er trat ans Fenster und schaute in den Park hinüber, wo das kleine Tempelchen über ihrem Grabe stand. Wie fern lagen doch die Tage seines Glückes! Er ließ sich still in einen Sessel gleiten und lauschte Loris Liedern.

Bei seinen Kindern vergaß er noch zuweilen die Bitterkeit seines einsamen Lebens auf dem Throne, denn einsam und arm war er geblieben, obgleich er den Thron jetzt mit einer ebenbürtigen Gemahlin teilte. Aber nichts verband ihn innerlich mit der Frau, die ihm sogar den Sohn, den Erbprinzen, entfremdete. Kein gemeinsames Band schlang sich um die Gatten, kalt und zeremoniell lebten sie nebeneinander dahin und wahrten nur vor der Welt den Schein, als gehörten sie zusammen.

Gramerfüllt dachte er an die Worte der Schrift: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden."

* * *

Der kleine Festsaal in Schloß Waldlust, zu dem von der Veranda aus breite Flügeltüren mit Glasfenstern führten, war hell erleuchtet. Es war ein trüber Tag mit Schneegestöber, und so brach die Dunkelheit noch früher herein als sonst.

Drinnen im Saale saß die Baronin Werder am Flügel und spielte allerlei Tanzweisen. Und auf dem spiegelblanken Parkettfußboden stand inmitten des Saales Komteß Silva dem Tanzlehrer gegenüber und übte all die zierlichen Pas mit großem Eifer.

Lori hatte neben dem Flügel in einem Sessel Platz genommen und übte lächelnd Kritik. Silva war unermüdlich dabei. Sie wollte bis zum zwanzigsten Dezember, dem Tag des Ballfestes in Lehnsdorf, eine exzellente Tänzerin werden.

Eben stand sie bereit, eine Gavotte zu probieren, die ihr der Tanzlehrer gezeigt hatte, als draußen ein Schlitten vorfuhr, dem drei Offiziere entstiegen. Es war ihr Bruder Lothar mit Prinz Herbert und Freiherrn Hans Henner von Hennersberg.

Graf Lothar sah nach dem erleuchteten Saal hinüber.

„Der Saal ist ja erleuchtet! Ist etwas Besonderes los?“ fragte er den Lakaien, der den Herren aus dem Schlitten half.

„Komteß Silva hat Tanzstunde, Herr Graf.“

Prinz Herbert lachte.

„Silva beim Tanzunterricht — da müssen wir ein Zaunbillet nehmen! Die Vorhänge sind, wie ich sehe, nur teilweise geschlossen! En avant, Messieurs — das müssen wir belauschen. Und dann fallen wir als Ueberraschung mitten in die schönsten Tanzübungen hinein.“

Graf Lothar war sofort dabei und zog den etwas unschlüssig dastehenden Freiherrn Hans Henner von Hennersberg mit hinüber zu der Veranda.

„Komm nur, Hans! In Schloß Waldlust herrscht kein Hofzeremoniell. Das gibt ein lustiges Entree.“

„Ich weiß doch nicht, Lothar, ob ich so formlos ins Schloß einfallen kann? Bedenke doch — es ist mein erster Besuch!“

Prinz Herbert nahm lachend seinen Arm.

„Wir nehmen alles auf uns, Hans! Komm nur, du bist doch sonst nicht so bedenklich, wenn es einen Scherz gilt.“

Vorsichtig schritten sie über die Treppe der Veranda und postierten sich an einer der von den Vorhängen nur halb verhüllten Flügeltüren, so daß sie von drinnen nicht gesehen werden konnten. Sie selbst aber konnten den ganzen Saal überblicken.

Es war ein reizendes Bild, das sich ihnen bot.

Silva stand mitten im Saal und hielt mit beiden Händen zierlich das duftige, weiße Tanzkleidchen, das mit blauen Schleifen geziert war. Auch heute hing das blonde Gelock, nur durch eine blaue Schleife im Nacken gefesselt, über den Rücken herab.

Ihr feines Gesichtchen war vor Eifer gerötet, und die blauen Augen strahlten in hellem Entzücken. Gewissenhaft setzte sie eine Weile Schritt vor Schritt. Aber dann packte sie prickelnder Übermut. Als sie eine Figur wiederholen sollte, wirbelte sie plötzlich im schnellsten Walzertempo durch den Saal, daß die goldenen Locken um sie her flogen.

Die drei Offiziere rührten sich nicht.

Jetzt erhob sich drinnen Komteß Lori, um der Schwester auf die Bitte des Tanzlehrers mit diesem die Gavotte vorzutanzen. Prinz Herberts Augen strahlten auf. Auch Hans sah einen Augenblick bewundernd auf Komteß Lori, aber gleich suchte sein Blick wieder die reizende, zierliche Silva, die mit großer Aufmerksamkeit und seitwärts geneigtem Köpfchen dem Tanze zusah.

Dann tanzte Silva selbst die Gavotte mit dem Tanzlehrer. Es ging tadellos!

„Jetzt vorwärts zur Attacke — mir nach!“ rief Lothar und öffnete mit einem Ruck die Tür.

Die Schwestern hielten plötzlich im Tanzen inne. Silva schrie laut auf und sah erschrocken nach der Tür. Dann flog sie dem Bruder in die Arme.

„Lothar — ach, liebster Lothar! Wie schön! Ich denke, ihr kommt erst morgen oder übermorgen.“

Lothar küßte die Schwester herzhaft und umarmte dann Lori, die nun gleichfalls herbeikam. Dunkle Röte war ihr ins Gesicht gestiegen, als sie hinter Lothar auch Prinz Herbert Rastenberg erblickte. Aber als ihr Bruder sie nun aus seinen Armen ließ, hatte sie ihre Fassung schon wiedererlangt, und begrüßte Prinz Herbert in ihrer zurückhaltenden, wenn auch freundlichen Art.

Dann stellte Lothar seinen Freund Hans Henner von Hennersberg vor.

„Mein Freund Hans Henner, von dem ich euch schon viel erzählt habe. Lieber Hans Henner — dies ist unser Nestküken Silva.“

In lieblicher Verwirrung sah Silva zu dem jungen Offizier empor. Sein gut geschnittenes, energisches Soldatengesicht mit den warmen, grauen Augen gefiel ihr, und das unverhohlene Wohlgefallen an dem stattlichen Freund ihres Bruders leuchtete aus ihren Augen. Hans Henner wurde unter diesem Blick ganz eigen warm ums Herz.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, Herr von Hennersberg! Ich freue mich, den Freund meines Bruders kennen zu lernen,“ sagte Silva herzlich und reichte ihm die Hand.

„Gnädigste Komtesse müssen gütigst mein formloses Eindringen verzeihen. Ich habe nichts zu meiner

Entschuldigung zu sagen, als daß mich Lothar und Prinz Herbert fast gewaltsam hier hereingeschleppt haben," sagte er, sie mit seinen grauen Augen übermütig anfunkelnd.

Silva lachte und strich das Haar aus der Stirn.

„Ach, ich finde es reizend, daß Sie da sind, und Lothar und Herbert müßten eigentlich sogar eine Auszeichnung bekommen für die nette Überraschung!"

Prinz Herbert trat nun auch zu Silva heran.

„Grüß Gott, Kleinchen. Du, wir haben schon fast eine halbe Stunde von draußen deine Tanzkünste belauscht," sagte er lachend.

Silva wurde sehr rot und verlegen.

„Da habe ich mich aber unsterblich blamiert! Weißt du, eigentlich ist es von dir und Lothar nicht hübsch, daß ihr mich Herrn von Hennersberg in so unvorteilhaftem Lichte gezeigt habt."

„Gnädigste Komtesse verzeihen, wenn ich widerspreche. Ich habe noch nie etwas Reizenderes und Graziöseres gesehen als die eben von Ihnen getanzte Gavotte," erklärte Hans Henner ganz begeistert.

Silva sah ihn fragend an.

„Ach nein, Sie wollen mir nur eine Beschämung ersparen."

„Es ist meine Überzeugung, gnädigste Komtesse," versicherte er.

„Ja, wahrhaftig, Silva, du kannst es glauben, ganz reizend hast du getanzt," stimmte jetzt auch Prinz Herbert bei.

Silva machte ihm eine kleine, drollige Grimasse.

„Ach, weißt du, Herbert, bei dir bin ich doch nie sicher, ob du mich nicht necken willst."

Er machte ein ehrliches Gesicht und legte die Hand aufs Herz.

Sie lachten sich an.

Es bestand zwischen Silva und Prinz Herbert Kastenberg noch das harmlose, trauliche Du aus den Kindertagen, während zwischen ihm und Lori längst die formelle Anrede diese Vertraulichkeit verdrängt hatte.

Als Prinz Herbert vor einigen Jahren das erstemal als junger Offizier nach Hause auf Urlaub gekommen war, hatte ihn Lori ganz förmlich mit „Prinz Herbert" angeredet und das steife Sie im Verkehr eingeführt.

Während nun Lothar seinen Freund der Baronin vorstellte, trat Prinz Herbert an Lori heran.

„Wie ist es Ihnen all die Zeit über ergangen, Komteß Lori?" fragte er mit dem warmen Unterton, der stets in seiner Stimme lag, wenn er mit ihr sprach.

Ein leises Zucken um ihre Lippen war das einzige Zeichen, daß die Komtesse nicht so ruhig war, als sie scheinen wollte. Sie wich seinem Blicke aus.

„Sie wissen, Prinz Herbert, in Schloß Waldlust gleicht ein Tag dem andern. Meines Vaters oder Ihrer Eltern Besuch ist die einzige frohe Abwechslung. Ich bin an dieses stille Leben gewöhnt und wünsche mir nichts anderes, aber Silva wird oft recht ungeduldig. Sie freut sich ganz unbändig auf das Ballfest in Lehnsdorf."

Sie sagte das in einem gezwungen kühlen Tone, der ihn unsicher machte.

„Und Sie, Komteß Lori? Freuen Sie sich nicht auch ein wenig?" fragte er leise.

„Ja — auf Lothars Besuch — auch auf den Ihren, das ist doch natürlich. Auch freue ich mich, Ihren beiderseitigen Freund, Herrn von Hennersberg, kennen zu lernen. Bei uns zählt ja jeder Freund doppelt. Aber auf das Ballfest — nein — darauf freue ich mich, ehrlich gesprochen, nicht."

„Und darf ich wissen, warum?“

Groß und ernst schlug sie den Blick zu ihm auf, und in ihren Augen lag ein weher Ausdruck.

„Weil ich Demütigungen schwer ertrage.“

„Lori, wer Ihnen nur mit einem Blick zu nahe treten würde, der müßte sich vor mir hüten!“ stieß er erregt hervor.

Flammende Röte jagte über ihr Gesicht.

„Wir wollen zu den andern hinübergehen,“ sagte sie und wandte sich ab.

In ihrer vornehm ruhigen Art schritt sie durch den Saal. Prinz Herbert folgte ihr.

Da kam Silva auf die Schwester zu. „Was wird nun heute aus meiner Tanzprobe?“ fragte sie lachend.

Lothar und Hans Henner traten heran.

„Wenn du uns versprichst, daß wir nachher zum Tee extra gut bewirtet werden, stellen wir uns gern zur Verfügung!“ sagte Lothar lachend, und sein Freund Hans schlug zustimmend die Hacken zusammen.

Silva jubelte.

„Famos, Lothar, du kannst dich am Flügel nützlich machen, damit Frau Baronin für eure Bewirtung Sorge tragen kann. Auf Einquartierung sind wir nicht eingerichtet.“

Alles lachte, und Lothar nahm am Flügel Platz.

Hans Henner trat auf Silva zu und verneigte sich.

„Darf ich mir erlauben, gnädigste Komtesse?“

Das war das erste Tanzengagement eines Kavaliers im Leben der kleinen blonden Komtesse. Sie strahlte Hans Henner glückselig an und trat mit ihm zum Tanze.

„Aber, bitte, nicht ungeduldig werden, wenn ich Fehler mache, bat sie lachend.

Hans Henner lachte.

„Sie dürfen Fehler machen, soviel Sie wollen, gnädigste Komtesse. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen!“

Und es ging prächtig! Silva war es, als schwebe sie auf rosigen Wolken dahin, direkt in den Himmel der Glückseligkeit hinein. Strahlend hing ihr Blick an dem gebräunten Gesicht des jungen Freiherrn, und dieser ließ seine Augen nicht aus den ihren. Herbert und Lori folgten dem Tanze der beiden mit ihren Blicken, von dem reizenden Bild gefesselt.

Mehrere Tänze folgten. Prinz Herbert und Hans Henner wechselten sich ab, und Lothar spielte flott jeden Tanz, den man wünschte, bis die Baronin zurückkam und mitteilte, daß der Tee serviert werden sollte.

Es gab bald ein angeregtes, fröhliches Plaudern, an dem sich auch Komteß Lori lebhafter beteiligte, als es sonst ihre Art war.

Nach einer kurzen Stunde brachen Prinz Herbert und Hans Henner auf. Die beiden Komtessen mußten versprechen, am andern Tage mit ihrem Bruder nach Lehnsdorf hinauszukommen.

Lori nickte zustimmend.

„Wir kommen natürlich sehr gern. Grüßen Sie Ihre Eltern herzlich, Prinz Herbert.“

Er küßte Loris Hand.

„Das will ich tun. Auf Wiedersehen also morgen, Komteß Lori!“

„Auf Wiedersehen!“

Prinz Herbert und Hans Henner waren auf der Heimfahrt erst eine Weile merkwürdig still. Und als sie dann zu sprechen begannen, hatten sie nur ein Thema: die beiden Komtessen Solmshausen.

Prinz Herbert erzählte Hans Henner ganz offen, daß seine Eltern durch das Ballfest in Lehnsdorf die

Kinder der Gräfin Regina in die Gesellschaft der heimatlichen Residenz einführen wollten.

Hans Henner, der Prinz Herberts Einladung nach Lehnsdorf hauptsächlich angenommen hatte, weil er bei diesem Ballfest durch seine Anwesenheit Lothar einen Dienst zu erweisen hoffte, bereute seinen Entschluß nicht im mindesten. Er machte Prinz Herbert gegenüber kein Hehl daraus, welch tiefen Eindruck Komteß Silva auf ihn gemacht hatte.

„Sie ist das entzückendste Geschöpf, das ich jemals gesehen habe, Herbert. Ihre ältere Schwester ist ja entschieden schöner, eine wundervolle Erscheinung, aber sie hat etwas in ihrem Wesen, das mich fast einschüchtert, trotzdem ich doch wahrlich kein Talent zur Schüchternheit habe. Komteß Lori ist die geborene Fürstin, sie hat etwas Königliches in Gang und Haltung, aber in ihren Augen liegt es wie stille Tragik!"

Prinz Herbert nickte zustimmend.

„Komteß Lori leidet ebenso wie Lothar unter der eigenartigen Stellung, in die sie durch ihre Geburt hineingedrängt worden ist. Ich verstehe sie nur zu gut, und ich wünschte, ich könnte ihr den traurigen Wahn nehmen, der sie quält. Ich hoffe viel davon, daß sie ihre Scheu verliert, wenn sie mehr unter Menschen kommt. Und hauptsächlich ihretwegen haben meine Eltern das Ballfest veranstaltet. Sie haben auf meinen dringenden Wunsch mit Herzog Ferdinand gesprochen und handeln nun im Einverständnis mit ihm."

„Glücklicherweise scheint Komteß Silva nicht das schwermütige Naturell ihrer Geschwister geerbt zu haben," sagte Hans Henner aufatmend.

Prinz Herbert lächelte.

„Nein, die kleine Silva ist glücklicher veranlagt und wohl auch noch zu jung, um sich unnötige Sorgen zu machen."

„Sie ist wie der Frühling — wie eine Blume, die in Licht und Sonnenschein aufgewachsen ist. Und man möchte die Hände über sie breiten, daß nichts Rauhes sie berührt."

Das sagte Hans Henner versonnen und träumerisch.

Prinz Herbert war verwundert über diesen fremden Klang in des Freundes Stimme. Silva hatte allem Anschein nach eine Eroberung gemacht.

Prinz Herbert war selbst in einer versonnenen, weichen Stimmung. Stärker noch als sonst war heute seine Liebe zu Lori in ihm mächtig geworden. Sie war ihm schöner als je erschienen — schöner und begehrenswerter. Und ihre Zurückhaltung hatte ihn mehr geschmerzt als sonst.

So fuhren die beiden jungen Offiziere schweigend durch den verschneiten Wald. Der Mond, der siegreich die Wolken vertrieben hatte, warf silberne Lichter auf die weiße Schneedecke. Als seien Millionen Funken ausgestreut, so blitzte es durch die mondhelle Landschaft.

* * *

Während der Abendtafel hatte Hans Henner Gelegenheit, Fürstin Maria, die ihm gegenübersaß, näher zu beobachten. Schon als er bei seiner Ankunft in Lehnsdorf die Fürstin begrüßt hatte, war es ihm gewesen, als habe ihr Antlitz etwas Vertrautes für ihn, als erinnere sie ihn an jemand. Auch jetzt während der Tafel hatte er immer wieder darüber nachgrübeln müssen, was ihm in diesem schönen Frauengesicht so vertraut erschien.

Jetzt lehnte sich die Fürstin in ihrem Sessel zurück, sah zu dem hinter ihr stehenden Diener auf und gab ihm leise einen Befehl. Und da durchzuckte es Hans

Henner wie ein Blitz der Erkenntnis. Jetzt hatte er gefunden, was er suchte: So, wie er die Fürstin jetzt zurückgeneigt sitzen sah, so hatte er oft seine Schwester Greta sich gegenübersitzen sehen. Und Greta war es, an die ihn die Fürstin erinnert hatte. Ja natürlich — Greta hatte dasselbe reiche, goldbraune Haar, sie hatte auch dieselben feingezeichneten dunklen Brauen über den tiefblauen Augen. Und das Seltsamste war, daß die eigenartige Haltung des Kopfes und die Bewegungen der Fürstin ihn auch an seine Schwester Greta mahnten.

Es lag ein so unverhohlenes Staunen in Hans Henners Blick, daß die Fürstin, die eben zu ihm hinübersah, es bemerken mußte.

„Sie haben mich eben so seltsam angesehen, Herr von Hennersberg, als sei Ihnen etwas an mir aufgefallen," sagte sie lächelnd.

„Ich bin frappiert, wie sehr Durchlaucht meiner Schwester Greta ähneln!"

Die Fürstin horchte interessiert auf.

„So haben Sie also eine Schwester, Herr von Hennersberg?"

„Die du mir übrigens bisher unterschlagen hast," warf Prinz Herbert lachend ein.

„Habe ich wirklich noch nie mit dir von meiner Schwester Greta gesprochen, Herbert?" fragte Hans Henner erstaunt.

„Meines Wissens nicht."

„So müssen Sie uns jetzt von ihr erzählen, Herr von Hennersberg," bat Fürstin Maria lächelnd. „Da Sie behaupten, Ihr Fräulein Schwester sei mir ähnlich, interessiere ich mich natürlich besonders für sie."

Hans Henner verneigte sich.

„Gern, Durchlaucht! Aber eigentlich ist nicht viel von Greta zu erzählen. Sie ist ein so stilles, bescheide-

nes Geschöpf, das kaum von sich reden macht. Und doch, im Grunde dreht sich ganz Hennersberg um sie — Groß- und Klein-Hennersberg. Greta ist sozusagen der gute Geist von Hennersberg."

„Und da behaupten Sie noch, daß nicht viel von ihr zu erzählen sei?" warf Fürst Botho ein.

Hans Henner lachte.

„Ich meine nur — es liegt so etwas Anspruchsloses in Gretas Wesen. Ich weiß nur, sie ist immer da, wenn man sie braucht, immer hilfsbereit und immer freundlich."

Fürstin Maria hatte mit warmem Interesse zugehört.

„Ja, es ist ganz seltsam mit Greta," fuhr Hans Henner fort, „man meint, man wüßte kaum etwas über sie zu sagen, und doch könnte ich mir Hennersberg ohne Greta gar nicht denken. Wir verstehen uns beide sehr gut. Greta ist zwar sieben Jahre jünger als ich, aber sie ist viel ernster veranlagt, und oft genug meint sie: ‚Willst du denn niemals vernünftig werden, Hans?' Aber wenn ich in irgendeiner Angelegenheit ihre Hilfe brauche, dann hält sie zu mir durch dick und dünn. Sie macht manches wieder gut, was ich verdorben habe. Ich habe ein grenzenloses Vertrauen zu ihr. Und mit wem sie in Berührung kommt, dem geht es ebenso. Alles kommt in Hennersberg zu ihr mit seinen Sorgen und Nöten, und für alle hat sie Trost und Hilfe bereit. Ja, wenn ich das so bedenke, es ist doch bewundernswert, was für eine Kraft und Güte in manchem Menschen steckt."

Alles, was Hans Henner erzählte, berührte die Fürstin sympathisch. Es war ihr, als sähe sie das junge Mädchen leibhaftig vor sich.

Als Hans Henner schwieg, sagte sie warm: „Ich möchte Ihr Fräulein Schwester wohl kennen lernen.

Mir ist nach dem, was Sie uns von ihr erzählt haben, als könnte ich sie herzlich liebgewinnen."

„Es klingt wohl etwas parteiisch, was ich von meiner Schwester sage," erwiderte Hans Henner lachend, „aber ich hoffe, Durchlaucht, daß Sie mir recht geben werden, wenn Sie Greta erst kennen gelernt haben."

* * *

Am nächsten Tage kam Lothar mit seinen Schwestern in Begleitung der Baronin Werder zum Diner nach Lehnsdorf. Es herrschte von Anfang an eine sehr fröhliche Stimmung, die auch auf Lori nicht ohne Wirkung blieb. Sie gab sich heute freier und nicht ganz so zurückhaltend als sonst.

Der junge Freiherr von Hennersberg widmete sich Silva mit besonderer Aufmerksamkeit, und das helle, frohe Lachen der kleinen Komtesse verriet, wie vergnügt sie bei seiner Unterhaltung war.

Nach Tisch wurde wieder Tanzprobe gehalten, und schließlich kam auf Silvas dringenden Wunsch auch eine regelrechte Quadrille zustande. Dazu mußten freilich alle Hilfskräfte aufgeboten werden. Silva und Herr von Hennersberg bildeten das erste Paar, Prinz Herbert und Lori das zweite. Lothar bat die Fürstin Maria als Partnerin, und Fürst Botho wandte sich an die Baronin Werder. Er erinnerte sie dabei daran, wie er bereits vor zwanzig Jahren bei einem Hofball in Wien das Vergnügen gehabt hatte, eine Quadrille mit ihr zu tanzen.

„Sogar die Fledermausquadrille war es, Frau Baronin, ich erinnere mich genau."

Mit großer Akkuratesse wurde die Quadrille einigemal hintereinander durchgeprobt. Es klappte tadel-

los. Silva war so glückselig, daß sie die ganze Welt hätte umarmen mögen. Strahlend sah sie zu Hans Henner auf.

„Ach, tanzen ist doch himmlisch! Es ist, als ob man Flügel hätte."

Bei den nun folgenden Rundtänzen nahm Lothar den Platz am Flügel ein.

Während des Tanzes brachte ein Lakai dem Fürsten eine Meldung, worauf Fürst Botho den Saal verließ, ohne daß die andern darauf achteten.

Draußen im Vestibül ließ sich soeben Herzog Ferdinand den Pelz abnehmen.

Fürst Botho eilte ihm entgegen. „Welch eine freudige Überraschung!"

Herzog Ferdinand schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Ich fand meine Döglein in Waldlust ausgeflogen, Botho, und hörte, sie wären nach Lehnsdorf gefahren. Ich hätte Lothar gern begrüßt."

„Wir sind eben dabei, Silva einzutanzen, Ferdinand."

„Ihr seid doch allein?" fragte der Herzog, einen Augenblick zögernd.

„Nur der junge Freiherr Hans Henner von Hennersberg ist zugegen."

„Ah, Lothars und Herberts Freund, der Sohn unseres Solmshausener Gutsnachbarn. Es freut mich, daß ich ihn kennen lerne. Also bitte, führe mich hinein, aber ohne alle Umstände. Laßt mich eine halbe Stunde Mensch unter Menschen sein, dann muß ich wieder nach der Residenz zurück!"

Leise öffnete Fürst Botho die Tür, den Lakaien abwinkend. Die beiden Herren traten ein, ohne daß die Anwesenden darauf achteten, denn aller Augen richteten sich auf das junge Paar in der Mitte des Saales.

Ein glückliches Lächeln spielte um den Mund des Herzogs, als er sein graziöses Töchterchen so voll Lust und Eifer beim Tanze sah. Auch die kraftvolle und doch elegante Gestalt ihres Partners, des jungen Freiherrn, streifte er mit einem wohlgefälligen Blick.

Erst als die Gavotte zu Ende war, bemerkte man die Anwesenheit des Herzogs. Lothar sprang vom Flügel auf und eilte auf den Vater zu, der ihn herzlich in die Arme schloß.

Dann küßte er seine Töchter, ließ sich Hans Henner vorstellen und reichte ihm freundlich die Hand.

„Ihren Herrn Vater habe ich vor langen Jahren kennen gelernt, Herr von Hennersberg, und ich habe mit Freuden gehört, daß Sie der Freund meines Sohnes und Prinz Herberts geworden sind. Es ist mir sehr lieb, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Hans Henner verneigte sich. Er sah mit seinen offenen, klugen Augen zum Herzog auf.

„Hoheit machen mich sehr glücklich."

„Sie haben sich, wie ich eben sah, aufgeopfert, um mein Töchterchen bei ihren Tanzproben zu unterstützen," sagte der Herzog im Laufe des Gesprächs, in das er Herrn von Hennersberg zog.

„Es war mir eine Auszeichnung und ein Vergnügen, Hoheit."

„Nun, Silva, du darfst dich bei allen unsern lieben Freunden bedanken, daß sie sich so bereitwillig bemühen, dich ballfähig zu machen," wandte sich der Herzog an seine jüngste Tochter.

Sie hing sich an den Arm des Vaters.

„Ach, Papa, ich bin auch von Herzen dankbar und so glücklich! Wir haben gestern schon in Waldlust fleißig geprobt. Es ging famos. Herr von Hennersberg tanzt wundervoll. Mit ihm kann ich es am besten," sagte sie offenherzig.

Alle lachten.

Der Herzog nahm eine Tasse Tee aus den Händen der Hausfrau und plauderte ein halbes Stündchen in bester Stimmung und ungezwungen. Dann aber war seine Zeit abgelaufen, und er mußte sich verabschieden, so schwer es ihm auch fiel.

„Ich komme Mittwoch nachmittag nach Waldlust," sagte er dabei zu Lothar, „und hoffe, dann längere Zeit für dich zu haben. Wir haben mancherlei zu besprechen."

Fürst Botho, Lothar und Prinz Herbert gaben ihm das Geleit bis zu seinem Schlitten. Als sich der Herzog zurücklehnte, lief ein leises Zittern durch seinen Körper. Sein Gesicht zuckte einen Augenblick wie in körperlichem Schmerz; er sah plötzlich bleich und verfallen aus.

Lothar sah erschrocken und besorgt auf den Vater.

„Ist dir nicht wohl, Papa?" fragte er leise.

Der Herzog schüttelte den Kopf.

„Es ist nichts. Man wird alt, mein Sohn. Nun lebt wohl, auch du, Botho, und Herbert. Hab' vielen Dank, Botho, daß meine Kinder bei dir ein so warmes Plätzchen finden. Auf Wiedersehen zum Ballfest, ich komme bestimmt, wenn auch nur auf kurze Zeit."

Noch ein warmer Händedruck. Der Diener legte die Pelzdecke fest um seinen Herrn, dann fuhr der Schlitten davon.

Die Herren sahen ihm nach.

„Fandest du nicht, daß Papa sehr elend aussah, Onkel Botho?" fragte Lothar unruhig, als sie ins Schloß zurückgingen.

Fürst Botho nickte.

„Ja, schon längere Zeit finde ich deinen Vater matt aussehend. Lori hat auch schon mit mir darüber gesprochen. Aber hoffentlich ist es nur vorübergehend."

Beunruhigt kehrte Lothar mit dem Fürsten und Prinz Herbert in den Saal zu den andern zurück.

Nachdem der Vater sich verabschiedet hatte, war Lori wieder sehr still und ernst geworden. Auch ihr war sein blasses Aussehen aufgefallen, und von gleichen Sorgen wie Lothar gequält, war sie an das Fenster getreten, um dem Vater nachzusehen.

Da stand sie noch, als die drei Herren eintraten.

Prinz Herbert trat zu ihr.

„Sie sind so ernst und still, Komteß Lori?"

Sie wandte sich nach ihm um, in ihren Augen lag ein Ausdruck stiller Trauer.

„Nicht anders als sonst, Prinz Herbert. Ich war nur vorhin heiterer, als es sonst in meiner Art liegt. Die Fröhlichkeit meiner Schwester hatte mich angesteckt."

Er blickte sie voll Teilnahme an.

„So traurig sehen Sie aus," sagte er leise.

„Wenn ich meinen Vater sehe, tut mir das Herz weh, weil ich weiß, daß er leidet."

„Sie lieben Ihren Vater sehr, Komteß Lori."

Aufatmend strich sie über die Stirn. Ihre Lippen zuckten wie in verhaltenem Schluchzen.

„Ja, ich liebe ihn mit einer Hingabe, die alles andre in mir erstickt."

„Und ist in Ihrem Herzen kein Raum mehr für eine andre Liebe? Sie wissen, ich bin stolz darauf, daß Sie mir wenigstens das Recht einräumen, mich Ihren Freund nennen zu dürfen. Soll ich mich aber immer nur damit bescheiden müssen?"

Das Blut schoß ihr ins Gesicht. Aber zugleich blickten ihre Augen wieder ernst und abweisend. Ohne ihm auf seine Frage zu antworten, trat sie von ihm fort und ging zu den andern hinüber. Sie setzte sich neben

das fürstliche Paar, das Lothar in ein Gespräch gezogen hatte. Nach einer Weile gesellte sich auch Prinz Herbert wieder zu ihnen. Äußerlich ruhig nahm er an dem Gespräch teil.

Drüben am Kamin, abseits von den andern, saß Komteß Silva und neben ihr Hans Henner von Hennersberg.

Silva hatte sich in einen hohen Lehnstuhl geschmiegt, dessen Lehne ihr Köpfchen weit überragte. Sie stützte die zierlichen Füße auf das Bronzegitter des Kamins.

„Nun sind Sie gewiß müde geworden, gnädigste Komtesse?" sagte Hans Henner neben ihr.

Sie schüttelte lachend den Kopf.

O nein, müde bin ich nicht. Aber da wir nicht mehr tanzen, habe ich mich in diesen Lehnstuhl geflüchtet. Ich sitze so gern am Kamin und schaue in die knisternde Glut. Da läßt es sich so schön träumen."

„Haben Sie das auch jetzt getan?"

Ihre Augen blickten verträumt in die Glut, wie in weite Ferne.

„Ja."

„Ich möchte wohl wissen — wie diese Träume aussehen?" sagte er leise, sich näher zu ihr neigend.

Sie wandte den Blick nicht von der Glut im Kamin.

O, ich träume von allem Schönen, was das Leben einem bringen könnte. Ich male mir alles so rosig aus; darin unterscheide ich mich von meiner Schwester, die immer alles grau in grau sieht. Lori ist so furchtbar ernst, und ich möchte so gern glücklich und fröhlich sein."

Sein Blick hing entzückt an ihren jugendlichen Zügen, die in dieser weichen, träumerischen Stimmung einen ganz neuen Reiz für ihn hatten.

„Sind Sie denn nicht glücklich und fröhlich?" fragte er leise.

Sie hob den Blick und sah ihn an. Tief tauchten die beiden Augenpaare ineinander, als wollten sie auf dem Grund ihrer Seelen nach verborgenen Schätzen suchen.

„Ob ich glücklich bin? Manchmal meine ich es. Aber dann kommt wieder eine seltsame Stimmung über mich, die ich nicht verstehe, nicht in Worte fassen kann. Es ist wie ein Suchen, wie ein Sehnen — nach Glück. Und wenn ich es erst suchen muß — dann besitze ich es doch noch nicht. Also kann ich doch noch nicht glücklich sein!"

Lächelnd lauschte er dieser kindlichen Philosophie. Noch weiter neigte er sich vor. Wie ein Zauber zog es ihn zu ihr hin.

„Irgendein Weiser sagt, Sehnsucht allein sei Glück," erwiderte er.

Sie richtete sich auf aus ihrer versunkenen Stellung und schüttelte den Kopf, so daß die goldenen Locken flogen und in der rötlichen Glut des Kamins wie flüssiges Feuer aufsprühten.

„Ach nein, mit dieser Weisheit kann ich mich nicht einverstanden erklären. Sehnsucht ist nicht Erfüllung. Und ich meine, das echte, rechte Glück liegt erst in der Erfüllung, sonst ist es nicht vollkommen. Sehnsucht ist wie ein Flug in ein Wunderland. Aber erst wenn man dies Wunderland erreicht hat, besitzt man das Glück."

Sie schwiegen beide eine Weile und sahen sich wieder an. Dann wandte sie sich aber in kindlich hilfloser Verwirrung ab und lächelte.

„Nun philosophieren wir wirklich über dies Thema wie zwei alte Weise! Ich glaube, das ist mir zum erstenmal im Leben passiert. Und eigentlich ist es ein Unding, über das Glück zu philosophieren. Die Philo-

sophie ist grau und das Glück rosenrot. Das paßt nicht zusammen!"

Sie sprang auf und sah sich um. Da kam Lori auf sie zu. Silva hängte sich an ihren Arm.

„Denke dir, Lori, Herr von Hennersberg und ich, wir haben philosophiert," sagte sie lachend.

Prinz Herbert trat auch heran.

„Worüber denn, Silva?" fragte er.

„Über das Glück."

„Darüber soll man so wenig philosophieren wie über die Liebe."

Silva lachte.

„Also, was soll man sonst mit dem Glücke tun?" fragte sie scherzend.

Prinz Herbert sah zu Lori hinüber.

„Es beim Schopfe fassen — und nicht wieder loslassen," sagte er fest.

„Ja — wenn man es erst einmal fassen könnte!"

Prinz Herbert nickte.

„Ach ja — mit dem Fassen und Halten ist das eine schlimme Sache! Manchmal denkt man, man braucht nur zuzugreifen. Aber dann faßt man in die leere Luft."

Lothar und das fürstliche Paar kamen herüber.

„Was wollt ihr denn fassen?" fragte Lothar.

„Das Glück. Weißt du, wie man es einfangen kann, Tante Maria?"

Maria strich ihr liebevoll das blonde Gelock aus der Stirn.

„Das Glück läßt sich überhaupt nicht einfangen. Es kommt — und es ist da. Freilich nur zu den Menschen, denen es bestimmt ist. Ganz leise und sacht kommt es dann geflogen, und ehe es der Glückliche recht merkt, sitzt es schon tief in seinem Herzen. Dort

will es aber gehegt und gepflegt werden wie ein kostbares Gut, sonst verfliegt es in nichts."

Silvas Augen blickten in die Hans Henners. Da barg sie plötzlich errötend ihr Gesichtchen an der Schulter der Fürstin.

Prinz Herbert sah zu Komteß Lori hinüber. Da wandte sie sich ab und trat zu dem Flügel, vor dem sie sich niederließ und in den Noten blätterte. Sie wählte den „Wanderer" von Schubert und sang. Wie eine ergreifende Klage klang dies Lied der Sehnsucht von den schönen Lippen. Und wie ein Hauch verwehten die letzten Worte im tiefsten Schmerz:

„Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück."

Niemand wagte das Schweigen zu brechen. Lori erhob sich vom Flügel, trat wieder an das Fenster und blickte mit großen, leidvollen Augen in den Park hinaus. Es lag wie ein Bann auf allen.

Da sprang Silva plötzlich empor und schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, Lori, dies traurige Lied mag ich nicht leiden! Gib acht, ich weiß ein schöneres. Weißt du, das frohe Bekenntnis der Korbflechterstochter Rita aus dem ‚Talisman':

Die Sonne geht immer noch auf und nieder,
Die Vögel zwitschern die alten Lieder,
Und Himmel und Erde laden mich ein
Zum Lustigsein.
Kann ich dafür, daß mir die Welt
So unaussprechlich gut gefällt?"

Wie heller Jubel klang es in der jungen Stimme.

„Bravo, Kleinchen, das hast du gut gemacht!" lobte Fürst Botho.

Lori aber zog die Schwester in ihre Arme und küßte sie.

„Mag dir die Welt nur immer so gut gefallen, mein Schwesterlein," sagte sie leise.

* * *

Alle Räume in Schloß Lehnsdorf waren hell und festlich erleuchtet. Es war alles zum Empfang der Gäste bereit.

Die Fürstin schritt an der Seite ihres Gemahls durch die Festsäle und die anstoßenden Salons, um noch einen prüfenden Blick auf alles zu werfen.

Sie trug eine wundervolle Toilette aus lichtgrauem Seidenchiffon, der mit schwarzen Perlen reich bestickt war und auf einem Unterkleid von weißer Seide besonders wirkungsvoll zur Geltung kam. Ihre hohe Gestalt war von vollendetem Ebenmaß; in dem goldbraunen Haar blitzte ein kostbares Diadem aus Perlen und Brillanten.

Bewundernd blickte der Fürst auf seine schöne Frau.

„Wie schön du bist, Maria! Die Zeit scheint still zu stehen für dich."

Sie drückte zärtlich seine Hand.

Durch einen eintretenden Lakaien, der um eine Weisung bat, wurde ihr Gespräch unterbrochen. Der Fürst traf seine Anordnungen, und als der Diener den Saal wieder verlassen hatte, fragte Maria:

„Meinst du, daß der Abend so verlaufen wird, wie der Herzog es sich wünscht?"

„Ich hoffe es, Maria," antwortete der Fürst. „Unsre Hauptsorge muß Lori gelten. Silvas Harmlosigkeit hilft ihr über vieles spielend hinweg. Aber Lori wird vielleicht mehr hören und sehen, als die Wirklichkeit bringt. Für sie ist es mir besonders lieb, daß der Herzog selbst erscheinen wird. Das gibt ihr doch einige Sicherheit. Im übrigen wird Herbert kaum von ihrer Seite weichen."

Maria lächelte. „Davon bin ich überzeugt."

„Ist dir nicht aufgefallen, daß Herbert sehr still und in sich gekehrt war in diesen Tagen?"

Sie nickte.

„Ja, Botho. Er liebt Lori und ist durch ihr abweisendes Wesen bedrückt."

„Und du meinst wirklich, daß sie ihn trotz allem liebt?"

„Ja, Botho, ich glaube ganz fest daran. Lori leidet selbst unter ihrer Zurückhaltung am meisten, schon weil sie fühlt, wie weh sie damit Herbert tut."

Nach und nach fanden sich die geladenen Gäste ein. Die meisten kamen aus der Residenz und nur einige von den umliegenden Gütern und der herzoglichen Oberförsterei. Bisher hatte man in Lehnsdorf noch keine Tanzfeste gegeben, aber die sonstigen großen Gesellschaften, die das fürstliche Paar gab, waren sehr beliebt. Zum erstenmal hatte man bei den Einladungen auch die Jugend berücksichtigt, um Lori und Silva in die Gesellschaft einzuführen. — Trotzdem der Ball kurz vor dem Weihnachtsfest stattfand, war keine Absage gekommen.

Fast die ganze Hofgesellschaft fand sich in Lehnsdorf ein, selbst die beiden Hofdamen der Herzogin, die junge Gräfin Schlentheim und die bereits jenseits der Dreißig stehende Gräfin Kautzky, die bei Ihrer Hoheit besonders in Gunst stand.

Auch die Schwester der Baroneß Kautzky, die verwitwete Frau Oberst von Hohenstein, befand sich unter den Gästen. Von ihr behauptete man, daß sie gewissenhaft den ganzen Residenzklatsch sammle und ihn ihrer Schwester überbringe, die alle Berichte an Ihre Hoheit weitergab.

Schon war die Gesellschaft fast vollzählig versam-

melt, als die Geschwister aus Schloß Waldlust in Begleitung der Baronin Werder eintrafen.

Ein verständnisvoller Blick wurde zwischen dem fürstlichen Paare und Prinz Herbert gewechselt, der neben seinem Freund Hans Henner stand. Die beiden wußten ja, daß von dem Verlauf dieses Abends viel für sie abhing, vielleicht ihr ganzes Lebensglück.

Und nun führte Graf Lothar Solmshausen, gleichfalls in der Uniform seines Regiments, seine Schwestern in den Saal, die von den Gastgebern mit großer Herzlichkeit empfangen wurden. Wie ein leises Raunen ging es von Mund zu Mund.

Jede andere Unterhaltung verstummte. Man war überrascht, und auf manchem Gesicht machte sich ein peinliches Staunen bemerkbar.

Prinz Herbert legte mit festem Druck Loris leise bebende Hand auf seinen Arm und führte sie erhobenen Hauptes durch die Menge. Auch Lori schritt in stolzer Haltung neben ihm her. Sie sah sehr bleich aus. Nur die roten Lippen und die wundervollen, dunklen Augen glühten aus diesem Gesicht. Dicht hinter Prinz Herbert und Lori folgten Hans Henner von Hennersberg und Komteß Silva, gleichfalls Arm in Arm.

Die Schwestern trugen beide weiße Crêpe de Chine-Kleider.

Auf Loris Haupt wurden die reichen dunklen Flechten von einem schlichten Reifen zusammengehalten, den Perlen und kleine Smaragde zierten. Das war der einzige Schmuck, den Komteß Lori trug.

Silva stand hinter ihrer schönen Schwester nicht zurück. Ihre Anmut und jugendliche Frische kamen in dem hellen Ballkleide doppelt zur Geltung.

Als die beiden Paare durch den Saal schritten, folgte ihnen freilich auch manch spöttischer oder gar mißbilligender Blick. Silva merkte in ihrer Harm-

losigkeit nichts von alledem; Hans Henner verwickelte sie auch sofort in ein sehr eifriges Gespräch, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Um so mehr empfand Komteß Lori die Kritik, die so deutlich auf manchem Gesicht geschrieben stand.

Prinz Herbert von Rastenberg tat alles, um Lori über das Peinliche der Situation hinwegzuhelfen. Als in dem anstoßenden Saal die Musik jetzt einsetzte, bat er:

„Lassen Sie uns tanzen, Lori, dann werden Sie am ersten Ihre Ruhe wiedergewinnen."

Willenlos ließ sie sich von ihm zum Tanze führen. Hans Henner folgte mit Silva ihrem Beispiel, und so entging es den Schwestern, daß sich bei ihrem Eintritt in den Festsaal die beiden Hofdamen der Herzogin, die auf einer der gepolsterten Bänke saßen, sofort erhoben.

Die junge Gräfin Schlentheim tat es freilich nur auf den fast gebieterischen Wink der Baroneß Kautzky.

„Wir verlassen das Fest sofort! Das Erscheinen der beiden Komtessen Solmshausen und ihres Bruders ist ein Affront gegen Ihre Hoheit. Kommen Sie, Komtesse, wir verabschieden uns von der Fürstin Rastenberg!"

Graf Lothar Solmshausen stand mit Fürst Botho und der Baronin Werder in nächster Nähe der Fürstin Maria, als die Baroneß Kautzky auf diese zutrat, um sich zu verabschieden. Er konnte jedes Wort der Hofdame verstehen, das Blut schoß ihm heiß ins Gesicht vor Scham und Empörung.

Kühl und stolz sah Fürstin Maria auf die kleine Baronesse herab. Dann wandte sie sich zu der in peinlichster Verlegenheit neben ihr stehenden Gräfin Schlentheim und sagte in ihrer ruhigen, stillen Art:

„Baroneß Kautzky scheint leider sehr nervös und

verstimmt zu sein. Und Sie wollen sie nicht ohne Begleitung lassen, nicht wahr, Komtesse?"

Die junge Dame verneigte sich, und ihr Blick traf in peinvollster Verlegenheit mit dem des jungen Grafen Solmshausen zusammen, dessen Augen fast drohend herüberblickten.

Im selben Moment trat Fürst Kastenberg an die Gruppe heran und bot höflich der Baronesse den Arm, um sie aus dem Saal zu geleiten. Die Gräfin Schlentheim aber verabschiedete sich mit einem sehr unglücklichen Gesicht von der Fürstin.

Die arme Kleine scheint in ihrer Stellung nicht auf Rosen gebettet zu sein, dachte die Fürstin, als sie der Komtesse nachsah.

In der Nähe der Tür, durch die Baroneß Kautzky mit dem Fürsten verschwand, stand ihre Schwester, Frau Oberst von Hohenstein. Die Damen tauschten einen raschen Blick. Die Schwester verstand sofort: Sie hatte zu bleiben, um am andern Tage über den weiteren Verlauf des Festes berichten zu können. —

Graf Lothar trat mit ernster Miene an die Fürstin heran, als die beiden Hofdamen den Saal verlassen hatten.

„Siehst du nun ein, Tante Maria, daß es ein Wagnis war, uns dieser Gesellschaft aufzunötigen?" sagte er leise.

Sie lächelte nur und nahm seinen Arm.

„Das sehe ich durchaus nicht ein, mein lieber Lothar. Daß die beiden Hofdamen der Herzogin aufbrechen würden, wenn ihr im Saale erscheint, sah ich voraus. Hätten wir sie aber nicht eingeladen, so hätte es entweder geheißen, wir fürchten die Ungnade der Herzogin, oder die beiden Damen hätten sich mit Recht verletzt fühlen können, daß wir sie übergingen. Die kleine Gräfin Schlentheim war sehr unglücklich dar-

über, daß sie so unbarmherzig von der Baroneß Kautzky entführt wurde. Sie wäre gern geblieben. Im übrigen, mein lieber Lothar, wundere dich nicht, wenn noch einige Intime der Herzogin sich verabschieden werden. Damit haben wir im voraus gerechnet. Es wird dann nur um so netter und gemütlicher werden. Du wirst sehen, die übrige Gesellschaft wird sich schnell über euer plötzliches Erscheinen beruhigen, wenn man sich von der ersten Überraschung erholt hat. Auch in unsern Kreisen gibt es doch noch genug charakterfeste Persönlichkeiten. Und jetzt führe ich dich zu einigen netten jungen Damen, die ganz sicher nicht vor dir die Flucht ergreifen werden, wenn du ihre Tanzkarte ausbittest."

Graf Lothar zögerte, der Fürstin zu folgen.

„Du mußt schon um deiner Schwestern willen das Opfer bringen," mahnte die Fürstin und stellte ihn verschiedenen Herrschaften vor, von denen sie wußte, daß sie zu den ergebenen Anhängern Herzog Ferdinands gehörten. Und bald darauf tauchte der junge Offizier, die hübsche fröhliche Tochter des Oberforstrats von Menzow am Arm, unter den Tanzenden auf.

Als Fürst Rastenberg nach kurzer Zeit wieder im Saale erschien, trat Maria zu ihm und sah ihn fragend an.

Mit einem Lächeln erzählte er:

„Sie sind fort! Die kleine Schlentheim mit hängendem Köpfchen und die Baronesse geschwollen von Gift und Galle. Spätestens morgen früh wird Ihre Hoheit mit ihrer Frühstücksschokolade die aufregende Nachricht serviert bekommen, daß wir gewagt haben, Regina Solmshausens Kinder in die Gesellschaft einzuführen."

„Es war ja vorauszusehen," meinte die Fürstin ruhig. „Es ist mir nur lieb, daß weder Lori noch Silva

von dem plötzlichen Aufbruch der beiden Hofdamen etwas gemerkt haben!"

Während die Mehrzahl der Gäste sich im Tanzsaal drängte, um die Kinder des Herzogs und der Gräfin Solmshausen tanzen zu sehen, erschien Herzog Ferdinand in Begleitung seines Adjutanten, des Herrn von Reutling.

Sein Kommen sollte einen ganz zwanglosen Charakter haben, und doch sahen die Eingeweihten darin eine Art Demonstration zugunsten seiner Kinder aus morganatischer Ehe.

Die immer noch unsicheren Gäste am Ausgang des Saales wollten nun plötzlich doch bleiben. Das Erscheinen Seiner Hoheit hatte entschieden. Voll Spannung folgten die Blicke der Anwesenden der hohen, imponierenden Erscheinung des Herzogs, der, von Fürst Kastenberg geleitet, zum Tanzsaal hinüberschritt, um dort seine Kinder zu begrüßen.

Seit seiner Wiedervermählung hatte sich der Herzog niemals öffentlich an der Seite seiner Kinder gezeigt, und daraus hatten viele Mitglieder der Gesellschaft ihre Konsequenzen gezogen. Das heutige Erscheinen des Herzogs änderte, trotz des inoffiziellen Charakters, die Situation vollkommen.

Hatten sich bisher die Offiziere und Hofbeamten unschlüssig von den beiden Komtessen ferngehalten, so drängten sie sich jetzt ostentativ in ihre Nähe und erbaten einen Tanz.

Silva genoß diesen Ansturm auf ihre Tanzkarte in harmloser Fröhlichkeit. Sie ließ sich die Freude an diesem Ball durch keinerlei Gedanken trüben. Am glücklichsten strahlten freilich ihre Augen auf, wenn Hans Henner von Hennersberg seinen Arm zum Tanz um sie legte.

Auch Graf Lothar gab sich jetzt heiterer als zuvor.

Aber er war doch nicht unbefangen genug, um alle die freundlichen Worte, die an ihn gerichtet wurden, ernst zu nehmen. Er wußte, daß alle diese Freundlichkeiten in erster Linie dem Herzog galten. Aber er nahm das mit äußerer Gelassenheit hin und tanzte, wie es die Fürstin Maria gewünscht hatte, auch fleißig mit den jungen Damen der Gesellschaft.

Als Herzog Ferdinand zu seinem Sohne getreten war, hatten sie sich beide fest ins Auge geblickt. Sie wußten, daß sie auf heißem Boden standen und daß nur Ruhe und Unbefangenheit dieser Situation zum Siege verhelfen würde.

Loris Blick flog zuweilen wie in heißer Angst zu Vater und Bruder hinüber. Sie war, gleich ihrer Schwester Silva, mit einem Schlage eine begehrte Tänzerin und flog aus einem Arm in den andern. Aber ihr war zumute, als tanze sie auf einem Vulkan; sie hatte nur den einen Wunsch, daß diese Marter bald ein Ende finden möge.

Länger als eine Stunde hatte sich Herzog Ferdinand unter den Gästen bewegt; die schlichte Art, in der er sich gab, die Güte und Freundlichkeit seines Wesens scheuchten die letzten Schatten hinweg. Als er sah, welche Wirkung sein Erscheinen auf die Gesellschaft ausgeübt hatte, ging ein befriedigtes Lächeln über seine Züge. Was er gewollt, hatte er erreicht, und so winkte er seinem Adjutanten, Herrn von Reutling, zu, der sich eben mit Prinz Herbert unterhielt.

Wenige Minuten später verließ er, nach herzlichem Abschied von seinen Kindern und den Gastgebern, Lehnsdorf.

* * *

Lori, die die Ereignisse des Abends mit einem seltsam starren, unbewegten Gesicht hatte über sich ergehen lassen, benutzte die Bewegung, die bei der Verabschiedung des Herzogs entstanden war, um unbemerkt in den Wintergarten zu entschlüpfen, der still und menschenleer dalag. Silva wußte sie in guter Hut von Herrn von Hennersberg aufgehoben. Lothar und Prinz Herbert hatten den Herzog hinausbegleitet, Fürstin Maria war in Anspruch genommen, und so achtete niemand auf sie.

Sie sehnte sich nach einer kurzen Ruhepause, nach einem Aufatmen aus diesem geselligen Zwang, der ihr die Seele bedrückte.

Lori hatte bald ein stilles Versteck im Wintergarten ausfindig gemacht. Dort saß sie hinter einer Palmengruppe. Aufatmend ließ sie sich in einem der hier stehenden Korbsessel nieder und schloß die Augen. Wie wohl die Stille nach all dem bunten Gewoge tat!

So saß sie eine Weile. Plötzlich fuhr sie empor. Hinter ihr wurden Stimmen laut. Frau von Hohenstein und ihre Freundin, eine Frau von Mahlsdorf, hatten den Wintergarten betreten und kamen plaudernd näher. Lori hoffte, sie würden sich bald wieder entfernen, aber die beiden Damen schienen nicht die Absicht zu haben. In Loris nächster Nähe nahmen sie Platz, ohne daß sie die Komtesse hinter der dichten Palmengruppe bemerkt hatten.

Lori wollte sich erheben, um unbemerkt, wie sie gekommen war, den Wintergarten wieder zu verlassen. Da hörte sie Frau von Hohenstein sagen:

„Was sagen Sie, meine liebe Frau von Mahlsdorf, zu dieser Schmach, die Rastenbergs Ihrer Hoheit, der Herzogin angetan haben? Ist es nicht im höchsten Grade taktlos, uns hier diese Komtessen Solmshausen und ihren Bruder aufzudrängen? Meine Schwester,

die Hofdame Ihrer Hoheit, und die Gräfin Schlentheim haben sofort das Fest verlassen."

Lori saß wie gelähmt, unfähig, sich zu erheben.

„Ja, meine liebe Frau Oberst, wer hätte so etwas ahnen können? Wenn ich gewußt hätte, wem ich hier begegnen würde, dann hätte ich natürlich mit meiner Tochter abgesagt. Ich finde es übrigens von Seiner Hoheit seltsam, daß er so offenkundig die Kinder der Gräfin Solmshausen auszeichnete."

„Ich begreife die Fürstin Rastenberg auch nicht. Wenn der Fürst, als Mann, taktlos genug war, sich in solch eine Affäre einzulassen — mein Gott, Männer sind oft sehr freidenkend in solch delikaten Punkten —, so hätte doch die Fürstin dagegen opponieren sollen. Wahrscheinlich ist das alles auf Wunsch des Herzogs entriert worden."

„Ich bitte Sie, Liebste, wie kann man von der Fürstin Maria Rastenberg Takt verlangen! Sie kennen doch ihre Herkunft! Aber, ich glaube, man geht zu Tisch."

Damit erhoben sich die beiden Damen und verließen langsam den Wintergarten.

Lori hatte ihr Gesicht in beide Hände vergraben. Ihr war, als müsse sie vor Scham und Schmerz vergehen.

Wie gebrochen erhob sie sich und blickte ganz verstört um sich. Es erschien ihr unmöglich, jetzt zur Gesellschaft zurückzukehren. Aber wo sollte sie sich bergen?

Ehe sie noch einen Entschluß fassen konnte, betrat Prinz Herbert mit raschen Schritten den Wintergarten und blickte sich suchend um. Als er Lori sah, eilte er auf sie zu.

„Endlich finde ich Sie, Komteß Lori! Ich habe Sie

in allen Räumen vergeblich gesucht. Aber was ist Ihnen? Mein Gott, wie sehen Sie aus?"

Bestürzt in ihr Gesicht blickend, wollte er ihre Hand fassen. Aber sie entzog sie ihm in jäher Abwehr.

„Rühren Sie mich nicht an, Prinz Herbert!" stieß sie mit bebender Stimme hervor.

Er blickte sie fassungslos an.

„Lori — um Gottes willen — was ist Ihnen?"

Sie lachte grell auf.

„Was mir ist? O, nichts — nichts — ich mußte nur eben anhören, wie man in Ihren Kreisen über uns denkt, wie man das Andenken meiner Mutter beschimpft — wie man meinen Vater verurteilt! Ohne es zu wollen, bin ich Zeuge einer Unterhaltung geworden, die mir nun völlig den Schleier von den Augen gerissen hat. Jetzt erst sehe ich mit voller Klarheit, was die sogenannte Gesellschaft von uns hält. Gehen Sie, Prinz Herbert, meiden Sie meine Nähe; wer zu uns hält, ist mit einem Makel behaftet wie wir."

Prinz Herberts Gesicht war bleich geworden. Nur mühsam rang sich die Frage von seinen Lippen: „Wer hat Ihnen das angetan, Lori?"

Sie machte eine müde Bewegung mit der Hand.

„Es ist das ja so gleichgültig — Damen der Gesellschaft waren es, die man nicht zur Rechenschaft ziehen kann. Ich sagte Ihnen das alles nur, damit Sie wissen, was die Leute von uns halten, und wie gut es ist, uns zu meiden."

Es lag eine bittere Qual in ihren Worten. Wider ihren Willen faßte er ihre Hand.

„Lori, wenn Sie mir doch ein Recht geben wollten, Sie zu schützen und zu behüten vor aller Unbill. Sie wissen, wie unsagbar ich Sie liebe. Gestatten Sie mir, Sie noch heute abend unsern Gästen als meine Braut vorzustellen."

Sie sah ihn mit großen, starren Augen an. Und dann flog ein herzzerreißendes, bitteres Lächeln um ihren Mund.

„Nein, Prinz Herbert — es wäre ein schlechter Dank für Ihre Liebe, wenn ich Ihr großherziges Anerbieten annähme. Heute kann ich es weniger denn je; wenn auch mein Herz sich maßlos danach sehnte, ja zu sagen — es müßte dennoch ein — Nein sein. Ich bitte Sie, lassen Sie mich, helfen Sie mir, ungesehen das Schloß zu verlassen, es ist mir unmöglich, in die Gesellschaft zurückzukehren."

Prinz Herberts Augen flammten in wilder Entschlossenheit auf. Er wußte, sein ganzes Glück stand auf dem Spiele, wenn er jetzt nicht die rechten Worte, den rechten Ton fand, Lori in ihrem Entschluß umzustimmen.

Er umschloß Loris Hand mit fast schmerzhaftem Druck, und eine tiefe Falte grub sich zwischen seine Brauen. Dann sagte er mit fester, überzeugender Stimme: „Schämen Sie sich Ihrer Feigheit, Lori! Es ist Ihrer unwert, in solchem Augenblicke die Flucht zu ergreifen. Das, was Sie gehört haben, muß an Ihnen abgleiten, als hätten Sie es nie vernommen. Kein Mensch ist geschützt gegen feige Verleumdung. Durch Ihre Flucht schmähen Sie das Andenken Ihrer Mutter. Zürnen Sie mir nicht, Lori, daß ich Ihnen das sage. Ich spreche in diesem Augenblicke als Ihr treuer, ergebenster Freund zu Ihnen, der es nicht dulden will, daß Sie sich selbst verlieren. Davor will ich Sie, kraft meiner tiefen Liebe zu Ihnen, bewahren!"

Lori hatte mit großen, brennenden Augen in sein Gesicht gesehen. Gerade seine strengen, fast vorwurfsvollen Worte trafen sie im Innersten und bewirkten, was alles liebevolle Zureden nicht bewirkt hatte. Ihre Züge belebten sich wieder; der gequälte Ausdruck

wich aus ihren Augen. Ein Zittern lief über ihre Gestalt, und mit einem tiefen Aufatmen streckte sie ihm, am ganzen Körper bebend, die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen aus tiefster Seele, Herbert. Ihre Worte haben einen Bann gesprengt, der lange auf meiner Seele lag. Sie haben recht — o ja — Sie haben mit jedem Ihrer strengen Worte recht. Ich war feig und mutlos, ohne mir darüber klar zu werden, daß ich mit dieser Feigheit meinen Eltern unrecht tat. Ich will nun lernen, das alles mit ganz andern Augen anzusehen — so, wie Sie es mir jetzt gezeigt haben. Ich danke Ihnen!“

Er führte ihre Hand an seine Lippen. Ein tiefes, ruhiges Glück füllte seine Seele. Der weiche Glanz in Loris Augen erschien ihm wie eine glückliche Verheißung.

Er legte mit sanftem Druck ihre Hand auf seinen Arm.

„Und nun kommen Sie, Lori! Gestatten Sie mir, daß ich Sie zu Tisch führe.“

Zitternd lag ihre Hand auf seinem Arm.

„Ja, Herbert, führen Sie mich,“ bat sie leise.

Stolz und glücklich schritt er an ihrer Seite in den Speisesaal hinüber.

„Lothar und Silva sollen nicht erfahren, was ich gegen meinen Willen erlauscht habe,“ bat Lori noch leise.

„Nein, Lori, das bleibt unser Geheimnis,“ sagte er warm.

Das Souper wurde an kleinen Tischen serviert. Hans Henner von Hennersberg winkte Lori und Herbert zu. Er hatte bereits ein Tischchen reserviert, an dem die vier Platz nahmen.

Sicher und geborgen fühlte sich jetzt Lori an Prinz Herberts Seite, der sie mit zarter Aufmerksamkeit um-

sorgte, und die sie sich gegen ihre sonstige Art gern und dankbar gefallen ließ.

Als die Geschwister unter den letzten Gästen nach Schloß Waldlust zurückkehrten, erwiderte Lori leise den warmen Druck, mit dem Herbert ihre Hand in der seinen hielt.

Silva aber sagte aufseufzend, als Herr von Hennersberg sie fragte, ob dieser erste Ball ihren Erwartungen entsprochen habe:

„Ach ja, es war wundervoll, aber die Stunden waren viel, viel zu kurz!"

* * *

Frau Oberst von Hohenstein betrat am nächsten Vormittag das Vestibül des herzoglichen Schlosses. Einer der Lakaien trat dienstbeflissen heran.

„Empfangen Ihre Hoheit die Frau Herzogin heute zur Audienz?"

„Sehr wohl, gnädige Frau."

„Wer ist die diensttuende Hofdame?"

„Baroneß Kautzky."

„Gut, melden Sie mich der Baronesse!"

Der Diener verneigte sich und geleitete Frau von Hohenstein in die erste Etage.

Baroneß Kautzky saß in einem bequemen Lehnstuhl am Kamin des Vorsalons zu den Gemächern Ihrer Hoheit. Sie wärmte sich fröstelnd die immer kalten Hände an der flackernden Glut.

„Frau Oberst von Hohenstein," meldete der Lakai.

Schnell erhob sich die Baronesse und strich glättend über das Seidenkleid. Noch ein Blick in den Spiegel zwischen den Fenstern, dann ging sie ihrer Schwester entgegen.

„Da bist du ja endlich, Helene! Ich warte schon voller Ungeduld auf dich. Auch Ihre Hoheit wünscht Näheres über das gestrige Ballfest zu hören. Du bliebst doch bis zuletzt in Lehnsdorf?“

Die Baronesse nickte.

„Das ist gut! Für die Taktlosigkeit des fürstlichen Paares fehlen mir die Worte, und Ihre Hoheit ist natürlich außer sich! Ich habe Befehl, dich sofort zu melden. Die Herzogin wünscht zu hören, wie man sich den Kindern der Gräfin Solmshausen gegenüber verhalten hat.“

Frau von Hohenstein nickte befriedigt, denn es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß sie persönlich der Herzogin Bericht erstatten durfte.

„Ist es wahr, daß der Herzog selbst noch in Lehnsdorf erschienen ist?“ fragte die Baronesse.

„Du hast also schon davon gehört, Melanie?“

„Meine Zofe sprach davon, wußte aber nichts Näheres.“

„Weiß Ihre Hoheit schon davon?“

„Nein, ich wollte deinem Bericht nicht vorgreifen, Helene.“

„Das ist gut. Also, bitte, melde mich Ihrer Hoheit.“

„Sofort. Nimm bitte einen Augenblick Platz.“

Herzogin Beate ging schon seit einiger Zeit ruhelos auf den weichen Teppichen ihres Empfangszimmers auf und nieder.

Als Baroneß Kautzky eintrat, blieb sie mitten im Zimmer stehen und fragte mit ihrer spröden Stimme: „Was bringen Sie mir, liebe Kautzky?“

„Eure Hoheit gestatten gütigst, daß meine Schwester, Frau Oberst von Hohenstein, über das gestrige Fest in Lehnsdorf Bericht erstattet.“

Die Herzogin nickte.

„Sie wissen ja, daß ich warte. Führen Sie Ihre Frau Schwester bitte sofort herein!“

Die Hofdame verneigte sich und verschwand, um ihre Schwester einzulassen. Als diese auf der Schwelle erschien, wollte sich die Hofdame wieder zurückziehen, aber eine Handbewegung der Herzogin hielt sie zurück.

„Bleiben Sie nur.“

Die Hofdame blieb nur zu gern. Sie hatte es nicht anders erwartet und war auf den Bericht ihrer Schwester selbst aufs äußerste gespannt.

Herzogin Beate ließ sich in einen Sessel nieder und gestattete den Schwestern huldvollst, ebenfalls Platz zu nehmen.

Und nun gab die Frau Oberst ihren Bericht, erfüllt von dem erhebenden Gefühl ihrer Wichtigkeit, als ob das Wohl und Wehe des ganzen Landes von dem, was sie sagte, abhinge.

Die Herzogin lauschte mit Spannung, und als Frau von Hohenstein mit gut gespielter Entrüstung über die Ankunft des Herzogs und sein Verhalten den Kindern der Gräfin Solmshausen gegenüber zu sprechen kam, preßten sich die schmalen Lippen der Herzogin fest aufeinander, und in ihren Augen flackerte ein feindseliges Licht auf.

Endlich war Frau von Hohenstein mit ihrem Bericht zu Ende. Die Herzogin stellte noch einige Fragen und entließ dann die beiden Schwestern mit der Versicherung ihrer Huld. Gnädig reichte sie ihnen die Hand zum Kuß.

Als sie allein war, richtete sie sich zu ihrer vollen Höhe empor. Ihre harten Augen blitzten, und in ihren scharf geschnittenen Zügen war ein unbeugsamer Wille zu lesen.

Unmittelbar nach der Audienz, in der Herzogin Beate Frau von Hohenstein empfangen hatte, betrat

sie das Zimmer ihres Gemahls. Er empfing sie, wie stets, mit großer Höflichkeit. Ohne jede Einleitung fragte die Herzogin mit scharfer Stimme: „Ist es wahr, Ferdinand, daß du gestern abend in Lehnsdorf zu Gaste warst?“ — Der Herzog hatte diese Frage kommen sehen. „Du bist recht unterrichtet, Beate. Ich war in Lehnsdorf.“ — „Trotzdem du wußtest, daß die Kinder der Gräfin Solmshausen dort geladen waren?“

Ruhig und fest sah er sie an, dann sagte er:

„Ganz recht — trotzdem meine Kinder dort waren, oder vielmehr, weil ich wußte, daß ich sie dort treffen würde.“

In den Augen der Herzogin flammte es auf.

„Du hast mir damit einen unerhörten Affront angetan, Ferdinand, einen Affront, der auf dich selbst zurückfallen wird!“ stieß sie zornig hervor.

Der Herzog blieb ruhig.

„Du beliebst die ganze Angelegenheit in einem falschen Lichte zu sehen. Durch meine Anwesenheit in Lehnsdorf habe ich nur dokumentieren wollen, daß ich meine Kinder durchaus nicht vor der Öffentlichkeit verleugnen will. Gewisse dir nahestehende Persönlichkeiten, liebe Beate, haben sich bemüht, meine Ehe mit Gräfin Regina Solmshausen in einer Weise zu kritisieren, die geeignet ist, ein falsches Licht auf meine Kinder aus dieser Ehe zu werfen. Diese Herrschaften haben damit weder mir noch dir einen Dienst erwiesen. Man hat mich dadurch gezwungen, in ganz offizieller Form für meine Kinder einzutreten. Und das habe ich gestern abend getan, wie es meine Vaterpflicht war. Außerdem war es an der Zeit, daß meine Töchter endlich in die Gesellschaft eingeführt wurden. Fürstin Rastenberg hatte sich in liebenswürdiger Weise dazu bereit erklärt.“

„Nun, damit hat die Fürstin Rastenberg nur bewiesen, daß ihr jeder Takt fehlt! Eine Dame unserer Kreise hätte sich niemals dazu bereitfinden lassen!“

„Du irrst sehr, Beate. Die Fürstin Rastenberg hat mehr aristokratisches Empfinden als manche edelgeborene Dame aus unserer Umgebung. Ich bitte sehr, die Fürstin in meiner Gegenwart nicht herabzusetzen! Ich stehe mit meiner ganzen Persönlichkeit für sie ein und betrachte jede Beleidigung dieser Dame als gegen mich gerichtet.“

Ein spöttisches Lächeln kräuselte die Lippen der Herzogin.

„Es ist mir nur zu gut bekannt, wie frei du in vielen Punkten denkst; es war sehr unklug von dir, von allem andern abgesehen, daß du die Gesellschaft von neuem in geradezu herausfordernder Form an diese unglückselige morganatische Ehe zu erinnern beliebtest!“

Der Herzog richtete sich hoch auf, und sein Gesicht bekam einen harten Ausdruck. Seine Augen blickten drohend in das Gesicht seiner Gemahlin, und seine Stimme klang scharf und schneidend, als er sagte:

„Hüte dich, Beate, mir liebe und geheiligte Erinnerungen zu verletzen, denn auch meine Geduld hat eine Grenze! Meine Ehe mit Regina Solmshausen war das Glück meines Lebens, eine Herzensehe, zu der ich mich jederzeit stolz bekannt habe. Und wenn mir auch unser Hausgesetz und die dynastischen Bestimmungen nicht erlauben, meine Kinder an meine Seite zu stellen, so betrachte ich doch jeden, wer er auch sei, als meinen persönlichen Feind und als böswilligen Verleumder, der diese vor Gott und dem Gesetz zu Recht geschlossene Ehe verunglimpfen und meinen Kindern zu nahe zu treten wagt!“

Auch in dem Gesicht der Herzogin zuckte es jetzt auf.

„Und was bin ich dir nach dieser Erklärung? Was ist dir mein Sohn, der Erbherzog?“ fragte sie scharf.

„Du bist meine Gemahlin, die mir von Staats wegen bestimmt wurde, die Herzogin dieses Landes. Und Ernst Ferdinand ist der Erbe meines Thrones. In der Öffentlichkeit stehen ihm mehr Glanz und Ehren zu als meinen andern Kindern. Aber meinem Herzen steht er nicht näher als diese.“

Die Herzogin fuhr gereizt auf.

„Oh, im Herzen gilt er dir sogar viel weniger als die Kinder der Gräfin Solmshausen!“

Mit bitterem Ausdruck sah er sie an.

„Und wer ist schuld daran, Beate? Wer entfremdete mir Ernst Ferdinand vom zartesten Alter an? Wer hat in seinem jungen Herzen das Mißtrauen gegen seinen Vater und den Haß gegen seine Geschwister geweckt, die er doch lieben sollte? Beantworte dir das selbst, Beate. Ich weiß leider nur zu gut, wer zwischen Ernst Ferdinand und mir jedes warme Gefühl im Keime erstickt hat. Warum hassest du meine verstorbene Gemahlin, die dir doch nicht mehr im Wege steht? Warum hassest du meine Kinder? Du und ich, wir kannten uns nicht persönlich, als man uns füreinander bestimmte. Du liebtest mich so wenig, als ich dich liebte; wir haben beide eine uns aufgezwungene Pflicht erfüllt, als wir unsere Ehe schlossen. Ich kam dir mit dem ernsten Willen entgegen, dir gegenüber meine Pflichten in der ritterlichsten Weise zu erfüllen. Du solltest nicht darunter leiden, daß ich dir kein liebendes Herz entgegenbringen konnte. Ich hoffte darauf, daß du mich in weiblicher Güte und Milde verstehen würdest, und ich hätte es dir von ganzem Herzen gedankt. Aber du tatest nichts, um mein Empfindungsleben zu schonen. Du wußtest, daß du mich am tiefsten verwunden konntest, wenn du das An-

denken an meine verstorbene Gemahlin entweihtest. Und du ließest dir wahrlich keine Gelegenheit dazu entgehen. Als du mir dann den Thronerben schenktest, und ich dich bat, von guten Vorsätzen erfüllt, einen Wunsch zu äußern — da forderteſt du von mir, daß ich meine Kinder aus meiner Nähe, aus Schloß Waldluſt, entfernen ſollte. Das ſollte mein Taufgeſchenk für den mir geborenen Thronerben ſein! War das ein Wunſch, einer Mutter würdig? Verzeihe mir, wenn ich dies alles einmal ausſpreche, aber vielleicht kommt die Gelegenheit dazu nie wieder. Ich mußte es einmal tun! Und dann bitte ich dich, vergiß doch nicht, daß wir nun einmal gezwungen ſind, unſern Lebensweg nebeneinander zu gehen. Wir wollen uns das doch nicht noch unnötig erſchweren!“

Der Herzog ſchwieg. Seine Worte hatten wenig Eindruck auf die herzenskalte Frau gemacht, die ſich nur in ihrer Eigenliebe gekränkt fühlte.

„Du ſagſt, wir wollen uns das nicht erſchweren! Und doch biſt du es, der mir immer wieder das Leben an deiner Seite erſchwert! Du haſt es geſtern wieder getan durch dein Erſcheinen in Lehnsdorf. Und ſolange die Kinder der Gräfin Solmshauſen in deiner Nähe weilen, wird nie Frieden zwiſchen uns ſein. Sie ſind erwachſen, ſie bedürfen keines Schutzes mehr. Beweiſe es mir doch, daß du Frieden zwiſchen uns wünſcheſt! Ich wiederhole heute meine dringende Bitte noch einmal: Weiſe doch den Kindern Schloß Solmshauſen als Wohnſitz an! Es iſt ja doch Lothars rechtmäßiges Erbe!“

Das Geſicht des Herzogs wurde wieder hart und entſchloſſen.

„Nein — niemals! Mein Sohn Lothar wird allerdings bald ſeinen Abſchied als Offizier nehmen und nach Solmshauſen überſiedeln, um die Oberaufſicht

über seine Güter selbst zu führen, aber er soll nach Schloß Waldlust kommen dürfen, so oft es ihm beliebt. Meine Töchter aber bleiben in Schloß Waldlust, in dessen Park ihre Mutter beerdigt liegt. Nicht nur, weil sie da in meiner Nähe bleiben und mir jederzeit erreichbar sind, sondern auch, weil sie bei Fürst und Fürstin Rastenberg eine zweite Heimat gefunden haben. Meinen Töchtern gehört Schloß Waldlust als Eigentum, und ich habe dafür Sorge getragen, daß sie auch nach meinem Tode unbehelligt dort leben können. Ich weiß, man würde sonst, sobald ich die Augen geschlossen habe, versuchen, sie aus Schloß Waldlust zu entfernen. Und davor will ich meine Töchter schützen. Du solltest dich nun endlich damit abfinden."

Herzogin Beate hob stolz das Haupt.

„Nun, so muß ich mich mit der Gewißheit trösten, daß das ganze Land mit seiner Sympathie zu mir steht."

Ein Lächeln spielte um den Mund des Herzogs. Er wußte es besser, er hatte es längst gefühlt, wie wenig beliebt die Herzogin war und daß ihre hochmütige und kalte Art ihr keine Sympathien im Volke erworben hatte.

„Wenn dich diese Gewißheit trösten kann, Beate, so will ich sie dir nicht nehmen. Hast du sonst noch Wünsche, so bitte, verfüge über mich!"

Sie warf den Kopf zurück.

„Nein, ich bin zu Ende!"

Sie verneigte sich kalt und förmlich und verließ mit fest zusammengepreßten Lippen das Gemach.

Als der Herzog allein war, stöhnte er auf und ließ sich in einen Sessel gleiten. Sein Antlitz war aschfahl, auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß.

So fand ihn sein alter Kammerdiener Voß. Erschreckt fragte er:

„Gestatten Hoheit, daß ich den Leibarzt rufen lasse? Hoheit haben wieder einen Herzanfall!“

Hastig trank der Herzog das Glas Wasser, das sein Kammerdiener ihm reichte. Dann schüttelte er den Kopf.

„Nein, Voß! Was soll ich mit dem Arzt? Wir beide sind eben die Jüngsten nicht mehr. Das sind die Begleiterscheinungen des Alters, gegen die kein Kraut gewachsen ist. Und jetzt schicken Sie mir meinen Adjutanten mit der Liste für die Audienzen herein!“

Voß war entlassen. Aber er ging nur schweren Herzens; auf seinem alten, treuen Gesicht stand geschrieben, daß er das Schlimmste befürchtete.

*

* *

Es war an einem der nächsten Tage, als Lothar bei Tisch seinen Schwestern mitteilte, daß er nun bald seinen Abschied nehmen werde, um auf Schloß Solmshausen die Bewirtschaftung des gräflichen Gutes selbst zu übernehmen.

„Hast du schon mit Papa darüber gesprochen?“ fragte Lori den Bruder.

„Ja, Lori, als er am Mittwoch in Waldlust war.“

„Und billigt er deinen Entschluß?“

„Es ist sogar sein Wunsch.“

„Wirst du dich nicht sehr einsam fühlen in Solmshausen, Lothar?“ fragte Silva.

Lothar lächelte.

„Das glaube ich nicht, denn Hans Henner nimmt seinen Abschied zugleich mit mir. Sein Vater wünscht, daß er ihn in der Bewirtschaftung seiner Güter unterstützt. Hans Henner soll sich einarbeiten und, wenn er heiratet, Groß-Hennersberg übernehmen.“

Silvas Augen weiteten sich. Es ging wie ein heißes Erschrecken durch ihre Seele.

„Ist Herr von Hennersberg denn verlobt?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Nein, bis jetzt noch nicht. Soviel ich weiß, eilt es ihm auch nicht damit.“

„Dann wollt ihr Prinz Herbert allein im Regiment zurücklassen?“ fragte Lori.

Lothar zuckte die Achseln.

„Ich glaube nicht, daß er noch lange Offizier bleibt. Bei Herbert ist es ja ohnedies seit langem bestimmt, daß er Rastenberg übernimmt. Seine Eltern wollen nicht von Lehnsdorf fort.“

Ein leises Rot war in Loris Wangen gestiegen, als Lothar sprach. Seit Herbert im Wintergarten so ernst zu ihr gesprochen hatte, war es, als sei sie im Innern völlig verwandelt. Der Druck, der auf ihrer jungen Seele gelastet hatte, war von ihr abgefallen. Ein heimliches Hoffen war in ihrer Brust erwacht. Herberts Eltern würden freudig ihren Bund segnen, das wußte sie, und ihr Vater, wie froh würde er sein, wenn er sie geborgen wußte.

* * *

Zur Teestunde fanden sich heute Fürst und Fürstin Rastenberg sowie Prinz Herbert mit seinem Freunde Hans Henner in Schloß Waldlust ein. Es fand sich dann ganz von selbst, daß das fürstliche Paar mit Lothar und der Baronin Werder plauderte, während Prinz Herbert Lori isolierte und Hans Henner sich eifrig mit Silva unterhielt.

Es war heute ein neuer Ton zwischen Komteß Lori und Prinz Herbert. Nicht ein einziges Mal erschien

der abweisende, herbe Ausdruck in ihrem Gesicht, auch ihre Augen blickten so ganz anders als sonst.

Silva zeigte Hans Henner drüben im Nebenzimmer die Marmorbüste ihrer Mutter, nach der auch die lebensgroße Marmorfigur auf Gräfin Reginas Grab angefertigt war.

Voll Interesse ruhten Hans Henners Augen auf den edlen Zügen.

„Es ist wie ein Bildnis Ihrer Schwester, der Komteß Lori," sagte er überrascht.

Silva stimmte ihm lebhaft zu.

„Ja, alle, die meine Mutter gekannt haben, sagen, daß Lori ihr getreues Ebenbild ist. Auch Papa sagt es immer. Sie müssen sich noch, ehe Sie abreisen, das Grabmal meiner Mutter ansehen, da tritt die Ähnlichkeit noch stärker hervor."

„Übermorgen ist meine Zeit um. Wissen Sie, daß mir der Abschied sehr, sehr schwer fallen wird, Komteß Silva?"

Sie sah ihn errötend an.

„Das ist ein Zeichen, daß es Ihnen bei uns gut gefallen hat."

„Das wohl auch! Aber es ist außerdem ein Zeichen, daß ich Menschen hier zurücklassen werde, die ich liebgewonnen habe. Mir geht heute immer ein Spruch im Kopf herum, den ich einmal von meiner Schwester Greta hörte:

Man sieht einander —
Lernt sich kennen,
Gewinnt sich lieb —
Und muß sich trennen."

„Das ist ein trauriger Spruch!"

„Ja, aber er verliert seine traurige Bedeutung,

wenn man hinzufügen darf: Man sieht sich wieder. Und auf ein Wiedersehen will ich hoffen."

In ihren Augen strahlte es auf.

„So dürfen wir hoffen, daß Sie Ihren Besuch wiederholen?" fragte sie errötend.

„Das hängt nicht von meinem Willen ab, teuerste Komtesse. Ich weiß ja nicht, ob ich je wieder nach Lehnsdorf eingeladen werde, zumal ich bald meinen Abschied nehmen werde."

Silvas Hand legte sich wie liebkosend auf das Marmorbild ihrer Mutter.

„Lothar sprach schon davon, daß Sie mit ihm zusammen den Abschied nehmen wollen. Mein Bruder wird dann in Solmshausen Ihr nächster Nachbar sein, nicht wahr?"

„Ja, Komteß Silva. Und Sie werden doch gewiß zuweilen Ihren Bruder in Solmshausen besuchen. Darauf will ich hoffen."

Silvas Augen senkten sich vor seinem Blick.

„Ja, das kann wohl sein," sagte sie leise.

„Und werden Sie sich dann auch ein wenig freuen, mich wiederzusehen, Komtesse?"

Sie strich sich hastig das Haar aus der Stirn, sah ihm in die Augen und sagte:

„Ja, ich werde mich wirklich freuen." —

Drüben im Nebenzimmer wurde zum Aufbruch gerüstet. Man rief nach Hans Henner. Er wandte sich um und zog schnell noch Silvas Hand an die Lippen.

„Heute bleibt mir die Hoffnung, Sie morgen noch einmal wiederzusehen. Wenn mich das Weihnachtsfest nicht nach Hause riefe, würde ich wohl noch nicht abreisen. Sie werden das Weihnachtsfest in Lehnsdorf verleben, nicht wahr?"

„Ja, wir sind jedes Jahr bei Onkel Botho und Tante Maria zu Gaste."

„Dann will ich am Weihnachtsabend an Lehnsdorf denken und auf ein Wiedersehen hoffen."

Ihre Hand lag wie ein zitterndes Vöglein in der seinen, sie sah so vertrauensvoll und beglückt zu ihm auf, daß er sie am liebsten in seine Arme geschlossen hätte.

* * *

Hans Henner fuhr der Heimat zu.

Er hatte seine Ankunft in Groß-Hennersberg gemeldet. Als er auf der kleinen Station den Zug verließ, sah er am Stationsgebäude den wohlbekannten Hennersberger Schlitten halten, der ihn schon so oft zum Weihnachtsurlaub hier erwartet hatte.

Neben dem Schlitten stand wartend eine schlanke Mädchengestalt. Es war Greta, Hans Henners Schwester, die den Schlitten selbst zur Station gelenkt hatte, um den Bruder abzuholen.

„Willkommen, herzlich willkommen!" rief sie dem Bruder mit warmer, wohlklingender Stimme entgegen.

Es ging eine wohltuende Natürlichkeit von ihr aus. Hans Henner zog sie in seine Arme und küßte sie.

„Tag, Schwesterlein! Ist ja famos, daß du mich abholen kommst! Wie geht es zu Hause, alles wohl?"

Greta nickte froh.

„Gottlob! Aber meine Not hatte ich doch mit Vater und Mutter, sie wurden schon ungeduldig, weil du uns diesmal hast so lange warten lassen."

„Es ging nicht anders, Greta, und offen gestanden, ich freue mich, daß ich die Einladung des Prinzen Rastenberg angenommen habe. Ich habe schöne Tage in Lehnsdorf verlebt."

Sie schob ihre Hand in seinen Arm und führte ihn zum Schlitten. Dabei sah sie ihn mit ihren klaren, schönen Augen lächelnd an.

„Das klingt ja so begeistert, Hans Henner?"

Er drückte ihren Arm und atmete tief auf.

„Nun, Heimatluft ist auch nicht übel," sagte er lachend und half der Schwester in den Schlitten. Er nahm ihr die Zügel ab und kutschierte selbst.

An einigen Bauern vorüber, die vom Markt der in der Nähe gelegenen Stadt gekommen waren, fuhren sie um das kleine Stationsgebäude herum und über die Brücke nach dem andern Ufer. Dann ging es aufwärts in den verschneiten Wald hinein.

Hans Henner sah glückstrahlend um sich.

„Ach, Greta, wie ist die Welt doch so schön!"

Schelmisch lächelnd sah sie ihm ins Gesicht.

„Dachte ich's doch!"

„Was denn, Greta?"

„Daß du verliebt bist. Ich las es schon zwischen den Zeilen, die du von Lehnsdorf schicktest. Hat Prinz Rastenberg vielleicht eine Schwester?"

Er lachte.

„Nein, Greta, nur eine sehr schöne Stiefmutter, die dir sehr ähnlich sieht. Sonst war kein weibliches Wesen in Lehnsdorf, das mir hätte gefährlich werden können."

Sie sah ihn fragend an.

„Hans Henner, du wirst doch nicht etwa eine verheiratete Frau anschwärmen?"

Er nickte übermütig.

„O ja, ich habe die Fürstin Rastenberg sehr angeschwärmt. Sie ist eine Frau, für die man durchs Feuer gehen könnte. Sie ist eine Dame in reiferen Jahren."

„Nun, dann ist sie doch wohl ungefährlich. Bei

deiner großen Vorliebe für tolle Streiche ist man aber immer auf Überraschungen gefaßt."

Er sah sie verwundert an.

„Du, Greta, es ist wirklich eigentümlich, wie sehr du der Fürstin Rastenberg gleichst."

„Das ist ja sehr schmeichelhaft für mich. Aber mit diesem Seitensprung entkommst du mir nicht. Beichte nur erst, an wen du dein Herz verloren hast!"

Eine Weile sah Hanns Henner schweigend geradeaus. Dann schüttelte er den Kopf.

„Brauchst es gar nicht so ironisch zu nehmen, Greta. Diesmal ist es ernst, sogar sehr ernst."

Eine Weile schwieg er wieder, als ob er innerlich mit einem Entschluß kämpfe. Dann sagte er in seiner offenen Art:

„Du weißt ja, Greta, daß ich vor dir nie ein Geheimnis gehabt habe. Also, sie ist erst achtzehn Jahre alt und lieb und hold wie der junge Frühling — es ist die jüngste Tochter des Herzogs Ferdinand."

Greta erschrak nun aber wirklich.

„Mein Gott, Hans Henner, zu einer Prinzessin hast du deine Augen erhoben?"

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, nein — sie ist die Tochter des Herzogs aus seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin Solmshausen."

„Ah — eine Schwester deines Freundes, des Grafen Solmshausen?"

„Ja, Greta, seine Schwester Silva."

„Ich möchte sie kennen lernen, Hans Henner. Du mußt mir viel von ihr erzählen."

„Gern, Schwesterlein! Ich glaube, ich werde viel mehr Lust haben, dir von ihr zu erzählen, als du, mir zuzuhören."

„Hast du schon einmal erlebt, daß mir das Interesse gefehlt hat für Dinge, die dich angehen?“

„Nein, es ist wahr, Greta, du bist immer voller Teilnahme.“

Sie waren langsam die breite Fahrstraße bergauf gefahren, immer durch den verschneiten Forst. Nun langten sie auf der Höhe an. Ab und zu hatten sie einen freien Ausblick auf das Tal.

Hans Henner schaute sich aufatmend um.

„Wie schön, Greta! Das ist die Heimat! Da drüben strecken sich die Türme von Klein-Hennersberg über die entlaubten Bäume. Schau, wie die Sonne in den Fenstern blitzt und blinkt.“

Greta nickte. Beide sahen eine Weile schweigend hinüber, über das Tal. Auf der gegenüberliegenden Seite grüßte von der Bergeshöhe Schloß Klein-Hennersberg, das Schloß Groß-Hennersberg direkt gegenüberlag.

Jetzt stand Klein-Hennersberg leer, aber Hans Henners Eltern hatten schon oft erklärt, daß sie dorthin übersiedeln würden, sobald der Sohn eine Frau ins Haus bringen würde.

Daran mußte Hans Henner jetzt denken.

Mit einem tiefen Atemzug richtete er sich auf.

„So, Greta, mit Klein-Hennersberg habe ich Wiedersehen gefeiert, nun geht es im Trabe nach Groß-Hennersberg!“

Sie nickte lächelnd.

Er ließ die Pferde ausgreifen. Noch zehn Minuten ging es auf dem bewaldeten Bergrücken vorwärts, dann tauchten die Türme von Groß-Hennersberg auf. Gleich darauf passierte der Schlitten das hohe Tor des Schlosses, das im Renaissancestil gebaut war und einen imposanten Anblick bot.

Seitlich von einer breiten Freitreppe führte die Auffahrt bis vor das Portal.

Als der Schlitten vor demselben hielt, tat sich das Tor auf, und der alte Freiherr mit seiner Gattin erschien auf der Schwelle. Hans Henner sprang aus dem Schlitten und reichte Greta die Zügel, um Vater und Mutter zu begrüßen.

Greta lenkte nun den Schlitten um das Schloß herum, hinüber nach den Wirtschaftsgebäuden. Dort übergab sie Schlitten und Pferde einem Stallknecht.

„Das Pferd muß frisch beschlagen werden, Heinrich. Sorgen Sie dafür. Ich merkte es schon unterwegs, daß sich das Hufeisen gelockert hat."

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein!" erwiderte Heinrich, soldatisch stramm stehend.

Man war es in Hennersberg gewöhnt, daß sich Greta wie ein erfahrener Landwirt um alles in der Wirtschaft kümmerte und die rechte Hand des Vaters war.

Langsam ging sie dann ins Schloß hinüber. Sie fand die Eltern und den Bruder nicht mehr in der Halle, ihre Stimmen klangen aus dem großen Wohnzimmer, das rechts neben der Halle lag. Aber Greta trat nicht ein. Die Eltern sollten sich jetzt erst ungestört an Hans Henner freuen.

Greta öfnete die Tür zum Speisesaal, um dort nach dem Rechten zu sehen. Zwei Diener waren damit beschäftigt, die Tafel zu decken, für die Greta noch einige Anordnungen gab; dann erst ging sie in das Wohnzimmer hinüber.

Es war ein schöner, behaglicher Raum von ziemlich großer Ausdehnung.

Die Eltern saßen mit Hans Henner am Kamin und plauderten. Als Greta eintrat, sahen sie sich lächelnd nach ihr um.

„Wo steckst du denn so lange, Mädel?“ rief ihr der Vater entgegen.

Greta trat hinter seinen Sessel und beugte sich zu ihm nieder, die Arme um seinen Hals schlingend.

„Ich habe nur dafür gesorgt, daß Hans Henner ein ordentliches Mittagessen bekommt, Väterchen.“

„Na ja, aber erst kannst du dem Jungen doch mal ‚Guten Tag‘ sagen,“ schalt der alte Herr gutmütig.

„Ist schon unterwegs gründlich besorgt worden. Ich habe mir meinen Teil von ihm schon genommen. Deshalb bin ich ja zur Station gefahren. Weiß ich doch, wenn Mutter ihren Hans Henner erst mal mit Beschlag belegt hat, dann bleibt für andere Leute nichts mehr übrig.“

Hans Henner stand lachend auf, um sein Zimmer aufzusuchen und sich zu Tisch umzukleiden. —

Es war ein trauliches Familienmahl, und Hans Henner mußte auf hundert Fragen Antwort geben.

Schließlich kam der Vater auf Hans Henners Abschied zu sprechen.

Der alte Herr strich mit nachdenklicher Miene seinen Bart und fragte:

„Es wird dir hoffentlich nicht zu schwer fallen, deinen Abschied zu nehmen?“

„Nein, Vater, ich bin ganz damit einverstanden, Ostern meinen Abschied zu nehmen, wie du es wünschest. Graf Solmshausen hat übrigens die Absicht, es zu gleicher Zeit zu tun. Er will, seinen eignen und seines Vaters Wünschen folgend, die Bewirtschaftung des Gutes selbst übernehmen und dauernd seinen Wohnsitz in Schloß Solmshausen aufschlagen. Wir freuen uns auf eine gemeinsame Tätigkeit.“

„Das freut mich herzlich. Ich fürchtete schon, du würdest sehr ungern den Soldatenrock ausziehen. Aber nun erzähle uns von deinem Besuch in Lehnsdorf.

Mutter und Greta brennen vor Neugier, wie es dir dort gefallen hat."

„Ja ja, Hans Henner, das interessiert uns natürlich sehr," stimmte die Mutter bei.

Hans Henner atmete tief auf.

„In der herzlichsten Weise hat man mich aufgenommen. Ich habe reizende Tage dort verlebt. Wir verkehrten auch viel mit Graf Solmshausen und seinen Schwestern, die in der Nähe von Lehnsdorf in Schloß Waldlust leben."

Frau von Hennersdorf horchte auf. Sie kannte den Herzog von früher her, da er die Flitterwochen seiner ersten Ehe auf Solmshausen verlebt hatte.

„Das interessiert mich sehr, Hans Henner! Davon mußt du ausführlich erzählen."

Hans Henner nickte. „Gern, Mutter, nachher beim Mokka, da plaudert es sich besser. Meint ihr nicht auch?"

Hans Henner berichtete dann auch, daß Graf Lothar gleich nach Neujahr nach Solmshausen kommen würde, um sich auf seinem Besitz einmal umzusehen und bezüglich seines späteren Aufenthalts Bestimmungen zu treffen.

„Er wird uns dann selbstverständlich auch in Hennersberg besuchen," schloß er seine Rede.

„Das freut mich, es interessiert mich sehr, ihn kennen zu lernen!" sagte Frau von Hennersberg.

„Und du, Vater, wie wirst du dich zu Graf Solmshausen stellen?" forschte Hans Henner mit einiger Unruhe.

Der alte Herr sah fragend auf.

„Wie meinst du das, Hans Henner? Bist du im Zweifel darüber, wie ich den Freund meines Sohnes aufnehmen werde?"

„Nein, ich meine nur, welchen Standpunkt du den Kindern der morganatischen Ehe des Herzogs gegenüber einnehmen würdest."

Der alte Herr blickte forschend in die Augen seines Sohnes.

„Mein lieber Junge, es gehört der Haß und die Kleinlichkeit einer eifersüchtigen Frau dazu, um gegen diese Kinder eine feindliche Stellung einzunehmen. Deinem vernünftig urteilenden Vater wirst du nicht zutrauen, daß er ebenso kleinlich ist. Ich freue mich sehr, deinen Freund kennen zu lernen. Mein Haus steht ihm jederzeit gastlich offen."

Hans Henner atmete auf.

„Ich wußte das, lieber Vater, aber ich wollte es von dir selbst hören. Trotzdem frage ich dich noch weiter: Gesetzt den Fall, Graf Solmshausen käme als Freier zu dir und bäte dich um die Hand deiner Tochter, würdest du sie ihm verweigern?"

Der alte Herr lauschte überrascht. Ein Lächeln huschte um seinen Mund, und sein Blick flog zu seiner Frau hinüber.

„Warum sollte ich das tun? Wenn sonst alles stimmte zwischen den jungen Leuten, würde ich gern Ja und Amen dazu sagen. Ebenso würden wir ohne weiteres und mit Freuden eine Schwester des Grafen Solmshausen als Schwiegertochter begrüßen, wenn du dein Herz an sie verloren hättest."

Hans Henner sprang erfreut auf. Es war, als wolle er den Vater umarmen. Aber dann trat er an das Fenster.

Seine Mutter sah ihm nach und blickte dann mit unsicherem Blick, in dem eine brennende Frage lag, zu ihrem Gatten hinüber. Der faßte mit warmem Druck ihre Hand und nickte stumm.

Da erhob sich Frau von Hennersberg und trat auf ihren Sohn zu.

„Hans Henner, welche von beiden hast du denn liebgewonnen, die Ältere oder die Jüngere?“

Er nahm sein Mutterchen in die Arme und küßte sie.

„Frag' danach noch nicht, Mutterle, ich weiß ja noch nicht, wie das alles kommt. Muß erst mit mir selbst klar werden, ob mein Gefühl fürs ganze Leben ausreicht, weiß auch noch nicht, ob ich da Liebe finde, wo ich sie suchen möchte. Nur hören wollte ich von euch, ob meine Wahl eure Billigung finden würde. Ehe ich das entscheidende Wort spreche, sollt ihr eure zukünftige Schwiegertochter kennen lernen. Ich hoffe, es wird sich machen lassen — und ich denke, ihr werdet sie liebgewinnen.“

Der alte Herr nickte zustimmend. Dann verabschiedete er sich.

„Ich muß ins Dorf hinunter. Bis zu Mutters Teestunde bin ich wieder oben,“ sagte er.

Greta führte die Mutter zu ihrem behaglichen Lehnstuhl.

„So, Mutterle, du machst nun dein Nickerchen, sonst fühlst du dich den ganzen Tag nicht wohl. Hans Henner hilft mir drüben im Saal beim Aufbauen der Leutebescherung.“

Sie küßten die Mutter herzlich und gingen, sich geschwisterlich bei der Hand fassend, hinaus.

Hans Henner und Greta hantierten eifrig drüben im Saal, wo lange, weiß gedeckte Tafeln aufgestellt waren. Auf jeder Tafel stand ein großer Tannenbaum. Allerlei Geschenke für die Leute wurden aufgestapelt.

Hans Henner schmückte den Weihnachtsbaum und Greta verteilte aus großen Körben Äpfel, Nüsse und

Weihnachtsleckereien. Dabei plauderten die Geschwister lebhaft miteinander. Jetzt konnte Hans Henner auch wieder von Silva sprechen. Vor Greta hatte er nie ein Geheimnis gehabt.

* * *

Das Weihnachtsfest war vorüber, und das neue Jahr hatte begonnen. Hans Henner hatte von Graf Lothar Solmshausen die Nachricht bekommen, daß er am zweiten Januar eintreffen würde. Er konnte die Bahn nur bis zu derselben Station benutzen wie Hans Henner, hatte aber dann einen weiteren Weg bis nach Schloß Solmshausen. Hans Henner war zur rechten Zeit am Bahnhof. Er sah den Solmshausener Schlitten bereitstehen, neben dem der Kutscher und ein Diener von Solmshausen wartend standen. Der Zug lief gerade ein, als Hans Henner den Bahnsteig betrat. Graf Lothar begrüßte den Freund sehr erfreut.

„Das ist sehr lieb von dir, Hans Henner. Gleich zeigt mir die neue Heimat ein vertrautes Gesicht. Ich freue mich sehr, daß du hier bist."

„Das war doch selbstverständlich, Lothar. Wenn du nichts dagegen hast, begleite ich dich ein Stückchen Wegs. Ich steige zu dir in den Schlitten."

Hans Henner gab seinem Kutscher den Befehl, mit dem leeren Schlitten nach dem Schloß Klein-Hennersberg zu fahren, wo Hans Henner seine Schwester Greta, die heute in einer geschäftlichen Angelegenheit nach Klein-Hennersberg gefahren war, abholen wollte.

Leicht und elegant fuhr der Solmshausener Schlitten dahin.

Um nach Solmshausen zu gelangen, mußte man über Klein-Hennersberg fahren.

„Also zuerst, mein lieber Hans Henner, habe ich dir

eine Menge herzlicher Grüße zu überbringen," sagte Lothar, als sie eine Weile schweigend nebeneinander gesessen hatten. „Du ahnst wohl kaum, was du für ein beliebter Mensch geworden bist in Lehnsdorf und Waldlust. Unsere kleine Silva hat dich besonders ins Herz geschlossen. Aber auch Lori und Rastenbergs haben dich sehr liebgewonnen!"

Wieder schwiegen sie eine Weile, jeder mit seinen eignen Gedanken beschäftigt. Lothar ließ seinen Blick ganz begeistert auf der prächtigen Winterlandschaft ruhen.

„Ist deinen Schwestern die erste Einführung in die große Gesellschaft gut bekommen?" fragte endlich Hans Henner im Bestreben, von Silva zu hören.

Lothar nickte.

„Gottlob! Loris Menschenscheu scheint sich langsam zu legen. Ihr ganzes Wesen kam mir ruhiger und ausgeglichener vor. Und Silva — sie ist noch das reine Kind und schwelgt in Ballerinnerungen. Sie hat mir allen Ernstes aufgetragen, dich auszuhorchen, ob du den Ball in Lehnsdorf auch so herrlich gefunden hast wie sie!"

Hans Henner lachte. „So schreibe ihr nur — er wäre mir unvergeßlich, dieser Ball."

Es war ein eigner Ausdruck in seiner Stimme, als er das sagte, aber Lothar hörte kaum die Worte des Freundes. Seine Gedanken weilten in der neuen Heimat. Er wollte in Solmshausen wie losgelöst von der Vergangenheit leben. Voll ernster Arbeit und Pflichterfüllung sollte sein neues Leben sein, in seinem kleinen Reiche wollte er Gutes wirken, soweit es in seiner Macht lag.

„Herbert wird wohl auch Ostern seinen Abschied nehmen," sagte er nach einer Weile.

„Ich dachte es mir, er schien auch keine Lust mehr zu haben, Soldat zu bleiben. Das Offiziersleben ist auf die Dauer doch gar zu öde und einseitig. Ich freue mich auf das Schaffen und Wirken in der Heimat, zumal ich dich nicht zu verlieren brauche. Viel werde ich noch lernen müssen. Meine Schwester ist ein viel besserer Landwirt als ich. Sie ist ungewöhnlich umsichtig und fleißig. Bin ich aber erst zu Hause, so soll auch Greta mehr Ruhe haben und sich auf den Haushalt beschränken, dessen Oberleitung sie auch später noch in den Händen behalten wird, da unser zartes Mutterle sich nicht überanstrengen darf. Aber erst muß ich tüchtig als Landwirt etwas lernen."

„Das muß ich wohl auch. Von der Landwirtschaft verstehe ich nicht mehr, als was ich schon als Junge gelegentlich Onkel Botho abgeguckt habe. Nur in den Ställen weiß ich besser Bescheid."

Sie kamen nun nahe an Klein-Hennersberg heran und bogen in eine Allee ein, die auf das Schloß zuführte.

„Im Sommer will mein Vater einige Tage nach Solmshausen kommen," berichtete Lothar.

„Und deine Schwestern — werden sie dich nicht auch besuchen?" fragte Hans Henner interessiert.

„Natürlich! Wahrscheinlich zur gleichen Zeit mit dem Vater. Rastenbergs wollen auch mitkommen und mit meinen Schwestern einige Wochen verweilen."

Hans Henners Augen strahlten, als er hörte, daß Komteß Silva nach Solmshausen kommen würde. Aber dann kam es ihm plötzlich zum Bewußtsein, wie ernst Lothar war und daß sein Herz noch nicht gesprochen hatte.

Da sprudelte er hervor:

„Du müßtest dich verheiraten, Lothar. Ich glaube, du hast großes Talent zum Ehemann."

Lothar schüttelte den Kopf.

„Nein, das glaube ich nicht. Ich würde zu große Ansprüche an eine Ehe stellen. Eine Frau müßte ich finden, die ich so liebte, wie mein Vater meine Mutter geliebt hat, und die mich wiederliebte, wie meine Mutter meinen Vater und uns Kinder geliebt hat. Und solch ein Glück wird mir wohl nicht beschieden sein. Bisher habe ich nur eine Frau kennen gelernt, die meinem Ideal entsprochen hätte — das ist die Fürstin Rastenberg. Aber Frauen dieser Art sind wohl sehr selten!"

Hans Henner sah plötzlich sehr nachdenklich aus. Er mußte daran denken, daß Greta der Fürstin Rastenberg sehr ähnlich war. Und wie man zuweilen mit Gedanken und Möglichkeiten spielt, so dachte er, wie schön es sein müsse, wenn Lothar und seine Schwester Greta Gefallen aneinander fänden. Lothar und Greta als glückliches Paar in Solmshausen — Silva und er in Groß-Hennersberg und zwischen beiden Gütern seine Eltern in Klein-Hennersberg — das war ein Zukunftsbild so recht nach seinem Herzen! —

Sie waren nun an das Schloß herangekommen.

Hans Henner hatte dem Kutscher ein Zeichen gegeben, anzuhalten.

„Warte einen Augenblick, Lothar, du mußt meine Schwester Greta begrüßen. Ich rufe sie herunter."

Einige Augenblicke später erschien Hans Henner Arm in Arm mit seiner Schwester Greta, der er den Freund vorstellte. Ein leises Rot stieg unter Lothars angenehm überraschten Blicken in Gretas Gesicht. Sie reichte ihm mit einem herzlichen Lächeln die Hand.

„Leider kann ich Sie in Klein-Hennersberg nicht willkommen heißen, Herr Graf. Es ist ein ungastliches Haus, weil es unbewohnt ist. Aber ich freue mich

sehr, den lieben Freund meines Bruders begrüßen zu können."

Graf Lothar schaute noch immer wie gebannt in die tiefblauen Mädchenaugen, die ihm so merkwürdig bekannt erschienen.

Stumm neigte er sich über ihre Hand und zog sie an die Lippen.

„Mein gnädiges Fräulein, ich betrachte es als eine glückliche Vorbedeutung, daß Sie mich, gleichsam auf der Schwelle zu meiner neuen Heimat, wie eine gütige Fee begrüßen!"

Sie fühlte es, daß seine Worte nicht als bloße Höflichkeitsphrase gemeint waren, und lächelte ihm freundlich zu.

„Hoffentlich geben Sie uns recht bald Gelegenheit, Sie in Groß-Hennersberg gastlich zu empfangen. Meine Eltern werden sich sehr freuen."

Er verneigte sich dankend, ohne seine Augen von ihrem Gesicht zu lassen. Sie plauderten noch eine Weile zusammen, und dann fragte Hans Henner die Schwester, ob sie nicht heimzufahren gedenke.

„Ja, Hans Henner. Warte nur einen Augenblick, ich mache mich sofort fertig."

Sie ging ins Haus zurück, und die beiden Freunde standen eine Weile allein. Wie verzückt sah Lothar ihr nach.

„Das ist wie ein Wunder, Hans Henner!" stieß er erregt hervor.

Hans Henner sah ihn verwundert an.

„Du meinst die Ähnlichkeit meiner Schwester mit der Fürstin Rastenberg?"

Lothar nickte.

„Ja."

„Also ist es doch nicht nur Einbildung von mir?"

„Nein, nein — diese Ähnlichkeit erscheint mir ganz wunderbar. Du hast die Fürstin nicht gekannt, als sie noch sehr jung war, sonst würdest du die Ähnlichkeit noch größer finden. Es sind dieselben Gesichtszüge, dieselben Augen, dasselbe Haar, sogar derselbe Stimmklang und dasselbe Lachen. Und auch in der Haltung und den Bewegungen gleichen sich diese beiden Frauen sehr. Es ist wirklich ganz rätselhaft!"

„Nun, so sehr ist mir diese Ähnlichkeit doch nicht zum Bewußtsein gekommen. Es wird jedenfalls sehr interessant sein, festzustellen, wieviel davon übrigbleibt, wenn wir im Sommer Gelegenheit haben, meine Schwester neben der Fürstin Rastenberg zu sehen."

Jetzt erschien Greta wieder mit Mantel und Pelzmütze. Inzwischen war auch der leere Hennersberger Schlitten herangekommen. Die Geschwister verabschiedeten sich von Lothar, der versprach, am nächsten Tage in Groß-Hennersberg seinen Besuch zu machen.

Wenige Augenblicke später fuhren die beiden Gespanne in entgegengesetzter Richtung auseinander.

Lothar saß in einer seltsam versonnenen Stimmung in seinem Schlitten. Wie im Traume blickte er in das immer wechselnde Landschaftsbild. Es lag wie unwirklich vor ihm und dünkte ihn doch so schön wie ein Wunderland, das seine Pforten vor ihm aufgetan. Und vor sich sah er immer wieder das liebe Gesicht Gretas mit den tiefblauen Augen und dem frohen Lächeln.

Nach einer guten halben Stunde tauchte Schloß Solmshausen auf. Es lag auf einem sanft ansteigenden, bewaldeten Hügel.

Schloß Solmshausen war ein mächtiger Bau in schönen Verhältnissen. Die Fahrstraße führte bis zu einer Brücke, die in der Höhe des Hügels über den einen Flußarm führte. Diese Brücke endete auf der

andern Seite des Wassers direkt vor dem Schloßtor. Von dem Tor aus führte ein kurzer, von hohen Mauern flankierter Fahrweg bis in den Schloßhof, den an drei Seiten der Schloßbau umgab. Die vierte Seite begrenzte ein breiter Säulengang, unter dem der Schlitten hinwegfahren mußte.

Hier hatten sich die Beamten von Solmshausen und die Dienerschaft unter der Leitung des Administrators aufgestellt, um ihren jungen Herrn zu begrüßen.

Graf Lothar dankte mit einigen freundlichen Worten.

In der großen Eingangshalle stellte dann der Administrator die Beamten vor, auch die Haushälterin, eine mittelgroße, sehr energisch aussehende Dame von ungefähr fünfundvierzig Jahren.

Lothar bat die Herren, bei Tisch seine Gäste zu sein, und sprach noch einige Worte mit der Wirtschafterin.

Dann wurde er nach den Zimmern geführt, die man vorläufig für ihn bereitgehalten hatte, bis er selbst andre Bestimmungen treffen würde.

* * *

Greta und Hans Henner waren auf dem Heimweg ziemlich still. Hans Henner dachte an Silva, und Greta beschäftigte sich in Gedanken mit Lothar.

„Wie gefällt er dir eigentlich?" fragte Hans Henner neugierig.

„Gut."

„Das ist alles?"

„Ist das nicht genug?"

„Nein, du pflegst dein Urteil über einen Menschen sonst nicht mit einem Sammelbegriff abzutun."

„Nun also — er ist mir sympathisch, sein Äußeres gefällt mir, er ist zweifellos eine interessante Persön-

lichkeit. Aber er sieht aus, als ob er nicht sehr glücklich wäre."

Hans Henner nickte.

„Er nimmt das Leben zu schwer und schafft sich Sorgen, wo es nicht nötig ist. Das Schicksal seiner Eltern lastet auf ihm. Prinz Herbert und ich haben ihn aufgeheitert und ihm begreiflich gemacht, daß er sich nur mit Phantomen herumquält. Aber sobald er allein ist, verfällt er in seinen alten Trübsinn."

Schweigend legten sie den Rest des Weges zurück. —

Am nächsten Vormittag fand sich Graf Lothar zur Besuchsstunde in Hennersberg ein. Er wurde herzlich empfangen. Frau von Hennersberg wollte nichts von einer kurzen formellen Visite wissen.

„Wir sind bei uns auf dem Lande nicht so zeremoniell, Herr Graf, wir lassen uns von der strengen Form nicht so tyrannisch beherrschen. Sie dürfen nicht gleich wieder fort und müssen uns zu Tisch Gesellschaft leisten," sagte sie liebenswürdig.

Graf Lothar sah zu Greta hinüber, die hinter dem Sessel der Mutter stand. Es war, als wollte er in ihren Augen lesen, ob sie sein Bleiben wünschte. Und diese Augen unterstützten die Aufforderung der Mutter.

Und so blieb er.

Der warme, herzliche Ton in Schloß Hennersberg gefiel Lothar sehr.

Er kam nun fast jeden Tag von Solmshausen herüber, meist in der Teestunde, weil er wußte, daß Greta dann nicht von Geschäften abgerufen wurde. Nur zu schnell vergingen so die beiden kurzen Wochen, die für den Solmshausener Aufenthalt bestimmt waren.

An einem der letzten Tage fuhr Hans Henner zu dem Freunde hinüber.

Lothar führte ihn durch das ganze Schloß, in dem mancherlei alte Kunstschätze aufgestapelt waren.

„Ich fühle mich heute zum ersten Male so recht von Herzen glücklich, Besitzer von Solmshausen zu sein," sagte er, als sie bei einer Flasche Wein saßen. „Das kommt daher, weil ich jemand bei mir habe, dem ich das alles zeigen kann. Bisher ist es mir gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wie reich mich eigentlich das Schicksal bedacht hat!"

Seine sonst so ernsten Augen leuchteten auf, als sähe er in eine Zukunft, die so goldig war wie der funkelnde Wein.

Vor seinen Augen stieg ein liebes Mädchenantlitz auf mit frohem und doch ernstem, sinnendem Ausdruck in den tiefblauen Augen. Goldbraune Flechten schlangen sich in köstlicher Fülle um den schönen Kopf und glänzten und schimmerten wie flüssiges Metall.

Begeistert hob er sein Glas und trank es mit einem Zuge leer, als sei es der Becher des Lebens.

Auch Hans Henner hatte rosigen Zukunftsgedanken nachgehangen. Wie im stillen Einverständnis lächelten sich die Freunde an.

„Es lebe, was wir lieben!" rief Hans Henner begeistert und trank ebenfalls sein Glas leer.

* * *

Die Wandlung, die sich in Loris Verhalten gegen Prinz Herbert seit dem Ballabend im Lehnsdorfer Schloß vollzogen hatte, hielt an. Sie sah ihn jetzt täglich und überließ sich ohne Widerstreben dem beglückenden Gefühl, das sein treues, unermüdliches Werben in ihr weckte. Sie verbarg auch nicht mehr scheu, was in ihrem Herzen vorging. Offen zeigte sie Herbert ihre Freude, wenn er kam, und wenn sie mit der Schwester nach Lehnsdorf hinüberfuhr, wich sie ihm nicht mehr aus, wie sie es früher getan.

Mit tiefer Rührung erkannte sie, wie groß die Macht war, die sie über ihn hatte. Und diese Erkenntnis machte es ihr gleichsam zur Pflicht, ihn nicht mehr durch ihre Zurückhaltung zu verletzen. Gestern hatten die Schwestern in Lehnsdorf Besuch gemacht, und heute morgen war Prinz Herbert schon wieder in Waldlust gewesen. Morgen wollten sie den ganzen Tag in Lehnsdorf zusammen sein.

Das Herz tat Lori weh, wenn sie an die bevorstehende Trennung dachte.

Sie hatte ihm durch ihr Verhalten gezeigt, daß sie seiner Werbung nicht mehr ablehnend gegenüberstand. Aber die Zartheit seines Empfindens verbot ihm wohl, in sie zu dringen und ihm schon jetzt das Jawort zu geben. Er fürchtete vielleicht, auch jetzt wieder abreisen zu müssen, ohne sie seine Braut nennen zu dürfen. Doch diesmal ging die Hoffnung mit ihm, und Ostern, wenn er wiederkam, dann würde er ihr Jawort erhalten, dann war sie mit sich selbst einig geworden.

Während sich so das Verhältnis zu Herbert klärte, lasteten andere schwere Sorgen auf Lori, über die sie sich während der nachmittägigen Teestunde zu Silva äußerte.

„Ich ängstige mich um Papa," sagte sie beklommen zur Schwester. „Seit Lothar abgereist ist, haben wir ihn noch nicht wiedergesehen."

„Aber, Lori, wir haben doch in der Zeitung gelesen, daß Papa durch ein leichtes Unwohlsein an das Zimmer gefesselt ist," sagte Silva beruhigend, „das mußt du nicht so schwer nehmen."

Lori schüttelte den Kopf.

„Zeitungen, die ihre Nachrichten aus offiziellen Hofberichten schöpfen, können für uns nicht maßgebend sein. Tatsache ist, daß Papa uns sonst, wenn

er einmal längere Zeit verhindert war, zu uns zu kommen, seinen treuen Kammerdiener Voß mit einer beruhigenden Nachricht schickte. Mir ist so bang zumute."

Silva umfaßte die Schwester. „Du machst dir sicher unnötige Sorgen. Wie war ich froh, daß du seit dem Ballfest in Lehnsdorf so heiter schienst. Und nun siehst du gleich wieder dunkle Wolken. Wenn Papa ernstlich erkrankt wäre, hätte er uns längst Nachricht geschickt."

„Ja, das sage ich mir auch zur Beruhigung. Aber trotzdem bin ich in großer Sorge darüber, daß Papa nichts von sich hören läßt."

Noch am gleichen Tage sollte Lori ihre schlimmen Ahnungen bestätigt finden. Nach Schloß Waldlust kam ein Bote aus der Residenz, der sich als Neffe des Kammerdieners Voß vorstellte und einen Brief seines Oheims überbrachte, der ihm zur heimlichen Besorgung übergeben war.

Hastig erbrach Lori in Silvas Gegenwart den Brief. Voß schrieb:

„Gnädigste Komteß verzeihen gütigst, daß ich mir erlaube, diesen Brief zu schreiben. Es geschieht gegen den ausdrücklichen Befehl Ihrer Hoheit der Frau Herzogin, die nicht will, daß ich Nachricht nach Schloß Waldlust sende. Seine Hoheit, mein gnädigster Herr, ist schon seit acht Tagen schwer krank. Ihre Hoheit, die Frau Herzogin, will das vor der Öffentlichkeit verheimlichen. Seine Hoheit befindet sich seit einer Woche im höchsten Fieber und verlangt unausgesetzt, im Fieber und auch in klaren Augenblicken, nach seinen Kindern auf Schloß Waldlust. Um meinen gnädigsten Herrn nicht zu beunruhigen, habe ich ihm verschwiegen, daß man es mir verboten hat, Nachricht nach Schloß Waldlust und Lehnsdorf zu senden.

Ich kann und will Seine Hoheit nicht verlassen, um selbst Nachricht zu bringen, und keiner der Diener würde gegen den Befehl Ihrer Hoheit der Frau Herzog handeln. Ein glücklicher Zufall führte heute meinen Neffen ins Schloß, dem ich vertrauen kann und der diesen Brief überbringt. Ihre Hoheit, die Frau Herzogin, hat Befehl gegeben, daß die Kontrolle der in das herzogliche Schloß einzulassenden Personen besonders streng gehandhabt werde. Vielleicht ist es Ihnen, gnädigste Komtesse, aber doch möglich, Mittel und Wege zu finden, um Einlaß zu erhalten. Ich werde Tag und Nacht auf dem Posten sein, um erforderlichenfalls zur Stelle zu sein. Seine Hoheit ist zu krank und zu schwach, um selbständige Dispositionen treffen zu können. Ich kann nicht verschweigen, daß der Leibarzt Seiner Hoheit seit heute nacht eine ernste Gefahr für meinen allergnädigsten Herrn fürchtet, weshalb ich nochmals dringend bitte, zu kommen. In treuer Ergebenheit

Voß."

Entsetzt sahen sich die Schwestern an. Dann stieß Lori tief erschüttert hervor:

„Papa ist vielleicht in Lebensgefahr — und man will es uns unmöglich machen, zu ihm zu gelangen. Ich fahre sofort nach Lehnsdorf. Onkel Botho muß sogleich mit mir zur Residenz fahren. Er muß versuchen, mir Einlaß zu verschaffen. Ich muß zu Papa — und wenn ich den Einlaß erzwingen müßte!"

„Nimm mich mit dir, Lori," bat Silva leise.

„Nein, Silva — laß mich allein das Wagnis unternehmen. Kämen wir beide, so würde es noch mehr auffallen — es darf niemand ahnen, wer ich bin. Beunruhige dich nicht, wenn ich nicht zurückkehre. Dringe ich bis zu Papa durch, so werde ich Mittel und Wege

finden, auch dich nachkommen zu lassen. Gib du ein Telegramm an Lothar auf. Er möchte sofort zurückkommen. Wenn er den Nachtzug benutzt, kann er morgen früh schon in der Residenz sein."

Lori rief die Baronin Werder herbei und sagte ihr einige erklärende Worte. Mit ihrer und Silvas Hilfe hüllte sie sich in ihren Pelzmantel. Inzwischen war der Wagen vorgefahren. Nach kurzem innigen Abschied von der weinenden Silva fuhr Lori davon.

In Lehnsdorf angekommen, erfuhr Lori, daß Fürst Botho am Mittag telegraphisch nach Rastenberg gerufen worden sei. Im Seitenflügel von Schloß Rastenberg war Feuer ausgebrochen; Fürst Botho war sofort abgereist, und seine Rückkehr war unbestimmt. Fürstin Maria befand sich ebenfalls nicht daheim, sie war in der Nachbarschaft zu Besuch. Komteß Lori stand vor Schrecken wie erstarrt im Vestibül. Aber da kam schon Prinz Herbert die Treppe in eiligen Schritten herab. Er hatte den Wagen aus Schloß Waldlust vorfahren und die Komtesse aussteigen sehen.

Sie streckte wie hilfesuchend die Hände nach ihm aus.

„Herbert — ach, Herbert!"

Erschrocken blickte er in ihr blasses Gesicht und führte sie in ein Zimmer.

„Was ist geschehen, Lori?"

Er faßte besorgt ihre Hände, die eiskalt in den seinen ruhten.

Sie zog hastig Doß' Brief hervor.

„Lesen Sie, dann werden Sie alles wissen."

Er überflog die Zeilen.

„Jetzt verstehe ich. Sie wollten Papa bitten, mit Ihnen nach der Residenz zu fahren. Er sollte Ihnen helfen, zu Seiner Hoheit zu gelangen, nicht wahr?"

Lori nickte stumm.

Prinz Herbert sah überlegend vor sich hin. Dann sagte er:

„Lori — wollen Sie mir gestatten, Ihnen zu helfen? Was mein Vater für Sie tun könnte, kann ich auch tun, vielleicht noch besser als er. Mich kennen die Lakaien im Schloß nicht so genau wie meinen Vater. Vielleicht hilft uns Herr von Reutling, der Adjutant Seiner Hoheit. Ich werde mir das während der Fahrt überlegen. Bis zu meines Vaters Rückkehr können Sie unmöglich warten, Eile scheint mir geboten. Sind wir erst im Schloß, dann werden wir uns wohl leicht mit Voß verständigen können. Wollen Sie sich meiner Führung anvertrauen, Lori?"

Sie sah ihn voll Liebe und Vertrauen an, so daß sein Herz schneller schlug.

„Ich danke Ihnen und nehme Ihr Anerbieten an. Ich weiß mir ja sonst keinen Rat."

„Wird es Ihnen so schwer, einen Dienst von mir anzunehmen?"

Sie lächelte.

„Ach nein — aber es wird mir schwer, Sie möglicherweise in eine peinliche Situation zu bringen."

Er lachte kampfeslustig.

O, das soll Ihnen keine Sorge machen."

Eine Viertelstunde später fuhr Lori mit Prinz Herbert im Auto nach der Residenz. Seine rücksichtsvolle Fürsorge löste die Spannung ihrer Nerven, und sie begann zu weinen.

In dem Bestreben, sie zu beruhigen, legte Prinz Herbert zart und teilnahmsvoll seinen Arm um ihre zitternde Gestalt. Da lehnte sie im hilflosen Jammer ihr Haupt an seine Schulter.

Schweigend fuhren sie weiter. Prinz Herbert überdachte seinen Plan, wie er mit Lori ins Schloß zum Herzog gelangen könnte.

Erst als die Lichter der Residenz aufblitzen, richtete sich Lori mit einem Seufzer auf.

Wenige Minuten später hielt das Auto vor dem Portal des herzoglichen Schlosses.

Ohne erkannt zu werden, gelang es dem Prinzen Rastenberg, sich und seiner tief verschleierten Begleiterin Eingang zu verschaffen.

Dann ließ er beim Adjutanten des Herzogs, Herrn von Reutling, der ihm persönlich bekannt war, seine in einem Kuvert verschlossene Karte abgeben. Auf der Karte sprach er den Wunsch aus, Herrn von Reutling „in einer wichtigen und äußerst dringenden Angelegenheit einige Minuten zu sprechen".

Der Adjutant wußte so gut wie die andern Schloßbewohner, daß die Herzogin verboten hatte, Nachrichten über das Befinden des Herzogs in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Auch er mußte sich diesem Verbot unterordnen, solange ihn Herzog Ferdinand nicht durch einen Gegenbefehl davon entbunden hatte. Persönliche Besuche zu empfangen, war ihm jedoch nicht untersagt. So nahm er den Besuch des Prinzen Rastenberg an, ohne zu ahnen, daß sich eine Dame in seiner Begleitung befand.

Der Diener, der voraussetzte, daß der Prinz gleichzeitig sich und seine Begleiterin angemeldet hätte, führte die Besucher über eine mit dicken Teppichen belegte Treppe und dann durch einen langen Korridor. Während Prinz Herbert rasch überlegte, wie er die Anwesenheit seiner Begleiterin dem Adjutanten des Herzogs gegenüber rechtfertigen sollte, trat ihm auf dem Korridor als Retter in der Not der Kammerdiener Voß entgegen. Er übersah sofort die Situation und erlaubte dem ihn begleitenden Diener, sich zu entfernen.

Rasch verständigte sich Prinz Herbert mit Doß darüber, daß er Komteß Lori Solmshausen vorläufig in sein eignes Zimmer, das neben den Gemächern des Herzogs lag, führen solle. Sobald das Gespräch mit Herrn Reutling beendet war, wollte Doß auch den Prinzen in sein Zimmer geleiten, damit er für alle Fälle zum Schutz der Komtesse anwesend sei, falls sich unvorhergesehene Schwierigkeiten ergeben sollten.

„Seine Hoheit ist seit heute vormittag wieder bei vollem Bewußtsein," flüsterte Doß. „Eine Zusammenkunft wird sich ermöglichen lassen, sobald ich Seine Hoheit vorbereitet habe. Augenblicklich befinden sich die Frau Herzogin und der Erbherzog Ernst Ferdinand mit den Ärzten und dem Herrn Staatsminister bei Seiner Hoheit."

Während Gräfin Lori in einem Seitenzimmer wartete, das Doß geöffnet hatte, führte der Kammerdiener den Prinzen zu Herrn von Reutling, der seinen Besucher sehr liebenswürdig empfing. In kurzen Worten erklärte Prinz Herbert den Grund seines Kommens.

„Sie wissen, daß mein Vater die Ehre hat, mit Seiner Hoheit befreundet zu sein, und da er leider momentan auf unserm Stammschlosse Kastenberg weilt, hat er mich beauftragt, nachzufragen, wie es Seiner Hoheit geht."

Der Adjutant machte ein sehr verlegenes Gesicht.

„Durchlaucht müssen verzeihen, wenn ich nicht so offen Auskunft geben kann, wie ich möchte. Ihre Hoheit die Frau Herzogin haben Befehl erlassen, daß nichts über das Befinden Seiner Hoheit in die Öffentlichkeit dringen soll, damit keine Beunruhigung erweckt werde. Indes — soviel darf ich wohl verraten — seit heute vormittag hat der Leibarzt auf Verlangen Seiner Hoheit auch Herrn Professor Bernd zur Behandlung mit hinzugezogen, und auf dessen Veranlassung

sollen fortan unverschleierte Bulletins über den Zustand Seiner Hoheit veröffentlicht werden. Durchlaucht werden also wohl sicher schon in den heutigen Abendzeitungen einen genauen Bericht über das Befinden des hohen Patienten finden."

Prinz Herbert verstand, daß Herr von Reutling nicht so offen sprechen durfte, wie er es gern getan hätte. Er erhob sich, dankte verbindlich für die Auskunft und verabschiedete sich.

Auf dem Korridor wartete bereits Doß, der ihn durch einen Seitengang in sein eignes Zimmer führte.

* * *

Die beiden Ärzte hatten soeben eine erneute Untersuchung beendet. Nun hatte Ihre Hoheit die Frau Herzogin am Krankenbett ihres Gemahls Platz genommen. Neben ihr stand der Erzherzog Ernst Ferdinand, ein lang aufgeschossener, zarter Knabe von dreizehn Jahren. Er sah mit seinen ausdruckslosen Augen ruhig und unbewegt auf den kranken Vater.

Der Staatsminister von Basedow, der noch vor der ärztlichen Untersuchung eine Unterredung mit dem Herzog gehabt, hatte sich in das Vorzimmer zurückgezogen.

Die beiden Ärzte waren inzwischen in ein Nebenzimmer getreten, um ihre Meinungen auszutauschen. Professor Bernd ging sichtlich erregt einige Male in dem Gemach auf und ab. Seine schmale, nervige Hand glitt langsam durch den kurzen, grau melierten Spitzbart.

Nach einer Weile blieb er plötzlich vor dem Leibarzt stehen und sah ernst, fast drohend auf den kleinen Mann herab.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Kollege, es ist ganz

unerhört, daß man nicht sofort gegen dieses Leiden energisch eingeschritten ist. Es hätte schon vor Monaten geschehen müssen.

„Vergessen Sie doch bitte nicht, daß Seine Hoheit sich bis vor kurzer Zeit zu einer Untersuchung nicht herbeilassen wollte. Als es endlich doch dazu kam, teilte ich Ihrer Hoheit und dem Herrn Staatsminister sofort mit, daß der Zustand des hohen Patienten zu ernsten Besorgnissen Anlaß gäbe. Daß Ihre Hoheit die Frau Herzogin und der Herr Staatsminister nicht an eine Gefahr glaubten und Bulletins hinausgehen ließen, die der Wahrheit nicht entsprachen, ist nicht meine Schuld."

Professor Bernd sah nachdenklich vor sich hin.

„Jedenfalls ist es jetzt für einen operativen Eingriff zu spät. Ich gebe dem hohen Patienten nur noch eine sehr kurze Frist. Das habe ich bereits heute mittag Ihrer Hoheit der Frau Herzogin und dem Herrn Staatsminister gesagt."

In diesem Augenblick betrat Doß das Zimmer, in dem die Ärzte verhandelten. Er war im Begriff, seinen Platz am Krankenbett wieder einzunehmen.

Professor Bernd winkte ihn heran.

„Wie lange sind Sie im Dienst Seiner Hoheit?" fragte er freundlich.

„Seit fünfunddreißig Jahren, Herr Professor."

„Dann kann ich ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Wenn Sie glauben, daß Seine Hoheit noch etwas Wichtiges zu erledigen hat, dann können Sie vielleicht dafür sorgen, daß es bald geschieht."

Doß konnte nicht antworten. Er nickte nur und ging leise hinüber in das Krankenzimmer.

Bei seinem Eintritt erhob sich die Herzogin.

„Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein, Doß. Seine Hoheit scheint sich, gottlob, etwas besser zu befinden."

Gleich darauf verließ die Herzogin mit dem Erbherzog das Zimmer. Mit steifem Gruß ging sie im Nebenzimmer an den Ärzten vorüber. Professor Bernd hatte sich mit seiner rücksichtslosen Offenheit die Ungnade Ihrer Hoheit zugezogen. —

Als der Herzog mit seinem Kammerdiener allein war, war seine erste Frage:

„Voß, haben Sie Nachricht über mein Befinden nach Schloß Waldlust geschickt?"

„Erst heute, Hoheit."

„Warum erst heute? Meine Kinder werden in schwerer Sorge sein."

Voß berichtete von dem Verbot der Herzogin, Nachrichten in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Der Herzog lächelte schmerzlich. Er wußte wohl, gegen wen dieses Verbot gerichtet war. Als er dann aber erfuhr, daß Komteß Lori dennoch im Schloß anwesend sei und wie tapfer sie sich mit Hilfe des Prinzen Rastenberg Eintritt zu verschaffen gewußt hatte, flog ein freudiger Schimmer über die blassen Gesichtszüge des Kranken.

„Meine mutige, liebe Lori!" sagte er. „Bringen Sie mir sofort meine Tochter, Voß. Und Prinz Herbert bitten Sie, er möchte warten, bis ich ihn rufen lasse."

Ein paar Augenblicke später war Lori bei ihrem Vater.

„Papa, mein lieber, teurer Papa!" stieß sie schluchzend hervor und bedeckte seine Hand mit heißen Küssen.

Voll inniger Liebe sah der Herzog auf seine Tochter.

„Mein geliebtes Kind, gottlob, daß du bei mir bist!"

Sie umschlang ihn mit beiden Armen und sah ihn angstvoll an. Ein Zittern lief über ihren Körper, als sie in das blasse, verfallene Gesicht des Vaters sah.

Lange blickten sich Vater und Tochter an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich sagte der Herzog leise, mit einem lieben Lächeln:

„Wie du deiner Mutter gleichst, mein Kind! Du bist lieb und gut, wie sie es war. Wie geht es Silva?"

Lori faßte sich mühsam.

„Sie ist in Angst und Sorge um dich, Papa. Gern wäre sie mitgekommen, aber ich wagte es nicht, sie mit mir zu nehmen."

„Man wollte euch vom Krankenlager eures Vaters fernhalten; man gönnte es euch und mir nicht, daß wir uns sahen. Du bleibst bei mir, Lori, und Silva und Lothar sollen auch kommen. In dieser Stunde gibt es für mich keine Rücksichten mehr. Ich weiß, daß mein Ende bevorsteht. Professor Bernd hat mich auf mein dringendes Befragen darüber aufgeklärt, daß mein Leben nur noch nach Tagen zählt. Nichts und niemand soll mich daran hindern, meine geliebten Kinder in meinen letzten Stunden um mich zu versammeln!"

„Papa!" rief Lori erschrocken.

„Ja, mein Kind, sei meine mutige Tochter, sieh dem Unabänderlichen fest ins Auge!"

* * *

Herzogin Beate war von dem Krankenlager ihres Gemahls in ihre Gemächer zurückgekehrt. Der Erbherzog hatte sie dahin begleitet und blieb noch eine Weile bei ihr. Jetzt, da er mit der Mutter allein war, wurde er etwas gesprächiger.

Die Herzogin hatte, nachdem sie von Professor Bernd erfahren, daß ihr Gemahl in Lebensgefahr sei, eine lange geheime Unterredung mit dem Staatsminister von Basedow gehabt. Dieser, der gleichfalls auf das Schlimmste vorbereitet war, hing den Mantel

nach dem Winde und suchte sich mit der Herzogin gutzustellen, da diese für ihren unmündigen Sohn die Regierungsgeschäfte wohl übernehmen würde, wenn Herzog Ferdinand jetzt starb. Staatsminister von Basedow war ein echter Hofmann, untertänig, geschmeidig und diplomatisch. Die Herzogin war mit ihm zufrieden.

Sie bereitete nun ihren jungen Sohn darauf vor, daß die Krankheit seines Vaters ein schlimmes Ende nehmen könne.

Mutter und Sohn waren darüber einig, daß die Kinder der Gräfin Solmshausen nicht an das Sterbebett des Vaters gerufen werden sollten.

„Sie haben hier im Schlosse nichts zu suchen. Die wenigen Tage soll dir dein Vater wenigstens allein gehören. Da soll sich niemand zwischen ihn und uns stellen," sagte die Herzogin feindselig.

Und der Erbherzog fand das ganz in der Ordnung, denn seine Mutter hatte in ihm ein Gefühl, aus Haß und Neid gemischt, gegen seine Halbgeschwister großgezogen.

Nach einiger Zeit zog sich der Erbherzog zurück, um sich zur Ruhe zu begeben.

Herzogin Beate ließ ihre Hofdame, die Baroneß Kautzky, eintreten. Diese verneigte sich mit einem äußerst erregten Gesicht.

„Nun, liebe Kautzky, Sie sehen aus, als hätten Sie mir etwas Besonderes zu melden?"

Die Baronesse verneigte sich.

„Hoheit verzeihen, wenn ich mir erlaube, etwas zu berichten, was mir sehr auffällig erscheint. Im Zimmer Seiner Hoheit befindet sich eine junge Dame, die allem Anschein nach niemand anders ist als — Komteß Lori Solmshausen."

Die Herzogin erbleichte.

„Wie ist das möglich?“ fragte sie mit mühsam bewahrter Fassung.

„Meine Zofe,“ berichtete Baroneß Kautzky, „meldete mir vorhin, daß vor dem Schloß ein Automobil hält, daß sie bestimmt als das des Fürsten Rastenberg erkannte. Auf weitere Erkundigungen erfuhr ich, daß diesem Auto vor etwa einer Stunde ein Herr und eine Dame entstiegen seien. Der Begleiter der Komtesse ist augenscheinlich Prinz Herbert Rastenberg, der es verstanden haben muß, sich gegen den ausdrücklichen Befehl Eurer Hoheit Zutritt zu den Gemächern des Herzogs zu verschaffen!“

Die Herzogin erhob sich hastig.

„Das muß ich sofort untersuchen! Ich danke Ihnen für Ihre Wachsamkeit. Bitte, folgen Sie mir. Ich halte es für notwendig, in den Gemächern Seiner Hoheit zu erscheinen, um mich selbst durch den Augenschein zu überzeugen, wie sich die Dinge verhalten!“

Eiligst rauschte die Herzogin durch eine Reihe von Gemächern, und Baroneß Kautzky folgte ihr. —

Komteß Lori saß im Vorsalon zu den Gemächern ihres Vaters Prinz Herbert gegenüber. Der Herzog wollte mit Professor Bernd noch einmal Rücksprache nehmen und hatte Lori gebeten, während dieser Unterredung das Zimmer zu verlassen. Lori berichtete dem Prinzen nun mit von Tränen erstickter Stimme, wie sie den Vater gefunden und was sie mit ihm gesprochen hatte.

Während sie noch sprachen, wurde hastig die Tür geöffnet, und auf der Schwelle erschien, gefolgt von der Baronesse Kautzky, die Herzogin.

Mit einem hochmütigen Ausdruck musterte sie durch ihre Lorgnette den Prinzen und Lori.

„In der Tat — es ist die Komtesse Solmshausen,“ flüsterte die Hofdame der Herzogin zu.

Prinz Herbert verneigte sich vor der Herzogin und trat unwillkürlich wie schützend an Loris Seite.

„Wollen Sie mir erklären, Durchlaucht, wie Sie in dieses Zimmer kommen?“ fragte die Herzogin, ohne von Lori Notiz zu nehmen.

Prinz Herbert hatte sich schnell gefaßt.

„Auf Befehl Seiner Hoheit,“ antwortete er ruhig und bestimmt.

„Und wer hat Ihnen diesen Befehl überbracht?“

Keine Miene zuckte im Gesicht des Prinzen. Er wollte Doß nicht verraten, und so antwortete er kurz:

„Ein Diener, Hoheit.“

Mit einem Ausdruck von Empörung streiften die Augen der Herzogin den Prinzen.

„Jedenfalls werde ich erst untersuchen, ob Sie berechtigt waren, hier einzudringen.“

„Ich bitte Eure Hoheit, das zu tun.“

Jetzt maß die Herzogin mit einem haßerfüllten Blick Loris stolze, schöne Erscheinung. Scharf und schneidend sagte sie, mit der Lorgnette auf Lori zeigend:

„Keinesfalls kann es aber im Sinne Seiner Hoheit sein, daß Sie sich in seinem Vorzimmer ein Stelldichein mit einer bei Hofe unbekannten Dame geben. Ich verlange von Ihnen, daß Sie sofort eine Person aus meiner Umgebung entfernen, die durch ihr Verhalten der Wohlanständigkeit ins Gesicht schlägt.“

Lori faßte, wie nach einem Halt suchend, nach der Lehne eines Sessels.

Aber schon hatte Prinz Herbert ihre Hand erfaßt. Seine Stirn hatte sich gerötet, und seine Augen blitzten zornig.

„Eure Hoheit haben die Güte, diese beleidigenden Worte zurückzunehmen,“ sagte er scharf. „Komtesse Lori Solmshausen, die Tochter Seiner Hoheit unsres allergnädigsten Herzogs, ist meine Braut, und ich ge-

ſtatte niemand, auch Ihrer Hoheit nicht, meine Braut zu beleidigen.“ Dabei preßte er Loris Hand wie beſchwörend in der ſeinen.

Das Geſicht der Herzogin wurde noch bleicher. Prinz Herberts Erklärung machte die Beleidigung, die ſie Lori abſichtlich zugefügt hatte, gegenſtandslos.

„Auch als Ihre Braut hat die Komteſſe Solmshauſen keine Berechtigung, ſich gegen meinen Willen und Befehl im Schloß aufzuhalten. Ich erſuche Sie, die Dame zu entfernen.“

Prinz Herbert verlor auch jetzt ſeine Ruhe und Haltung nicht.

„Ich bedaure, Eurer Hoheit Wunſch nicht erfüllen zu können. Der Befehl Seiner Hoheit hält ſowohl meine Braut als auch mich in dieſem Zimmer feſt.“

„So werde ich Seine Hoheit ſogleich ſelbſt veranlaſſen, den Befehl zu Ihrer Entfernung zu geben. Erwarten Sie mich hier, Baroneß Kautzky.“

Mit dieſen Worten rauſchte die Herzogin, am ganzen Körper vor Erregung bebend, auf die Tür des Krankenzimmers zu.

Da kam Leben in Loris Geſtalt. Sie trat zum Kampf entſchloſſen vor die Herzogin hin.

„Hoheit wollen nicht vergeſſen, daß mein Vater ein Schwerkranker iſt. Ich bitte, ihn nicht zu erregen, ich bitte, ihn zu ſchonen.“

Ohne Lori einer Antwort zu würdigen, verſchwand die Herzogin im Krankenzimmer.

Lori ſank, einer Ohnmacht nahe, in einen Seſſel. Prinz Herbert neigte ſich voll banger Sorge über ſie. Zärtlich flüſterte er ihr zu:

„Verzeihen Sie meine Eigenmächtigkeit, ich konnte Sie nur als meine Braut ſchützen.“

Sie ſah zu ihm auf mit einem wehen Blick.

„Herbert! Herbert!“

Es lag ein unbeschreiblicher Ausdruck in diesen geflüsterten Worten. Sie griff nach seiner Hand und klammerte sich daran fest, als müsse sie einen Halt haben, um nicht in Schmerz und Scham zu versinken.

* * *

Der Herzog hatte soeben seine Unterredung mit Professor Bernd beendet. Doß stand wartend an der Tür, während der Herzog den Professor mit einigen dankbaren Worten verabschiedete.

In diesem Augenblick trat die Herzogin aufgeregt herein. Hart streifte sie an Doß vorüber. Einen Moment stutzte sie, als sie den Professor erblickte, aber dann ging sie, ohne weiter auf ihn zu achten, an das Bette des Kranken heran und sagte mit scharfer Stimme:

„Ich fordere Eure Hoheit auf, sofort Befehl zu geben, daß die Komtesse Solmshausen das Schloß verläßt!“

Der Herzog blickte sie ruhig an und versuchte, sich aufzurichten. Der Professor unterstützte ihn und sah die Herzogin warnend und mahnend an.

„Ich bedaure, deinem Wunsch nicht Folge leisten zu können, Beate — meine Tochter bleibt hier. Ebenso verlange ich, daß meiner Tochter Silva und meinem Sohn Lothar der Zutritt zu meinen Gemächern ungehindert gestattet wird. Du weißt doch, Beate, daß ich am Ende meiner Tage stehe. Ich bitte dich, Beate, laß im Angesichte des Todes alle Kleinlichkeit und Engherzigkeit beiseite.“

Die Augen der Herzogin starrten ihn feindlich an.

„Du tust damit mir und meinem Sohne wiederum einen unerhörten Affront an. Ich protestiere dagegen,

zugleich im Namen des Erbherzogs, und verlange nochmals aufs entschiedenste die sofortige Entfernung der Komtesse."

„Und ich befehle dir, Beate, daß du jeden Versuch aufgibst, mir meine Kinder fernzuhalten," erwiderte der Herzog mit großer Entschiedenheit.

Professor Bernd richtete sich plötzlich zu seiner ganzen, imponierenden Größe auf und sah die Herzogin scharf an.

„Eure Hoheit müssen in Betracht ziehen, daß derartige Aufregungen den Zustand Seiner Hoheit aufs äußerste verschlimmern können. Ich muß als Arzt energisch dagegen protestieren und darauf dringen, daß Seiner Hoheit möglichst jeder Wunsch ohne Widerspruch erfüllt wird."

Die Herzogin preßte die Lippen fest zusammen, und ein ungnädiger Blick traf den Professor. Aber sie milderte doch ihre scharfe Stimme ein wenig und sagte in unterdrückter Erregung:

„So will ich nur noch bemerken, daß mein Sohn, der Erbherzog, nicht an das Lager seines Vaters kommen wird, solange die Kinder der Gräfin Solmshausen anwesend sind."

Mit einem ernsten Blick sah der Herzog ihr ins Gesicht.

„Willst du wirklich unserm Sohn den letzten väterlichen Segen entziehen? Ich hoffe, du besinnst dich eines Besseren, Beate. Jedenfalls werde ich meinen Sohn Ernst Ferdinand an mein Lager rufen lassen, wie meine andern Kinder auch. Mehr habe ich dir nicht zu sagen, Beate."

Er sank ermattet in die Kissen zurück.

Die Herzogin verließ hastig das Zimmer.

Professor Bernd hatte sich besorgt und voll warmer Teilnahme über den Herzog gebeugt.

„Eure Hoheit haben sich zu sehr erregt."

„Mein lieber Herr Professor, Sie waren soeben Zeuge einer Szene, die nicht für fremde Augen und Ohren bestimmt war. Ich brauche Sie nicht um Diskretion zu bitten. Ihre Hoheit war sehr erregt und vielleicht nicht ohne Grund. Und nun will ich Sie nicht mehr aufhalten. Doß, begleiten Sie den Herrn Professor, und dann lassen Sie meine Tochter eintreten."

Die Herzogin war stolz an Prinz Herbert und Lori vorbeigeschritten, ohne sie zu beachten.

„Kommen Sie!" rief sie der Baronesse Kautzky zu.

Lori war zusammengezuckt. Als sie allein waren, beugte sich Prinz Herbert über sie.

„Lori, meine liebe Lori, darf ich Seiner Hoheit Segen für uns beide erbitten?" fragte er leise.

Sie sah mit feuchten Augen zu ihm auf.

„Ich habe keinen Willen mehr, als den Ihren, mein Herbert. Aber lassen Sie mir noch Zeit, fordern Sie nicht mehr von mir in diesen schweren Stunden. Jetzt, da ich meinen Vater in höchster Lebensgefahr weiß, kann ich den Mut zum Glück noch nicht finden. Aber ich will Ihnen angehören fürs ganze Leben."

Gleich darauf trat Doß ein, um Komtesse Lori zum Herzog zu führen. Prinz Herbert blieb zurück.

Die wenigen Minuten, die vergingen, bis Doß wieder erschien, um auch ihn in das Krankenzimmer zu bitten, dünkten ihn eine Ewigkeit.

Als er eintrat, saß Lori neben dem Vater. Der Herzog hielt ihre Hand in der seinen. Lächelnd streckte er die andre nach Prinz Herbert aus.

„Mein lieber Herbert, Lori hat mir soeben eine wunderschöne Botschaft übermittelt."

Prinz Herbert sah Lori an und beugte sich über die Hand des Herzogs.

„Wollen Eure Hoheit mir gestatten, Lori als meine Braut zu betrachten. Ich habe mir dies Recht schon etwas voreilig Ihrer Hoheit gegenüber angemaßt."

„Ja ja, mein lieber Sohn, Lori hat mir berichtet, wie du für sie eingetreten bist. Habe Dank dafür. Hier lege ich meiner Lori Hand in die deine. So froh bin ich, daß ich meine geliebte Tochter bei dir geborgen weiß. Und du und Lothar, ihr werdet auch meine kleine Silva schützen, wenn ich es nicht mehr tun kann."

„Silva war mir schon immer wie eine liebe, kleine Schwester, jetzt soll sie es in Wirklichkeit sein."

„Ich danke dir, mein lieber Sohn! Dein Vater ist in Rastenberg, und seine Rückkehr ist unbestimmt; hoffentlich ist es mir aber dennoch vergönnt, von ihm Abschied zu nehmen. Sollte es nicht sein, so bringe du ihm meine letzten Grüße und sage ihm, als Vermächtnis schicke ich ihm meine Tochter, die nun die seine wird. Aber nun, mein lieber Herbert, habe ich noch andere, dringendere Aufträge für dich. Du sollst mit meinem Adjutanten, Herrn von Reutling, nach Schloß Waldlust fahren, um Silva, in Begleitung der Baronin Werder, sofort hierherzuholen. Ich werde Herrn von Reutling die nötigen Befehle und Vollmachten geben, damit man euch ungehindert passieren läßt. Und morgen früh sollst du mit Herrn von Reutling zum Bahnhof fahren und Lothar abholen und zu mir bringen. Willst du das tun?"

„Getreulich will ich alles erfüllen."

Der Herzog dankte befriedigt.

Eine Viertelstunde später saßen Prinz Herbert und Herr von Reutling in dem Lehnsdorfer Automobil und fuhren nach Schloß Waldlust, um Silva zu holen.

* * *

In der Nacht hatte der Herzog einige Stunden geschlafen, nachdem Silva im Schlosse eingetroffen war. Am Morgen begrüßte er dann auch Lothar und unterhielt sich längere Zeit mit seinen Kindern, ohne Zeichen von Ermüdung zu zeigen.

Im Laufe des Vormittags erschien Professor Bernd im Schlosse und sah nach dem Kranken. Und dann wurde der Staatsminister noch einmal vom Herzog empfangen.

Die Herzogin und der Erbherzog ließen sich nicht mehr in den Gemächern des Herzogs blicken. Nur den Leibarzt beschied die Herzogin zu sich, um sich Bericht erstatten zu lassen.

Gegen Abend verschlimmerte sich der Zustand des Herzogs. Sein matter Blick ruhte zärtlich auf seinen Kindern, die nicht mehr von seinem Lager wichen.

Auch Professor Bernd blieb jetzt mit dem Leibarzt zusammen bei dem Kranken. In den Vorzimmern versammelten sich leise die höheren Offiziere und Hofbeamten. Man wußte jetzt allgemein, daß der Herzog im Sterben lag. Auch unten auf dem Marktplatz harrte eine stumme Menge, die nach den Fenstern emporblickte, hinter denen die Gemächer des Herzogs lagen.

Es war gegen acht Uhr abends, als der Herzog nach einer vorübergehenden Atemnot die müden Lider hob und mit einem stummen, fragenden Blick in Professor Bernds Gesicht sah.

Professor Bernd verstand diesen Blick und erwiderte ihn mit einem ernsten Kopfnicken.

Da raffte Herzog Ferdinand noch einmal alle Kraft zusammen. Er winkte seinem Adjutanten, Herrn von Reutling.

„Eins meiner Kinder fehlt hier. Ich habe dem Erbherzog Ernst Ferdinand meinen Segen noch nicht

geben können. Bitte, melden Sie Ihrer Hoheit, daß ich bitten lasse, mir den Erbherzog zuzuführen. Bemerken Sie gleichzeitig, daß Graf Solmshausen mit seinen Schwestern sich während der Anwesenheit Ihrer Hoheit und des Erbherzogs von meinem Lager zurückziehen werden."

Der Adjutant beeilte sich, den Auftrag auszuführen.

Die Herzogin machte keine Schwierigkeiten. Es erschien ihr doch ratsam, die Angelegenheit nicht auf die Spitze zu treiben.

Als die Herzogin mit ihrem Sohne an das Lager des Sterbenden trat, sah der Herzog mit einem bittenden Blick zu seiner Gemahlin.

„Versuche mir zu verzeihen, Beate," sagte er mit leiser, matter Stimme. „Wir haben uns leider gegenseitig kein Glück geben können. Versuche, meiner ohne Groll zu gedenken, und lehre meinen Sohn, seinen Vater in gutem Andenken zu behalten. Gib mir noch einmal deine Hand, Beate."

Eine kalte Frauenhand legte sich in seine Rechte. Er zog sie an seine Lippen.

Dann legte der Herzog seine Hand auf das blonde Haupt seines Sohnes.

„Mein lieber Sohn, Gottes Segen auf allen deinen Wegen. Vieler Menschen Schicksal hängt in Zukunft von dir ab. Möge dir deine Stellung nie so schwere Opfer auferlegen, wie sie dein Vater bringen mußte. Liebe deine Mutter und werde glücklich!"

Der Erbherzog küßte die Hand des Vaters. Dann zogen sich die Herzogin und ihr Sohn zurück.

Eine halbe Stunde später hatte der Herzog in Gegenwart seiner Kinder den letzten Atemzug getan. —

Der Staatsminister und einige Würdenträger begaben sich zur Herzogin, um den Tod Seiner Hoheit zu melden.

Wenige Minuten später trat ein Kammerherr an Prinz Herbert heran, der sich in das Vorzimmer begeben hatte.

„Durchlaucht wollen veranlassen, daß Graf Solmshausen mit seinen Schwestern das Sterbegemach Seiner Hoheit unseres hochseligen Herrn Herzogs sowie überhaupt das Schloß verläßt. Ihre Hoheit die Frau Herzogin und Seine Hoheit Herzog Ernst Ferdinand wünschen ungestört an der Bahre Seiner Hoheit zu beten."

Prinz Herbert verneigte sich.

„In zehn Minuten werden die Herrschaften das Schloß verlassen haben, Herr Kammerherr."

Leise betrat er wieder das Sterbezimmer und überbrachte seiner Braut und ihren Geschwistern in schonender Form den Befehl der Herzogin. —

Eine Viertelstunde später betrat die Herzogin mit ihrem Sohne das Zimmer, um am Sterbebett ihres Gemahls ihre Andacht zu verrichten. — — —

In Groß-Hennersberg hatte man den innigsten Anteil genommen an dem Verlust, der Graf Lothar und seine Schwestern betroffen hatte. Greta hatte ein seltsam schmerzliches Empfinden gehabt, als Hans Henner ihr mitteilte, daß Graf Lothar plötzlich abgereist war. Sie wurde sich über ihr Gefühl aber selbst nicht klar und wußte nur, daß etwas Neues in ihr Leben getreten war, das sie bisher nicht gekannt hatte. Bisher hatte ihr Herz mit großer Innigkeit nur die Eltern und den Bruder umschlossen. Das, was sie für Graf Lothar empfand, war aber ein ganz andres, neues Gefühl und schien alles andere zu überwuchern.

Hans Henner war nach Berlin zurückgekehrt. Wie sonst trafen nur kurze Nachrichten von ihm ein, denn er war, wie wohl die meisten Herren, kein Freund von ausführlichen Briefen, auch konnte er natürlich nicht ahnen, wie interessiert Greta in seinen kurzen Be-

richten nach einem Namen suchte, der — das fühlte sie ja mehr und mehr — ihr zum Schicksal geworden war. Immer wieder mußte sie an ihre erste Begegnung mit Lothar denken. Sie konnte nicht vergessen, wie seltsam er sie mit seinen dunklen, ernsten Augen angesehen hatte. Bis in die Tiefe ihrer Seele war sein forschender Blick gedrungen; ihr war, als habe ihr ganzes Sein seit jenem Augenblick ein anderes Gepräge bekommen.

Sie, die immer so klar und zielbewußt ins Leben geblickt hatte, ertappte sich jetzt oft bei träumerisch verlorenen Gedanken, die immer wieder dieselbe Richtung annahmen.

Sie wußte, zu Ostern nahm Lothar seinen Abschied und kam für immer nach Solmshausen. Dann würde sie ihn öfters sehen — und diese Hoffnung war es, an die sie sich in den Stunden der Einsamkeit klammerte.

* * *

Schnell genug vergingen die Tage bis Ostern. Die stille Winterzeit wich dem Frühling, und auch für Greta hieß es jetzt, sich tummeln.

Eines Tages, als sie nach einem langen Ritt über die Felder müde und hungrig nach Hause zurückkehrte, klopfte ihr der Vater liebevoll die Wangen.

„Warte nur, Greta, das soll das letzte Frühjahr sein, wo du so tüchtig mit heran mußt. Wenn erst unser Hans Henner hier ist, dann sollst du mehr Ruhe haben," sagte er zärtlich.

Greta schüttelte lachend den Kopf und setzte sich an den Frühstückstisch.

„Ich will es gar nicht anders haben, Väterchen, es ist doch so schön, wenn man man weiß, wozu man nützlich ist auf der Welt."

„Nun, das wirst du auch noch wissen, wenn du dir mehr Ruhe gönnst. Unentbehrlich genug wirst du auch dann noch sein, denn die Mutter braucht dich im Haushalt noch nötiger als ich dich draußen in der Wirtschaft."

Frau von Hennersberg streichelte liebkosend die Hand der Tochter.

Als Greta nach dem Frühstück wieder hinausging, seufzte Frau von Hennersberg auf und sah ihr wie in ernster Sorge nach.

„Wenn sie nur schon alles wüßte, Karl Henner! Mir ist so bange, wenn ich daran denke, daß der Termin nun bald herankommt, den wir uns gesetzt haben," sagte sie leise.

Herr von Hennersberg strich sich über die hohe Stirn.

„Mir ist auch gar nicht wohl zumute bei dem Gedanken. Wir haben es doch wohl schon zu lange hinausgeschoben."

„Es ist uns eben immer zu schwer geworden, Karl Henner."

„Es wird uns aber immer schwerer werden, je länger wir es hinausschieben. Und diesmal halten wir an dem Termin fest. Zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstage wird sie mündig — und da soll sie alles erfahren."

Frau von Hennersberg seufzte leise.

„Wie es Greta aufnehmen wird? Sie ist bei aller Klarheit ihres Wesens ein so eigenartiger Charakter. Sie nimmt bei aller Fröhlichkeit alles so ernst und schwer. Manchmal habe ich schon gedacht, wir hätten sie nicht im unklaren lassen dürfen über ihre wahre Herkunft."

* * *

In fleißigem Schaffen war die Zeit schnell vergangen. Es wurde Ostern, und Hans Henner kam nach Hause — für immer. Der bunte Soldatenrock wurde ausgezogen und mit der Joppe des Landwirts vertauscht, und dann begann ein fröhliches Lernen.

Graf Lothar Solmshausen war nicht, wie Greta heimlich gehofft hatte, gleichzeitig mit dem Bruder gekommen, um seinen ständigen Aufenthalt in Solmshausen zu nehmen. Hans Henner erzählte, daß Lothar vorläufig durch ihn seine Grüße schicke. Er sei mit Prinz Herbert noch für kurze Zeit nach Lehnsdorf gegangen, um einige Tage mit den Schwestern zusammen zu sein.

Hans Henner wäre selbst gern mit nach Lehnsdorf gefahren, um Silva wiederzusehen. Aber der Gedanke an die Trauer der Geschwister hatte ihn davon abgehalten.

Er erzählte nun auch, daß Prinz Herbert sich mit Komteß Lori am Sterbebette ihres Vaters verlobt habe, daß diese Verlobung jedoch erst nach Ablauf der offiziellen Trauerzeit publiziert werden würde.

Von den letzten Tagen des Herzogs Ferdinand berichtete er, auch von der gehässigen Handlungsweise der Herzogin Beate gegen die Geschwister. Greta verlor kein Wort von dem, was der Bruder erzählte. Und in ihrem Herzen sang und klang heimlich die Freude über das bevorstehende Wiedersehen mit Graf Lothar.

Ihr ganzes Wesen wurde von dieser heimlichen Freude erhellt. Es ging ein Strahlen und Leuchten von ihr aus, das alles belebte und erwärmte, was mit ihr in Berührung kam.

* * *

Lori und Silva weilten noch in Lehnsdorf. Tante Maria hatte sie nicht nach Schloß Waldlust zurückgelassen.

Graf Lothar und Prinz Herbert hatten ihr Kommen telegraphisch gemeldet, und man hatte das Auto nach dem Bahnhof gesandt.

Komteß Lori hatte den Schmerz um den Verlust des Vaters noch nicht verwunden, aber er war milder und stiller geworden. Sie verschloß sich jetzt nicht mehr, wie in den ersten Monaten, jeder Freude am Leben. Tante Marias liebevoller Trost, Onkel Bothos zarte Aufmerksamkeiten und Silvas zärtliches Anschmiegen taten ihr wohl.

Sie war eine jener Naturen, die nach innen leben, die Glück und Schmerz tief in sich verschließen und nicht leicht vergessen können. Als aber nun der Frühling so verheißungsvoll ins Land zog, als überall ein drängendes Blühen und Treiben begann, da löste sich auch von Loris Herzen der dumpfe, quälende Druck, und in ihr blasses Gesicht kamen wieder Farbe und Leben.

Während der ganzen Zeit war sie mit ihrem Verlobten in regem Briefwechsel geblieben, und wenn auch in diesen Briefen nicht von überschwenglicher Liebe die Rede war, so erschloß sie doch darin dem Geliebten ihre scheue, stolze Seele in rückhaltlosem Vertrauen. Was ihr Mund nie auszusprechen vermocht hätte, das schrieb sie ihm. Und er dankte ihr dies Vertrauen aus tiefstem Herzen. —

Als das Auto, das Lothar und Herbert abholen sollte, zum Bahnhof fuhr, traten die beiden Schwestern Arm in Arm aus dem Portal des Schlosses, um noch ein wenig im Sonnenschein zu promenieren.

Komteß Lori erschien in dem schwarzen, lang fließenden Kleide größer als sonst, und auch Silva ließ die

ernste Trauertracht reifer und älter erscheinen. Wie gesponnenes Gold lag ihr blondes Haar, von einer schwarzen Samtschleife gehalten, über dem schwarzen Kleide.

Silva schmiegte sich an Loris Arm.

„Freust du dich auf Lothar und Herbert?“ fragte sie.

Loris dunkle Augen leuchteten.

„Ja, mein Blondchen, ich freue mich sehr.“

„Gottlob, daß du dich wieder freuen kannst! Ich fürchtete schon, du habest es verlernt. Es wäre ja auch schrecklich, wenn du dich nicht wenigstens auf Herbert freuen würdest. Ach, Lori, wie schön ist es doch, daß ihr zwei euch gefunden habt! Ich habe es mir schon lange, lange gedacht, daß es so kommen würde.“

„Wirklich, hast du das vorher geahnt?“

Silva nickte.

„Natürlich, trotzdem du dir immer den Anschein gabst, als machtest du dir nichts aus ihm. Ich habe trotzdem gefühlt, daß du ihn lieb hast.“

Lori lächelte.

„Wie hast du es denn gemerkt?“

„Du wurdest immer rot, wenn er unvermutet zu uns kam, und einmal habe ich dich in deinem Zimmer weinen hören, als Herbert Abschied genommen hatte, um nach Berlin zu gehen. Nun, und das ist doch ein untrügliches Zeichen.“

Wieder lächelte Lori.

„Weißt du das so ganz gewiß?“

Silva sah die Schwester plötzlich mit ernsten Augen an.

„Ja, Lori, ich weiß es. Glaube doch nicht, daß ich noch das törichte Kind von früher bin. Damit ist es vorbei!“

Lori zog die Schwester fest an sich.

„Nein, mein Liebling, du bist kein Kind mehr!

Darf ich dir sagen, wann du aufgehört hast, ein Kind zu sein?"

Unsicher sah Silva in das schöne Gesicht der Schwester.

„Nun?"

„Seit Weihnachten. Es war um die Zeit, als Herr von Hennersberg in Lehnsdorf war."

Da wurde Silva sehr rot und drückte ihr Gesicht an Loris Arm. So blieb sie ein Weile stehen. Dann richtete sie sich hastig auf und sah die Schwester an.

„Ach, Lori, es ist wohl nicht möglich, daß wir etwas voreinander verbergen können. So wie ich in dein Inneres schaue, so siehst du mir ins Herz. Ich will es dir auch nicht verbergen. Aber nicht wahr, Lori, du sprichst nicht davon? Es ist ja auch nur ein leises Hoffen, ein stiller Wunsch. Nicht wahr, Lori, du verstehst mich?"

Lori küßte die Schwester.

„Ja, mein Liebling, ich verstehe dich! Niemand kann dich besser verstehen als ich!"

Stumm gingen sie weiter in den Park, wo die Bäume und Sträucher schon grüne Knospen hatten, die ihre Hülle sprengen wollten. Auf den großen Rabatten vor dem Schloß blühten schon Krokus und Tulpen, und der frische, junge Rasen leuchtete wie ein samtener, grüner Teppich.

Nach einer halben Stunde kehrten die Schwestern in das Schloß zurück.

Im weißen Salon fanden sie das fürstliche Paar, des Sohnes harrend.

Kaum waren die beiden eingetreten, als sie draußen das Auto vorfahren hörten.

Da lief ein leises Zittern über Loris Gestalt.

Silva eilte hinaus, dem Bruder entgegen; das fürstliche Paar folgte ihr, um den Sohn zu begrüßen.

Lori blieb am Fenster stehen. Ihr Herz klopfte schnell und unruhig dem Geliebten entgegen.

Fürstin Maria hatte wohl bemerkt, daß Lori zurückgeblieben war, und als sie Herbert begrüßt hatte, flüsterte sie ihm zu, wo er die Braut finden würde.

Als Herbert über die Schwelle trat, sah er Loris hohe Gestalt am Fenster stehen.

Er zog die Tür hinter sich zu.

„Lori!“

Mit wenigen Schritten war er an ihrer Seite. Weit öffnete er seine Arme.

„Lori — meine Lori!“

Er schloß sie so fest in seine Arme, als wollte er sie nie mehr lassen. Und als sie mit einem glücklichen Lächeln zu ihm aufsah, da küßte er zum erstenmal ihren Mund.

Als sich ihre Lippen endlich voneinander lösten und Auge sich in Auge senkte, fragte Herbert leise:

„Hast du nun endlich den Mut zum Glück gefunden, Lori?“

Sie lächelte unter Tränen.

„Du hast mir alles Zagen aus der Seele genommen, Geliebter! Ich weiß jetzt, daß ich notwendig bin zu deinem Glück, wie du zu dem meinen. Das macht mich frei von allem Bangen.“

Er sah ihr glückselig in die dunklen Wunderaugen und küßte wieder und wieder ihren Mund, den sie ihm willig bot.

Dann löste sie sich aus seinen Armen.

„Wie egoistisch die Liebe macht! Ich habe noch nicht einmal Lothar begrüßt.“

Arm in Arm gingen sie zu den andern hinüber.

* * *

Graf Lothar hatte seine Ankunft in Solmshausen angemeldet, aber Hans Henner hatte er keine Nachricht gesandt. Er wollte nicht, daß Greta von seiner Ankunft unterrichtet wurde. Ganz unerwartet wollte er vor sie treten und in ihrem Antlitz lesen, was sie bei diesem Wiedersehen empfinden würde.

Greta hatte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, und so wartete er voll Sehnsucht auf das Wiedersehen mit ihr.

In Solmshausen war alles festlich geschmückt und zum Empfang vorbereitet, der erwachende Frühling schien zu diesen festlichen Vorbereitungen das Seine beitragen zu wollen. Es grünte und blühte alles ringsum.

Während der ersten beiden Tage wurde Lothar durch allerlei Formalitäten und Geschäfte so in Anspruch genommen, daß er nicht nach Hennersberg hinüberfahren konnte. Aber am dritten Tage war er endlich frei, er konnte die Zeit bis zur offiziellen Besuchsstunde kaum erwarten. Als er in den Wagen stieg, atmete er erleichtert auf. Der Weg erschien ihm endlos lang. Er fuhr in einem offenen Wagen, da das Wetter warm und sonnig war, sein Blick spähte ungeduldig voraus. Endlich sah er Schloß Groß-Hennersberg vor sich liegen, und nun ging es über die Saalebrücke und den aufsteigenden Fahrweg empor. Als er auf der Höhe anlangte, begegnete ihm Hans Henner zu Pferde.

Er schwenkte die Mütze zum frohen Gruß entgegen. Graf Lothar ließ seinen Wagen halten und Hans Henner ritt heran.

Die Freunde schüttelten sich die Hände.

„Also schon angelangt, Lothar? Wann bist du angekommen?“

„Am Montag schon. Geschäfte hielten mich aber in Solmshausen zurück. Heute wollte ich überraschend kommen."

„Das ist dir famos gelungen. Also herzlich willkommen! Ich kehre mit dir um. Ich war gerade im Begriff, mich als angehender Landwirt nützlich zu machen. Ich bin nämlich auf dem besten Wege, ein landwirtschaftliches Phänomen zu werden. Greta drillt mich! Sie ist viel strenger als mein Vater."

Lothars Augen blitzten freudig auf.

„Ich werde das gnädige Fräulein bitten, mich auch ein wenig in die Schule zu nehmen."

Hans Henner machte eine abwehrende Bewegung.

„Du, wer sich leichtsinnig in Gefahr begibt, kommt darin um. Greta kann sehr energisch sein. Sollst mal sehen, wie ich jetzt von ihr mit vorwurfsvollen Blicken empfangen werde, wenn ich fahnenflüchtig von der Arbeit mit dir umkehre. Die Eltern sind nicht daheim, sie sind nach der Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen, und Greta führt in den Obstplantagen auf den Terrassen die Oberaufsicht über die Leute. Also ist es doch meine Pflicht, dir die Honneurs zu machen. Ich wälze alle Schuld auf dich!"

Sie lachten beide.

„Und mit dieser Aussicht soll ich deiner Schwester unter die Augen treten?"

„Fürchte dich nicht, dir tut sie nichts!" scherzte Hans Henner.

Er ritt nun neben dem Wagen dem Schlosse zu und erkundigte sich lebhaft nach den Bewohnern von Schloß Lehnsdorf und Waldlust. Lothar berichtete, daß die fürstliche Familie im Juli mit seinen Schwestern längere Zeit nach Solmshausen kommen würde.

So kamen sie bis an das Schloß heran. Hans Henner sprang vom Pferde und übergab es einem Reit-

knecht. Dann gab er Befehl, daß der Solmshauſener Wagen ausgeſpannt werde.

„Ich laſſe dich nicht gleich wieder fort, Lothar, du mußt die Rückkehr meiner Eltern abwarten," ſagte er.

Lothar ließ ſich nur zu gern aufhalten. Hans Henner führte ihn in das ihm wohlbekannte, behagliche Wohnzimmer.

„So, Lothar, nun mache es dir bequem. Dann will ich Greta rufen laſſen, damit ſie für einen Imbiß und einen feſtlichen Tropfen ſorgt. Wir müſſen doch den Beginn unſerer gemeinſchaftlichen landwirtſchaftlichen Tätigkeit begießen."

Er klingelte dem Diener.

„Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, ich laſſe ſie bitten, ſofort ins Wohnzimmer zu kommen. Aber erwähnen Sie nichts davon, daß Graf Solmshauſen hier iſt!"

Der Diener ging.

Hans Henner lachte. „Nun tue mir den Gefallen, lieber Lothar, und nimm hier in dem Erker hinter dem Kelim Platz, damit dich Greta nicht gleich ſieht. Du ſollſt einmal als ſtummer Zeuge erleben, wie ſie mit mir umſpringt."

Er drückte Lothar in die Ecke auf den Diwan. Dann warf er ſich in einen Seſſel am Kamin.

Es dauerte auch nicht lange, bis Greta eintrat. Sie trug ein ſchlichtes engliſches Kleid, das ihre jugendliche Geſtalt voll zur Geltung kommen ließ. Auf dem goldbraunen Haar trug ſie zum Schutz gegen die Sonne einen breiten Strohhut ohne jeden Schmuck. Den legte ſie ab, als ſie ins Zimmer trat.

Erſtaunt trat ſie an den Bruder heran, ohne Graf Lothar zu bemerken, dem ſie den Rücken zukehrte.

„Aber, Hans Henner, was fällt dir ein? Was tuſt du hier? Ich denke, du biſt längſt bei der Arbeit!"

„Ach, weißt du, Greta, ich hatte keine Lust mehr, auf die Felder zu reiten."

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Ist das zu glauben? Und nur um mir diese Eröffnung zu machen, rufst du mich von meiner Arbeit ab! Was denkst du dir eigentlich? Bis jetzt warst du leidlich vernünftig. Nein, lache nicht, Hans Henner, ich bin wirklich böse. Was soll der Vater sagen, wenn er heimkommt?"

Hans Henner konnte nun das Lachen nicht mehr unterdrücken. Er haschte nach der Hand der Schwester, die sie ihm unwillig entziehen wollte.

„Aber, Greta, rede dich doch nicht in einen solchen Zorn. Du weißt doch, die Pflicht der Gastfreundschaft geht in Hennersberg über alle andern Pflichten."

Seinem herzlichen Lachen konnte sie nicht widerstehen, und sie lachte mit.

„Du — jetzt bist du nicht mehr zu Besuch daheim. Gegen dich gibt es keine Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen. Und nun vorwärts an die Arbeit; halte mich nicht auch noch auf!"

Tausend Schelme zuckten in seinem Gesicht. „Greta, Greta! Von mir ist ja auch gar nicht die Rede. Siehst du denn nicht, daß wir einen Gast haben? Da — drehe dich doch um. Nun ist Graf Solmshausen Zeuge gewesen, wie du mich unter dem Pantoffel hast."

Jetzt trat Graf Lothar aus dem Erker.

Greta zuckte zusammen. Aus ihrem Antlitz wich erst das Blut, dann kehrte es flammend zurück. Ihre Verlegenheit wurde noch größer unter dem glückstrahlenden, leuchtenden Blick seiner Augen.

„Mein gnädiges Fräulein, ich bitte für mich und Hans Henner um Verzeihung. Er war auf dem Wege nach den Feldern, als er mir begegnete. Ich machte

ihn seiner Pflicht abwendig. Da Ihre verehrten Eltern nicht zu Hause sind, hätte ich wieder umkehren müssen, wenn er sich meiner nicht erbarmt hätte," sagte er, sich verneigend.

Greta hatte sich schnell gefaßt. Sie strich sich hastig über das Haar und bot ihm lächelnd die Hand.

Er fühlte beglückt das leise Beben dieser lieben Hand.

„Seien Sie herzlich willkommen, Herr Graf! Hans Henner ist ein Schelm. Er ließ sich von mir ausschelten, um sich von Ihnen als mein Opfer bedauern zu lassen."

Ehe Lothar etwas erwidern konnte, umfaßte Hans Henner die Schwester und küßte sie lachend auf die Wange.

„Jawohl, Greta, wir vergessen großmütig alle beide deinen Zorn, wenn du uns eine gute Flasche Wein und einen Imbiß vorsetzen läßt."

„Sei du froh, wenn ich dir verzeihe! Ich tue es auch nur aus Rücksicht auf die Anwesenheit des Grafen, sonst erginge es dir schlecht!"

Plötzlich blickte sie erschreckt auf Lothar. Impulsiv reichte sie ihm die Hand.

„Verzeihen Sie! Wir scherzen voll Übermut und denken nicht daran, daß Sie vor kurzem einen so schweren Verlust hatten."

Er führte ihre Hand an seine Lippen.

„Das bedarf wahrhaftig keiner Verzeihung. Es tut so wohl, wenn ich heitere Menschen um mich sehe. Ich möchte es von Ihnen lernen, heiter und froh zu sein!"

„Siehst du, Greta. Also opfern wir uns auf, und seien wir vergnügt! Lothar hat recht, er kann es gebrauchen. Wir wollen ihn aufheitern."

Greta nickte freudig zustimmend. „Gern."

Lothar verneigte sich.

„Vielen Dank! Und da die Gelegenheit günstig ist, will ich mich gleich noch in anderer Beziehung als Ihr dankbarer Schüler melden, mein gnädiges Fräulein."

Fragend sah sie ihn an.

„Sie als mein Schüler, Graf? Was könnte ich Sie lehren?"

„Ich glaube, sehr viel. Hans Henner hat mich vorhin direkt beschämt mit seinen in so kurzer Zeit erlangten landwirtschaftlichen Kenntnissen, die er, wie er mir verriet, Ihnen verdankt. Darf ich mich also bei Ihnen als Schüler melden?"

Sie lachte.

„Ich weiß doch nicht, ob Sie ein gehorsamer Schüler sind. Bei Hans Henner leidet meine Autorität oft genug Schiffbruch."

Sie lachten alle drei.

Graf Lothar aber legte seine Hand beteuernd aufs Herz und sagte:

„Mein gnädiges Fräulein, ich verfüge wirklich über eine glänzende Unwissenheit, die Sie erbarmen wird. Bei mir würden Sie ganz hervorragende Erziehungsresultate erzielen. Und Sie täten ein so gutes Werk an mir, denn ohne Ihre gütige Beihilfe blamiere ich mich sicher vor meinem Gutsinspektor, wenn der herausfindet, wie wenig ich von der Landwirtschaft verstehe. Also, bitte, erbarmen Sie sich meiner!"

Sie errötete unter dem bittenden Blick seiner Augen.

„Also gut," sagte sie lachend, „ich akzeptiere Sie als Schüler. Jetzt will ich aber erst für einen Imbiß sorgen."

Sie klingelte und gab dem eintretenden Diener leise einen Befehl.

Eine frohe, glückliche Stimmung war über Graf Lothar gekommen. Zum erstenmal seit seines Vaters

Tode — vielleicht sogar zum erstenmal in seinem Leben — war eine so sonnige, stille Heiterkeit in seiner Seele, die keinen Schatten aufkommen ließ.

Ein brennendes Verlangen kam über ihn, diese Heiterkeit der Seele festzuhalten. Und er erkannte, daß dies nur möglich war, wenn er Greta fürs Leben an sich fesselte.

Wohl eine Stunde saßen die drei jungen Menschenkinder, angeregt plaudernd, zusammen, als Hans Henners Eltern heimkamen. Sie begrüßten Graf Lothar erfreut und herzlich und wollten nichts davon hören, daß er an die Heimkehr dachte.

Die Eltern zogen sich zurück, um sich umzukleiden, und auch Greta erhob sich.

„Ich muß unbedingt noch einmal in die Obstplantagen hinüber und nach den Arbeitern sehen. Sie entschuldigen mich so lange, Graf," sagte sie lächelnd.

Lothar sprang auf.

„Wollen Sie mir nicht gestatten, Sie zu begleiten, mein gnädiges Fräulein? Es ist die beste Gelegenheit, mir gleich die erste Unterrichtsstunde zu erteilen," bat er.

Sie lachte.

„Sogar mit Anschauungsunterricht! Also kommen Sie, Graf!"

Hans Henner begab sich nach den Ställen, und Greta ging mit Graf Lothar um das Schloß herum nach den terrassenförmig angelegten Obstgärten, die sich über den ganzen westlichen Abhang des Berges bis ins Tal erstreckten. Hier wurde die Obstzucht im großen betrieben. Das Hennersberger Obst war berühmt. An den übermannshohen Steilwänden der einzelnen Terrassenabschnitte waren Treibhäuser angelegt, die den größten Teil des Tages die Sonnenstrahlen auffingen

und doch durch Vorhänge vor dem „Zuviel" geschützt werden konnten.

Graf Lothar ließ sich das alles erklären und sah staunend und bewundernd auf Greta, die mit so ruhiger Selbstverständlichkeit den ganzen Betrieb leitete. Sie gab ihm wirklich sehr lehrreiche und interessante Auskünfte, und er war ein aufmerksamer Schüler. Einmal stand sie mit hoch erhobenen Armen unter einem jungen Apfelbaum und bog dessen Zweige herab, um ihm etwas zu erklären. Wie sie so vor ihm stand, vom hellen Sonnenlicht umflossen, das ihr goldbraunes Haar mit leuchtenden Funken bestreute, da erschien sie ihm wie das holde Leben selbst, wie eine Verkörperung seines Ideals.

Seine Augen mußten ihr etwas von seinem Empfinden verraten. Sie wurde plötzlich befangen und verlor den Faden ihrer Rede.

Zum Glück kam eben einer der Arbeiter heran, um eine Frage an sie zu richten. Das gab ihr die innere Harmonie zurück.

Ruhig gab sie Auskunft und ging dann mit Lothar weiter, der seiner Bewunderung für ihre Tüchtigkeit und Vielseitigkeit rückhaltlos Ausdruck gab.

Greta schüttelte lachend den Kopf.

„Da gibt es wirklich nichts zu bewundern, Graf. Ich sitze jahraus, jahrein mit Vater und Mutter in Groß-Hennersberg und bin sozusagen in die Landwirtschaft hineingewachsen. Und an den langen Winterabenden, wo man auf dem Lande keine Bälle, keine Konzerte und Theater hat, um sich die Zeit zu vertreiben, da habe ich mit Väterchen auf allen Gebieten der Wissenschaft ein wenig meine Fühler ausgestreckt. Ich interessiere mich für alles, und da ist das Lernen leicht, es kommt ganz von selbst. Dagegen würden

Sie staunen, wenn Sie wüßten, wie unwissend ich in vielen Dingen bin, die andere junge Damen leicht beherrschen."

Mit einem ernsten Blick sah er sie an.

„Ich kann mir nicht denken, daß es Ihnen an Wissenswertem mangelt. Von der ersten Stunde an, da ich Sie gesehen, war ich mir bewußt, daß es ein Gewinn für mich war, Ihnen zu begegnen."

„Sie überschätzen mich, Graf," wehrte sie bescheiden ab.

„Nein, nein! Glauben Sie mir, ich habe gelernt, die Menschen zu beurteilen. Schlimme Erfahrungen haben mich vorsichtig gemacht, ich überschätze nicht so leicht jemand. Sie waren mir gleich so lieb und vertraut, als kennten wir uns schon seit langen Jahren. Vielleicht weil Sie Tante Maria, der von mir so hochverehrten Fürstin Rastenberg, so sehr gleichen, die immer meine beste Vertraute war neben meiner Schwester Lori. Ich fühlte mich gleich von Anfang an von Ihnen verstanden. Es ist wie ein Zwang in mir, mich Ihnen anzuvertrauen. Hans Henner hat mir einmal gesagt, als er von Ihnen sprach: ‚Wer in Hennersberg irgendein Anliegen hat, wer sich in Glück oder Unglück nicht selber helfen kann, der kommt vertrauensvoll zu meiner Schwester und kann gewiß sein, Hilfe und Verständnis zu finden.' Daran habe ich immer denken müssen, seit ich Sie kenne, ich kann es so gut verstehen, daß man zu Ihnen seine Zuflucht nimmt. Geht es mir doch selbst so. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich, der sonst so fest sein Fühlen und Denken in sich verschließt, Ihnen das alles sage. Aber mir ist, als könnte ich Ihnen rückhaltlos mein Innerstes erschließen, ohne Sorge tragen zu müssen, falsch verstanden zu werden."

Aufatmend schwieg er still.

Sie hatte das Haupt geneigt. Er sah nur das feine Profil, die leichte Röte ihrer Wangen und die reiche Fülle der herrlichen goldbraunen Haare. Nach einer Weile erst hob sie das Haupt, als hätte sie seine Worte in sich ausklingen lassen wollen. Ihre tiefblauen, großen Augen sahen ernst und sinnend in sein erregtes Gesicht.

„Was Sie mir da sagten, Graf, das hat mich tief berührt. Es ist etwas so Großes und Schönes, das Vertrauen eines Menschen zu besitzen — nie habe ich das leicht genommen. Ich habe nichts dazu tun können, mir Ihr Vertrauen zu erringen, nichts, als daß ich Ihnen schon Sympathie entgegenbrachte, ehe ich Sie kannte. Durch meines Bruders Erzählungen von Ihnen und Ihren Schwestern war diese Sympathie wach geworden. Und sie hat sich noch verstärkt seit unserer persönlichen Bekanntschaft. Ich muß sagen, daß ich außer meinen Eltern und meinem Bruder nie einem Menschen näher getreten bin. Im Grunde bin auch ich, so paradox es klingen mag, ein einsamer Mensch. Meine Gedanken gehen ihre eignen Wege. Und so lieb ich meine Eltern habe, restlos kann ich mich ihnen seltsamerweise nicht erschließen. Ebenso geht es mir mit Hans Henner. Ich habe mir schon oft selbst darum gegrollt, daß es in der tiefsten Tiefe meines Wesens eine Grenze gibt, über die Eltern und Bruder nicht gelangen können. Auch mir ergeht es seltsam Ihnen gegenüber. Ich kenne Sie erst so kurze Zeit, und doch kann ich Ihnen so leicht aussprechen, was mir Eltern und Bruder gegenüber nur schwer über die Zunge kommen würde. Ich glaube, es gibt zwischen uns etwas wie eine Übereinstimmung der Seele."

Er faßte ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Mein gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen nur sagen könnte, was ich bei Ihren Worten empfinde! Seelenübereinstimmung — ja, das ist es wohl, was zwischen uns so schnell die Schranken der leeren, inhaltlosen Form verdrängt hat. Verwandte Seelen knüpft der Augenblick des ersten Sehens mit diamantenen Banden! Ich danke Ihnen, daß Sie mir Vertrauen um Vertrauen zurückgaben."

„Vertrauen kann man nur mit Vertrauen vergelten," sagte sie leise.

Ihre Augen blickten klar und leuchtend in köstlicher Reinheit und Lauterkeit in die seinen. Aber als dann sein Blick heißer aufstrahlte und sich innig bittend in die ihren senkte, da wurde sie unruhig. Ihr Herz klopfte bang und schwer, als drohe ihr eine Gefahr. Und plötzlich war ihr zumute, als hätte sie nicht aussprechen dürfen, was sie ihm eben gesagt hatte.

Sie raffte sich auf und zwang sich zu einem Lächeln.

„Auf diese Weise werden Sie aber nicht eben viel von mir lernen, Graf," sagte sie in leichterem Tone. Ihr hastiges Ablenken verriet ihm ihre Befangenheit und erfüllte ihn mit frohem Hoffen.

„Diese Stunde war dennoch keine verlorene, sie hat mir etwas von bleibendem Wert gebracht, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er bewegt.

Sie erblickte zu ihrer heimlichen Erleichterung den Bruder, der auf sie zukam.

„Da kommt Hans Henner. Er würde uns wohl auslachen, wüßte er, in welche tiefsinnigen Probleme wir uns verwickelt haben."

„Nein, auslachen soll er uns nicht."

„Aber eifersüchtig wird er sein, daß ich ihm den Freund so lange entführte," scherzte sie.

Diese Stunde des Alleinseins mit Greta war Graf Lothar ein wertvolles Geschenk des Schicksals. Und

deutlicher als je empfand er jetzt, daß Greta, nur Greta allein die Frau sein würde, nach der all sein Sehnen ging.

Hans Henner war herbeigekommen und empfing die beiden mit einem Bericht über das Befinden der jungen Füllen. Greta und Graf Lothar gingen auf seinen munteren Ton ein, und Lothar berichtete, was er in den Obstgärten gelernt hatte. Aber über das, was sie eben gesprochen hatten, schwieg er — und auch Greta. Das blieb wie ein Geheimnis zwischen ihnen, an dem niemand teilhaben durfte.

Bis zum Nachmittag blieb Graf Lothar in Hennersberg. Als er dann aufbrach, begleitete ihn Hans Henner zu Pferde. Er wollte nun den am Vormittag unterlassenen Inspizierungsritt über die Felder nachholen.

„Greta hält mir sonst wieder eine Vorlesung über versäumte Pflichten, so daß mich mein Gewissen nicht schlafen läßt," sagte er lachend.

In der nächsten Zeit kam Graf Lothar jede Woche einigemal nach Hennersberg, meist gegen Abend nach getaner Arbeit. Dann saß man fröhlich plaudernd oder in ernsten, gehaltvollen Gesprächen beieinander, entweder in dem behaglichen Wohnzimmer oder in dem kleinen Salon der Hausfrau, wo man den Nachmittagstee einzunehmen pflegte. Lothar zeigte sich außerordentlich heiter und angeregt, so daß ihn Hans Henner ganz überrascht ansah. — „Du kommst mir vor, Lothar, als seiest du ein ganz anderer Mensch geworden, seit du den Offiziersrock ausgezogen hast. Ich habe dich früher nie so heiter und vergnügt gesehen."

Lothars Augen flogen fragend zu Greta hinüber. Sie fing diesen Blick auf und wandte sich errötend ab.

Die Sonntage waren ein für allemal zu einem längeren Besuch Lothars bestimmt. Da mußte er schon vor

Tisch in Hennersberg erscheinen und blieb bis zum Abend.

So kam Gretas Geburtstag heran. Die Heuernte war fast vorüber, und für die Getreideernte wurden bereits Vorbereitungen getroffen. Da gab es in Hennersberg alle Hände voll zu tun. Auch Lothar, der sich mehr und mehr in seinen neuen Pflichtenkreis einarbeitete, hatte seinen Teil Arbeit. Aber sie machte ihm Freude, zumal er alles mit Greta besprach und bei ihr und ihrem Vater jederzeit Rat und Belehrung fand.

Gretas Geburtstag fiel auf einen Sonntag. Graf Lothar grübelte darüber nach, wie er ihr seine Glückwünsche überbringen könnte. Am liebsten hätte er ihr Herz und Hand an diesem Tage angeboten, aber er fürchtete, daß es ihren Eltern übereilt erscheinen würde, zumal die Trauerzeit um seinen Vater eine offizielle Verlobung noch ausschloß.

Oft meinte er es nicht länger mehr ertragen zu können, seine Sehnsucht in sich zu verschließen, zumal er immer deutlicher fühlte, daß Greta seine Liebe erwiderte.

Es war an einem Sonnabendmorgen, am Tage vor Gretas Geburtstag.

Lothar hatte einen weiten Ritt durch Wald und Feld unternommen und war auch auf dem zu Solmshausen gehörigen großen Vorwerk gewesen, um sich dort umzusehen. Nun war er auf dem Heimweg begriffen und mußte dabei die Grenze von Klein-Hennersberg berühren.

In tiefes Sinnen versunken, ritt er dahin und ließ dem Pferde die Zügel.

So war er auf der Höhe angekommen und ritt auf dem weichen Waldboden weiter, nach Schloß Klein-

Hennersberg hinüber. Da riß ihn plötzlich das Schnaufen eines andern Pferdes aus seinen Gedanken. Er sah auf. Dicht vor ihm hielt eine schlanke, elegante Reiterin auf einem Goldfuchs.

Es war Greta.

Über Lothars Gesicht ging ein frohes Leuchten.

„Mein gnädiges Fräulein — das nenne ich Glück. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen!“ rief er ihr zu und ritt an sie heran, ihr die Hand entgegenstreckend.

Es war das erstemal, daß er Greta zu Pferde sah. Sie saß leicht und elegant im Sattel, das schwarze Reitkleid schmiegte sich eng um ihre Gestalt, und auf dem goldbraunen Haar saß ein weiches, schwarzes Filzhütchen in Boleroform. Ihre tiefblauen Augen leuchteten wie der klare Himmel.

„Einen guten Morgen wünsche ich Ihnen gleichfalls, Graf! Sind Sie auf dem Wege nach Groß-Hennersberg?“

„Nein, ich werde morgen erst kommen und muß mich heute wohl fernhalten. Sonst erlebe ich, daß mir als lästigem Gast in Groß-Hennersberg die Tür gewiesen wird,“ scherzte er.

Greta lächelte freundlich.

„Das ist wohl kaum zu befürchten. Lieben Gästen weist man doch nicht die Tür!“

Er sah ihr mit einem leuchtenden Blick in die Augen.

„Bin ich das wirklich, Fräulein Greta — ein l i e b e r Gast?“

„Gewiß — uns allen! Das müssen Sie doch fühlen,“ erwiderte sie unsicher.

Er atmete tief auf.

„Auch Ihnen, Fräulein Greta?“

Sie ließ die Reitpeitsche tändelnd durch die Zweige eines Baumes gleiten. Dann sah sie mit ihren schönen, klaren Augen groß und ehrlich in sein Gesicht.

„Ja — Sie wissen es — dieser Frage bedurfte es nicht zwischen uns," sagte sie ernst.

Lothar nahm ihre Hand in die seine.

„Sie haben recht, Fräulein Greta, dieser Frage hätte es nicht bedurft. Aber man hört doch so gern die Bestätigung dessen, was man aus tiefster Seele wünscht, auch wenn man es schon weiß. — Darf ich Sie ein Stück Weges begleiten? Sie sind auf dem Heimweg?"

„Ja, ich war auf der Meierei in Klein-Hennersberg."

Seite an Seite ritten sie dann und plauderten, wie immer, angeregt und in herzlich warmem Ton miteinander.

Als sie an die Stelle kamen, die den freien Ausblick nach Groß-Hennersberg gewährte, hielten sie die Pferde an. Lothar deutete mit der Reitpeitsche hinüber.

„Schauen Sie nur, wie schön Ihre Heimat da drüben liegt!"

Sie nickte.

„Ja, hier raste ich immer einen Augenblick, auch wenn ich mit Hans Henner zusammen bin. Und dann befällt mich eine ganz andachtsvolle Stimmung."

Er sah sie forschend an.

„Ihr Herz ist mit Groß-Hennersberg verwachsen. Es würde Ihnen wohl sehr schwer werden, wenn Sie es eines Tages verlassen müßten?"

„Das kann sehr bald geschehen, ich bin darauf vorbereitet."

Betroffen suchte er ihren Blick.

„Wie soll ich das verstehen, Fräulein Greta?"

„Hans Henner wird eines Tages heiraten — vielleicht sehr bald. Dann werde ich mit den Eltern Groß-

Hennersberg verlassen und nach Klein-Hennersberg übersiedeln."

Er schüttelte langsam den Kopf.

„So meine ich das nicht. Ich meine, wenn ein Mann käme, dem Sie die Hand fürs Leben reichten und der Sie ganz von Hennersberg fortführte?"

Sie errötete unter seinen Blicken. Ein tiefer Atemzug hob Gretas Brust, und dann sagte sie schlicht und klar:

„Wenn ich einem Manne meine Hand zum Lebensbunde reichte, dann müßte ich ihn lieben von ganzer Seele. Und mit diesem Manne ging ich, wohin er mich führte."

Es drängten sich heiße, werbende Worte auf seine Lippen. Aber er schwieg. Noch hielt er seine Stunde nicht für gekommen. Nur seine Blicke senkten sich in leidenschaftlichem Werben in die ihren. Sie gab diesen Blick zurück mit einem Ausdruck, wie das Weib nur den Mann ansieht, dem sich ihre Seele bereits zu eigen gegeben hat. Es war ein stummes Werben und ein stummes Gewähren. Von diesem Augenblick an wußten sie, daß ihre Herzen zueinander gehörten.

Endlich raffte sich Greta gewaltsam aus dieser süßen Versunkenheit auf.

„Es ist schon spät — ich muß heim."

Stumm blieb er an ihrer Seite. Die Brust schien ihm zu eng, das jubelnde Glück zu fassen.

Bis zum Fluß hinab begleitete er Greta, ohne daß sie noch ein Wort zusammen sprachen. Es bedurfte jetzt keiner Worte mehr zwischen ihnen. Mit einem innigen Händedruck schieden sie.

Langsam ritt Lothar wieder nach Klein-Hennersberg hinauf. Und an der Stelle, wo er vorhin mit Greta gesprochen hatte, hielt er sein Pferd an, und

seine Augen suchten auf dem gegenüberliegenden Berge nach der jungen Reiterin.

Lange konnte er sie nicht entdecken. Aber plötzlich sah er sie dann in halber Höhe des Berges auf einer Waldlichtung dahinreiten. Er jauchzte laut auf, wie ein übermütiger Junge, und schwenkte seine Mütze. Hatte sie den Ruf wirklich gehört oder blickte sie nur zufällig herüber — jedenfalls hielt auch sie ihr Pferd an und winkte mit ihrem kleinen weißen Taschentuch grüßend herüber. Wieder jauchzte er laut auf in glückseliger Stimmung.

„Greta! Greta!"

Wie ein Echo schallte es zurück.

Groß und strahlend sahen seine Augen um sich. Er mußte plötzlich daran denken, daß hier durch diesen Wald einst auch seine Eltern gegangen waren in der Glückseligkeit ihrer jungen Liebe. Hans Henner hatte ihm erzählt, daß seine Mutter sie eines Tages auf der Grenze zwischen Solmshausen und Hennersberg getroffen hatte.

Seine Eltern!

Wie ein leiser Schatten fiel es plötzlich über sein Glück. Würde der stolze Freiherr von Hennersberg die Hand seiner Tochter in die eines Mannes legen, der einer morganatischen Ehe entstammte? Groß denkend waren Gretas Eltern wohl, und sie hatten ihn herzlich in ihr Haus aufgenommen. Aber ob sie ihm auch die Hand ihrer Tochter geben würden?

Wie eine heiße Angst kam das alte, drückende Gefühl über ihn, das seine Jugend so freudlos gemacht hatte.

Aber er wehrte es von sich wie einen Feind. Nein — nein — daran durfte sein Glück nicht scheitern, so grausam konnte das Geschick nicht sein!

Hieß er nicht Graf Solmshausen? War er nicht der Besitzer einer reichen Grafschaft? Also fort mit Angst und Sorgen, die sein heimliches Glück umschatten wollten.

* * *

Greta war in selig versonnener Stimmung heimgekehrt. Wie im Traume verrichtete sie heute ihre Arbeit und war so zerstreut, daß die Leute, die mit dieser und jener Frage zu ihr kamen, oft sogar verkehrte Antworten erhielten.

Sicher wäre ihr Wesen auch den Eltern aufgefallen, wenn diese nicht zu sehr mit sich selbst und dem, was Greta und Hans Henner am morgenden Tag erfahren sollten, beschäftigt gewesen wären.

Als Greta am Abend ihr Zimmer aufgesucht hatte und allein war, stand sie noch lange am Fenster und sah nach Klein-Hennersberg hinüber.

Sie drückte die Hände auf die Brust, und wie ein Gebet stieg es zum Himmel empor — nicht um das eigne Glück, sondern darum, daß es ihr vergönnt sein möge, den Geliebten glücklich zu machen.

* * *

Am nächsten Morgen wurde Greta, wie jedes Jahr, vor einen reichen Gabentisch geführt. Es fiel ihr in ihrer eignen glückseligen Stimmung gar nicht auf, daß die Eltern heute ganz besonders ernst und feierlich waren.

Als sie nun ihre Geschenke eingehender besichtigte, kam ihr ein kleines Kästchen in die Hände.

Sie öffnete es und sah darin ein dünnes, anspruchsloses Goldkettchen liegen mit einem altmodischen Me-

daillon aus schwarzem Email. Dies Schmuckstück hatte sicher keinen großen Wert, aber es sah in seiner Anspruchslosigkeit so lieb aus, daß es Greta sofort um den Hals legte.

Mit lächelnder Frage in den Augen sah sie zur Mutter hinüber.

„Das ist gewiß ein Schmuckstück aus deiner frühesten Jugendzeit, Mutter. Hat es eine besondere Bedeutung?" fragte Greta.

Frau von Hennersberg umfaßte Greta liebevoll und sagte mit vor Erregung leise zitternder Stimme:

„Ja, meine Greta, es hat eine besondere Bedeutung — auch der heutige Tag soll eine solche für dich haben. Nach dem Frühstück haben wir dir und Hans Henner eine Eröffnung zu machen."

Greta sah die Eltern, deren Bewegung ihr nicht entging, ein wenig betroffen an, und auch Hans Henner blickte fragend auf.

„Das klingt so feierlich, Mutter! Überhaupt, es ist heute eine so seltsame Stimmung bei uns — als stehe etwas Besonderes bevor."

Die Mutter hing sich in seinen Arm, als brauche sie einen Halt. Herr von Hennersberg aber strich zärtlich über Gretas Haar, legte den Arm um ihre Schultern und führte sie so zum Frühstückstisch. „Komm, Kind! Erst wollen wir uns stärken und deinen Geburtstagskuchen probieren. Bis nach dem Frühstück müßt ihr eure Wißbegier schon noch zügeln."

Sie nahmen an dem festlich mit Blumen geschmückten Tische Platz. Aber so rechten Appetit hatte niemand, selbst Hans Henner nicht.

Erlöst atmete Greta auf, als man sich endlich erhob.

Herr von Hennersberg führte Greta in sein Arbeitszimmer hinüber. Das war ein großer, einfach ausgestatteter Raum, der wirklich der Arbeit gewid-

met war. Solange Greta denken konnte, waren alle wichtigen Ereignisse hier besprochen und beraten worden, oft nur zwischen ihr und dem Vater, dessen rechte Hand sie war, wenn Hans Henner abwesend und die Mutter vor irgendeiner Aufregung behütet werden sollte.

Heute nun folgte auch die Mutter an Hans Henners Arm in das Arbeitszimmer. Der alte Herr drückte Greta in einen der hohen Sessel, dessen geschnitzte Lehne ihr goldbraunes Köpfchen überragte. Hans Henner rückte für die Mutter gleichfalls einen Sessel herbei, und er und der Vater nahmen den Damen gegenüber Platz.

Der alte Herr holte tief Atem, dann begann er:

„Wenn Mutter und ich so lange über das geschwiegen haben, was ich euch heute eröffnen möchte, so geschah es, um jeden Schatten von eurer Jugend fernzuhalten. Wir haben euch beide bis heute in dem Glauben aufwachsen lassen, daß ihr rechte Geschwister seid. Das ist aber nicht der Fall, denn du, liebe Greta, bist unser Pflegekind, das wir als ein Geschenk des Himmels an uns genommen und gehegt und gepflegt haben wie ein eignes. Und so soll es auch künftighin bleiben."

Der alte Herr stockte, als er sah, wie alles Blut aus Gretas Antlitz wich und wie ihre Augen sich in jähem Entsetzen weiteten.

„Das ist ja nicht möglich, Vater!" rief Hans Henner, trat an Gretas Seite und legte seinen Arm um ihre Schulter.

Herr von Hennersberg hob beschwichtigend die Hand:

„Ich begreife wohl, daß euch das unglaublich scheint, und doch ist es so."

Und nun begann der alte Herr zu erzählen, wie Greta ihnen geschenkt wurde.

Mit seiner Gattin war Herr von Hennersberg auf einem englischen Dampfer auf der Rückreise von Kanada begriffen, wo Frau von Hennersbergs jüngere Schwester an einen englischen Lord verheiratet war, der dort große Besitzungen hatte. Sie waren erst etwa zwei Tagereisen von der Küste entfernt, als man auf treibende Schiffstrümmer stieß, die offenbar von einem amerikanischen Küstendampfer stammten. Der Kapitän ließ sofort Rettungsboote aussetzen, um den Ort der Katastrophe abzusuchen. Zwei Boote waren ergebnislos zurückgekehrt, aber das dritte brachte zwei Gerettete an Bord, einen Mann, den man mit einem kleinen Kinde im Arm auf einer Schiffsplanke treibend aufgefunden und im Rettungsboot geborgen hatte. Als der Gerettete an Bord gebracht wurde, war er bereits bewußtlos; eine nähere Untersuchung ergab, daß er eine schwere Kopfverletzung erlitten hatte, das Kind kam unter den Bemühungen des Schiffsarztes bald wieder zu sich. Gegen abend kehrte bei dem Schiffbrüchigen auf kurze Zeit das Bewußtsein zurück, so daß er über seine Person und das untergegangene Schiff noch einige Angaben machen konnte. Er war ein deutscher Ingenieur namens Raimund und mit Frau und Kind auf einem amerikanischen Küstendampfer von Florida nach Kanada unterwegs. Der Dampfer war im Nebel mit einem Eisberg kollidiert, und sämtliche Passagiere hatten, wie der Verunglückte annahm, den Tod in den Fluten gefunden. Er selbst hatte sich mit seinem Kinde auf eine Schiffsplanke retten können, mit der er — wie lange, wußte er selbst nicht — in den Wellen umhergetrieben war, bis ihn das Rettungsboot aufgefischt hatte.

„Die Mutter und ich," so schloß Herr von Hennersberg seinen Bericht, „waren die einzigen Deutschen an Bord, und so war es natürlich, daß wir uns des Lands-

mannes annahmen. Mutters Obhut empfahl der Sterbende das Kind, und wir gelobten beide, es zu halten wie unser eignes. — Das Kind warst du, meine Greta! Und da sich Mutter immer ein kleines Mädchen gewünscht hatte, so nahmen wir dich wie ein Geschenk des Himmels an. — Noch in derselben Nacht starb dein armer Vater und wurde nach Seemannsbrauch in die Fluten versenkt, in denen auch deine Mutter ihren Tod gefunden hat."

Greta hatte wie gelähmt dagesessen und den Sturm über sich dahinbrausen lassen, den diese Eröffnung in ihr entfesselt hatte. Wie losgelöst kam sie sich plötzlich vor, losgelöst von allem, was ihr bisher lieb und teuer gewesen war.

Als Herr von Hennersberg schwieg, sahen ihn ihre umschatteten Augen aus blassem Gesichte an. Und von ihm blickte sie zur Mutter und zu Hans Henner. Von diesen drei Menschen trennte sie plötzlich ein klaffender Riß, der es ihr erst recht deutlich zeigte, wie lieb sie ihr waren. Ein namenloser Jammer schnürte ihr das Herz zusammen. Und plötzlich sank sie mit einem Wehlaut vor Frau von Hennersberg in die Knie und barg das Gesicht in ihrem Schoß.

So gern hätte sie gerufen: „Mutter, Mutter — hilf mir!" Aber es war ihr, als könne nun dies traute Wort nie mehr über ihre Lippen kommen.

Frau von Hennersberg gab leise dem Gatten und dem Sohn einen Wink, sich zu entfernen und Greta ihr allein zu überlassen. Als die Tür sich hinter den beiden geschlossen hatte, umfaßte die alte Dame das leidenschaftlich schluchzende Mädchen und sprach beruhigende, tröstende Worte zu ihr, Worte, wie sie nur die Liebe findet, die vom Herzen zum Herzen spricht.

Und langsam legte sich der Sturm unter diesen gütigen Worten in Gretas aufgescheuchter Seele. Voll

dankbarer Liebe umfaßte sie die Mutter, die selbst aufs tiefste erschüttert war. Und leise, fast tastend sagte Greta:

„Mutter, laß mich dein Kind bleiben wie bisher! Ich kann ja das alles nicht so schnell fassen, daß ich kein Recht an euch habe, weil ihr nicht meine Eltern seid. Das alles muß ich erst langsam überwinden, muß erst in mir selbst wieder zur Ruhe kommen. Nur laß mich jetzt eine Stunde allein sein. Du weißt, wie ich immer alles am besten mit mir allein durchgekämpft habe!"

Die alte Dame strich liebevoll über das Haar Gretas.

„So geh, mein liebes Kind, sammle dich und denke vor allem daran, daß alles bleibt, ganz wie es zuvor war. Nur noch inniger wollen wir zusammenhalten, jetzt, wo du alles weißt!"

* * *

Greta hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und sank dann, vom Schmerz überwältigt, in einen Sessel. Lange saß sie völlig reglos und starrte vor sich hin. Noch einmal überdachte sie das eben Gehörte. Wie seltsam das alles war! Wie die Geschichte fremder Menschen klang ihr das, was sie soeben gehört.

Und dann schoß ihr plötzlich eine bange Frage durch den Sinn: Was wohl Graf Solmshausen sagen würde?

Sie zuckte zusammen und preßte die Hände aufs Herz.

Das war nun auch vorbei, das heiße, frohe Hoffen auf ein Glück an seiner Seite! Ein Graf Solmshausen — der Sohn eines Herzogs — und Greta Raimund — die arme Waise, die durch fremde Barmherzigkeit aufgezogen worden ist? Nein, das paßte nicht zusammen.

Wenn sie ihre wahre Herkunft gekannt, nie hätte sie ihre Augen zu ihm erhoben. Und auch er würde sein Herz fester im Zügel gehalten haben, hätte er gewußt, daß sie nicht die Tochter des Freiherrn von Hennersberg war. Ein beglückender, schöner Traum hatte ihre Seele seit gestern umsponnen. Dieser Traum war nun zerstört — war ausgeträumt.

Und auch Lothar würde darunter leiden, weil er sie liebte. Das war das Schmerzlichste, das tat am wehesten.

Aber jetzt hieß es stark sein, damit die Menschen, die sie liebten und die soviel Gutes an ihr getan hatten, nicht ahnten, wie es in ihr aussah und was alles in dieser Stunde in ihr sterben mußte. Ganz still mußte sie alle ihre Hoffnungen begraben und mußte noch froh sein, daß zwischen ihr und Graf Lothar kein bindendes Wort gefallen war.

Und auch mit manch andern Dingen mußte sie sich in Zukunft abfinden! Die frohe Sicherheit, durch das Recht ihrer Geburt nach Hennersberg zu gehören, würde von nun an für sie verloren sein. Und das Nehmen und Geben zwischen ihr und den Eltern würde ein anderes Gesicht bekommen. Trotzdem sie wußte, daß ihr die alte Liebe erhalten bleiben würde — das Bewußtsein, daß sie kein Recht darauf hatte, würde sie innerlich unfrei machen.

In ernster Arbeit und strenger Pflichterfüllung wollte sie auch in Zukunft einen Halt finden. Nur an Lothar Solmshausen durfte sie nicht denken, nicht mehr an das Glück, das sie an seiner Seite einst zu finden gehofft hatte. Ihr Verhalten ihm gegenüber mußte von heute an ein anderes sein, sie mußte ungeschehen machen, was er vielleicht gestern aus ihrem Wesen herausgefühlt hatte. Nicht wie bisher durfte sie ihm zeigen, wieviel er ihr war. Er sah ja bisher in ihr die

Tochter des Freiherrn von Hennersberg, und dieser hatte er seine Liebe geschenkt, um diese warben seine Blicke, nicht um Greta Raimund, die ganz außerhalb seiner Kreise stand. —

Noch einmal erwachte der Schmerz jäh in ihr; sie barg das blasse Antlitz in ihren Händen. Wie ein schmerzender Riß ging es durch ihre Seele. Es war ihr zumute, als sei alle Sonne aus ihrem Leben gewichen, als würde nie mehr ein leuchtender, wärmender Strahl das Dunkel ihrer Seele erhellen.

* * *

Schwer und schmerzlich war der Kampf gewesen, den Greta mit sich allein ausgefochten hatte. Aber nun war sie ruhig geworden; es war freilich eine Ruhe, die keinen Frieden birgt und sich nur bleiern und drückend auf die Seele legt.

Sie erhob sich und trat vor den Spiegel, um die Spuren der Erregung zu tilgen.

Da erblickte sie das Kettchen um ihren Hals mit dem schwarzen Medaillon. Sie löste es ab und öffnete das Medaillon. Ein kleines Bildchen lag darin, eine verblaßte Photographie.

Es war wohl ein Bild ihres Vaters — ihres rechten Vaters! Dies kleine Medaillon hatte ihrer Mutter gehört, ihrer rechten Mutter, die den Tod in den Wellen des Ozeans gefunden hatte! —

Gretas Blick trübte sich.

„Arme Eltern — arme Eltern!"

Sie flüsterte es leise vor sich hin. Und dabei fühlte sie etwas Warmes in sich aufsteigen, ein ganz eigenartiges, seltsames Gefühl. Wie in weite Ferne sah sie vor sich hin und suchte sich ihre Eltern vorzustellen, und

eine heiße Sehnsucht wallte in ihr empor. Plötzlich meinte sie, trotz aller Liebe, die sie für ihre Pflegeeltern gefühlt, habe dieser Liebe etwas gefehlt. Hatte sie nicht eines Tages zu Graf Solmshausen gesagt, daß es in ihrem Wesen eine Grenze gäbe, über die hinaus selbst die Eltern und Hans Henner nicht dringen könnten, daß es etwas gab, das sich selbst den Eltern gegenüber nicht aus ihrer Brust herauswagte? War das ein unbewußtes Ahnen gewesen, daß sie nicht eins war mit ihnen durch die Bande des Blutes?

Sie strich sich hastig über die Stirn.

Fort, fort mit solchen Gedanken, sie führen zu nichts und quälen nur noch mehr!

Sie preßte die Lippen zusammen, ordnete ihren Anzug und ging hinunter in den Salon.

* * *

Graf Solmshausen war zu Tisch erschienen. Er brachte Greta einen großen Strauß der herrlichsten dunkelroten Rosen. Sein Glückwunsch fiel sehr kurz aus, weil er nicht Herr seiner Stimme war, in der eine leise Erregung zitterte. Aber Gretas Hand lag dabei so seltsam kalt und leblos in der seinen, daß er sie ganz entsetzt ansah. Dabei fiel ihm das schlichte goldene Kettchen und das kleine Medaillon auf, das sie wieder um ihren Hals gelegt hatte, als brauche sie es, um sich bewußt zu bleiben, was seit gestern anders geworden war.

Als Lothar sie so vor sich sah, in dem schlichten weißen Kleid mit diesem einfachen Schmuckstück, das so mädchenhaft lieb ihren weißen Hals umschmiegte, hätte er sie am liebsten an seine Brust ziehen mögen. Aber so still und ernst erschien sie ihm, und auf ihrer Stirn lag wie ein Heiligenschein das goldbraune, flim-

mernde Haar. Es war etwas Fremdes an ihr, das ihn bedrückte. Auch ihre Eltern, selbst Hans Henner erschienen ihm verändert, so e ist und bewegt, und auch als man bald darauf an der Tafel saß, wollte die alte frohe Stimmung nicht aufkommen. Ab und zu machte Hans Henner einen etwas gewaltsamen Versuch, die Stimmung zu beleben, aber es gelang ihm nicht, weil er beim Anblick von Gretas ernstem Gesicht selbst nicht mehr froh sein konnte.

Als sich nach Tisch die alten Herrschaften wie üblich zu einem Ruhestündchen zurückzogen, führte Greta Graf Solmshausen auf seinen Wunsch an ihren Geburtstagstisch. Er bewunderte ihn pflichtschuldigst, aber seine Gedanken war nicht bei dem, was er aussprach. Unablässig forschte er in Gretas stillem Gesicht; er merkte bald, daß sie seinen Blicken auswich wie in angstvoller Scheu.

Sein Blick fiel wieder auf das schlichte Schmuckstück an ihrem Halse.

„Sie haben da ein eigenartiges Schmuckstück angelegt, mein gnädiges Fräulein, das ich noch nicht bei Ihnen sah," bemerkte er.

Greta faßte nach dem Medaillon, und ihre Hand zitterte.

„Ich bekam es erst heute — das heißt, es gehörte schon mir —, Mutter hat es nur bis heute für mich verwahrt," antwortete sie leise — und dann bat sie plötzlich mit zitternder Stimme, die Herren möchten sie entschuldigen, sie fühle sich angegriffen und müsse sich zurückziehen.

Lothar sah ihr mit einem verlegenen Blick nach und sagte dann zu seinem Freunde:

„Deine Schwester scheint heute wirklich sich nicht recht wohl zu fühlen, Hans Henner, sie ist so blaß und still."

Hans Henner nahm seinen Arm.

„Laß nur, Lothar, achte nicht weiter darauf! Greta hat heute eine große Erregung gehabt — eigentlich wir alle. Sie ist ein wenig aus dem Gleichgewicht."

Damit zog er den Freund hinaus in den Park. —

Der Tag verstrich, ohne daß der alte fröhliche Ton wieder aufkommen konnte. Als sich Graf Lothar am Abend verabschiedete, geschah es mit einem Gefühl, als sei ihm heute etwas sehr Ernstes vorenthalten worden.

Was war geschehen? Was lag zwischen gestern und heute, das Greta so seltsam verändert hatte und das auch Hans Henner und seine Eltern so befangen erscheinen ließ?

Immer wieder fragte er es sich in den nächsten Tagen, bis ihm blitzartig ein Gedanke auftauchte, der ihm alles zu erklären schien. Ja, das mußte es sein, so nur konnte er sich das alles deuten!

Greta hatte wohl nach ihrer Heimkehr ihren Eltern etwas von ihrer gegenseitigen Neigung verraten. Vielleicht hatte sie eingestanden, daß sie ihn liebte und daß seine Werbung zu erwarten sei. Und da hatte der Vater ihr wohl erklärt, daß er die Hand seiner Tochter nicht dem Sproß aus der morganatischen Ehe des Herzogs mit einer Sängerin geben könne.

Es wurde ihm zur Gewißheit: Der alte Fluch seines Lebens lastete wieder auf ihm und zerstörte nun auch sein Lebensglück.

Unablässig grübelte Lothar darüber nach, was er tun sollte. Mußte er kampflos zusehen, wie ihm sein Glück entglitt? Er geriet in eine verbitterte Stimmung, wie sie ihn früher zuweilen befallen hatte, und die Besuche in Hennersberg wurden ihm zur Qual. Endlich glaubte er diesen Zustand nicht mehr ertragen zu können. Er mußte mit Greta sprechen, mußte von

ihr selbst hören, was trennend zwischen ihnen stand. Aber wie sollte das geschehen? Sie wich ängstlich jedem Alleinsein mit ihm aus, wenn er in Hennersberg war. Wenn er sie doch einmal im Walde treffen würde, wie einst an jenem wundervollen Morgen! Ohne Zeugen mußte er mit ihr reden.

Er begann von jetzt an ruhelos die Umgegend von Hennersberg zu Pferde zu durchstreifen, in der Hoffnung, ihr zu begegnen.

So ritt er wieder eines Tages in ernster, melancholischer Stimmung durch den Hennersberger Forst. Und heute sollte sein Wunsch endlich in Erfüllung gehen. Als er aus dem Walde hinausritt, um einen schmalen Weg dicht am Ufer der Saale zu verfolgen, sah er plötzlich in nächster Nähe einen Goldfuchs friedlich grasen. Er erkannte sofort Gretas Pferd und richtete sich erwartungsvoll im Sattel empor. Wo ihr Reitpferd war, mußte auch die liebe Reiterin in der Nähe sein. Und sein scharfer Blick entdeckte sie bald. Sie saß auf einem Baumstamm, die Hände um das Knie gefaltet, und sah verträumt über den Fluß hinüber.

Schnell war er an ihrer Seite und sprang vom Pferde. Sie erschrak, als sie ihn so plötzlich vor sich sah, und sprang mit einer fluchtartigen Bewegung empor.

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, wenn ich Sie erschreckt habe. Ich sah Ihren Goldfuchs hier grasen und kam, um Sie zu begrüßen," sagte er, seine Erregung meisternd, so ruhig er konnte.

Sie hatte sich schnell gefaßt und zwang sich zu einem freundlichen Lächeln.

„Ich bin wahrhaftig erschreckt, Graf," erwiderte sie in dem höflichen, zurückhaltenden Tone, den sie jetzt immer gegen ihn anschlug.

„Sie waren in Gedanken versunken. Verzeihen Sie, wenn ich störe."

„O — es ist ganz gut, daß es geschehen ist. Ich war auf den Feldern, und weil ich sehr früh heraus bin, war ich müde und wollte eine Weile hier rasten. Sicher hätte ich mich noch länger versäumt, wenn Sie mich nicht aufgeschreckt hätten. Ich muß mich nun beeilen, heimzukehren."

Sie wollte zu ihrem Pferd hinübergehen, aber er vertrat ihr den Weg mit ernstem, entschlossenem Gesicht.

„Fräulein Greta, ich danke dem Zufall, der mich endlich in Ihren Weg geführt hat. Ich will ehrlich eingestehen, daß ich fast täglich gehofft habe, Ihnen zu begegnen. Ich habe jetzt leider nie mehr das Glück, in Hennersberg Ihre Gesellschaft auch nur auf wenige Minuten allein zu genießen, und muß doch eine Frage an Sie richten. Ich ertrage diesen Zustand nicht länger!"

Sie wurde bleich und sah mit erschreckten Augen zu ihm auf.

„Was wünschen Sie mir für eine Frage vorzulegen, Graf?" fragte sie tonlos.

„Warum weichen Sie mir aus? Warum ist Ihr ganzes Wesen mir gegenüber seit Ihrem Geburtstag so verändert?"

Sie sah verlegen zu Boden.

„Das ist wohl ein Irrtum, Graf — ich — ich wüßte nicht — daß ich — anders wäre als sonst. Ich — nein — ich weiche Ihnen nicht aus," sagte sie ganz verwirrt.

Er sah sie mit schmerzlichem Vorwurf an.

„Fräulein Greta, Sie sind ein viel zu wahrer, ehrlicher Charakter, um eine Unwahrheit sagen zu können."

Da hob sie errötend die Augen zu ihm auf. Es lag ein unsagbar trauriger Blick darin. Tief atmete sie auf.

„Nein — Sie haben recht — ich kann nicht lügen! Ich weiche Ihnen aus, weil ich Ihnen nicht mehr so wie früher begegnen kann und darf."

„Und wollen Sie mir nicht offen sagen, was zwischen uns getreten ist? Greta, ach, Greta — wenn Sie ahnten, was Sie mir angetan haben mit dieser herzlosen Zurückhaltung. Sie müssen ja wissen, wie sehr, wie unsagbar ich Sie liebe. Mein ganzes Leben hatte ein anderes, glücklicheres Gesicht bekommen, seit ich Sie kennen gelernt, seit ich eine leise Hoffnung hatte, daß Sie mir einst angehören könnten. Und neulich — am Tage vor Ihrem Geburtstag, da glaubte ich glückselig in den Himmel hineingesehen zu haben, weil ich mir einbildete, in Ihren Augen gelesen zu haben, daß Sie mir eine gleiche Neigung entgegenbringen. Ich wagte bisher nicht, um Sie zu werben, weil ich noch in Trauer um meinen Vater bin, aber ich glaubte, eines Tages würde ich es tun können, und hoffte, Ihre Liebe gehöre mir. Ach, so glücklich war ich, wie nie zuvor in meinem Leben! Und am nächsten Tage war alles so grausam verändert. Sie waren nicht mehr Sie selbst, Ihre Augen wichen mir aus, Sie waren kühl und fast abweisend zu mir. Ganz Hennersberg schien mir verändert. Wenn Sie wüßten, mit welchen Gefühlen ich an jenem Abend nach Hause zurückkehrte und was ich seitdem gelitten habe! Greta — sagen Sie mir die Wahrheit, ich flehe Sie an — habe ich mich getäuscht, als ich in Ihren Augen zu lesen glaubte, daß auch Sie mir gut sind? Bitte, sprechen Sie — ich ertrage diese Ungewißheit nicht länger."

Zitternd hatte Greta ihn angehört. Sie lehnte an ihrem Pferd und barg ihr Gesicht einen Augenblick in

den Händen. Dann raffte sie sich auf. Sie wandte ihm das blasse Gesicht wieder zu, und in ihren Augen leuchtete es, wie er es damals hatte leuchten sehen.

Leise, mit schmerzlich bewegter Stimme sagte sie, die Hände fest zusammenpressend:

„Sie haben recht gesehen, Graf. Da Sie mich danach fragen, will ich mich nicht länger hinter Ausflüchte verschanzen. Ja — ich liebe Sie, liebe Sie mit Innigkeit — auch ich habe einmal gehofft, Ihnen etwas sein zu dürfen. Das ist aber alles anders geworden — seit meinem Geburtstage. Sie haben recht gefühlt, daß an diesem Tage etwas zwischen uns getreten ist, das uns trennen muß. Erlassen Sie es mir, heute darüber zu sprechen! Auch ich habe gelitten — nicht weniger als Sie, aber ich habe mich darein fügen müssen. Tun Sie es auch — und zürnen Sie mir nicht. Später, wenn ich ruhiger geworden bin, werde ich Ihnen einmal sagen, wie das alles kam. Jetzt, bitte — lassen Sie mich fort — ich bin am Ende meiner Kraft."

Seine Augen blickten mit düsterem Schmerz in ihr zuckendes Gesicht. Ihre Worte bestätigten ihm nur, was er vermutet und gefürchtet hatte, daß Gretas Vater ihm die Hand der Tochter nicht geben würde. Als gehorsames Kind hatte Greta ihre Wünsche und Hoffnungen begraben.

Ein wahnsinniger Schmerz preßte ihm die Brust zusammen. Er half Greta in den Sattel und sah mit schmerzerfüllten Augen zu ihr auf, und als er nun auch ihren Blick, vergehend in Schmerz und Liebe, auf sich ruhen sah, da barg er sein Antlitz an ihrem Kleide.

Sie beugte sich über ihn, aber sie vermochte kein Wort des Trostes zu stammeln.

Als er zurücktrat, winkte sie ihm ein stummes Lebewohl zu, und ihrem Pferd die Zügel gebend, sprengte sie davon, wie auf der Flucht vor sich selbst.

Lothar sah ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war. Dann ließ er sich auf demselben Baumstamm nieder, auf dem Greta zuvor gesessen hatte, und stützte gedankenschwer den Kopf in beide Hände. Starr sah er in das fließende Wasser der Saale. Grübelnd erwog er jedes ihrer Worte. Es gab für ihn keinen Zweifel mehr über das, was trennend zwischen ihn und die Geliebte getreten war. Des Vaters Wille stand zwischen ihnen! Gab es denn keine Möglichkeit, ihn andern Sinnes zu machen? Wenn er zu ihm gehen, ihm schildern würde, daß sein und Gretas Glück an seiner Weigerung zugrunde gehe, konnte er dann noch darauf beharren? Vielleicht hatte er, da sich Greta so still gefügt, gar keine Ahnung, wie lieb sie einander hatten!

In unruhige Gedanken versunken, ritt Lothar nach Solmshausen zurück; in allem Schmerz tröstete ihn doch der eine Gedanke, daß Greta ihn liebte.

* * *

Zwei Tage später kamen seine Angehörigen an. Hans Henner kannte die Stunde der Ankunft und kam mit Blumen für die Damen an die Station. In seiner eignen erwartungsvollen Erregung merkte er nicht, daß Lothar stiller als sonst war.

Als der Zug einlief, gab es eine frohe, herzliche Begrüßung, die auch Lothar aus seiner bedrückten Stimmung riß. Und da fiel ihm auf, daß Hans Henner länger als üblich Silvas Hand in der seinen hielt, und daß die Augen der beiden so glücklich und selbstvergessen ineinander ruhten.

Wie sollte er das deuten? Hans Henner mußte sich doch sagen, daß sein Vater ebensowenig in eine Verbindung zwischen ihm und Silva willigen würde, wie

er eine Verbindung zwischen Greta und Lothar wünschte. Und Hans Henner war doch ein Ehrenmann und würde in Silva nicht trügerische Hoffnungen wecken, die sich nicht erfüllen konnten. Oder sollte Gretas verändertes Wesen doch einen andern Grund haben? Täuschte er sich vielleicht doch in der Annahme, daß Herr von Hennersberg ihm Greta vorenthalten wollte? —

Neue Zweifel stürmten auf ihn ein. Er hatte alle Selbstbeherrschung nötig, um seinen Angehörigen seine Stimmung zu verbergen.

Als Hans Henner sich dann verabschiedete, sagte Lothar zu ihm: „Also es bleibt dabei, Hans Henner, morgen seid ihr alle meine Gäste in Solmshausen. Tante Maria wird die Lady Patronesse während ihrer Anwesenheit in Solmshausen spielen, und ich kann nun auch als Junggeselle Gäste empfangen und mich ein wenig für die mir in Hennersberg erwiesene Gastfreundschaft revanchieren."

Hans Henner lachte.

„Du hast also Revancheglüste? Nun, du sollst genügend Gelegenheit haben, sie auszukosten! Ich werde mich in Solmshausen jedenfalls häufiger einfinden, als dir vielleicht lieb ist. Natürlich kommen wir morgen pünktlich alle vier."

Er half Silva in den Wagen, küßte den Damen die Hand und sah noch einmal in Silvas Augen. Sie gab den Blick froh und glücklich zurück, und da beugte er sich schnell noch einmal auf die kleine Hand herab.

„Auf Wiedersehen, Komteß Silva!"

„Auf Wiedersehen, Herr von Hennersberg!" —

In zwei Wagen hatte man Platz genommen. In dem einen saß Lothar mit Silva und Fürst Kastenberg und in dem andern Lori, die Fürstin Maria und Prinz Herbert.

Silva war in fröhlichster Laune. „Wie schön, ach, wie schön ist es hier!“ rief sie immer wieder entzückt.

Ihr Bruder zeigte ihr unterwegs die Schlösser Groß- und Klein-Hennersberg. In träumerischem Entzücken ruhten Silvas Augen auf dem malerisch jenseits der Saale liegenden Schloß Groß-Hennersberg.

„Also das ist Herrn von Hennersbergs Heimat,“ sagte sie leise, wie verträumt. Lothar sah sie unruhig an. Sollte seiner kleinen Schwester hier gleiches Leid widerfahren wie ihm?

* * *

In das stille Solmshausener Schloß war nun plötzlich Leben eingezogen. Lothars Schwestern fanden Solmshausen entzückend, und auch die fürstliche Familie schloß sich diesem Urteil an.

Nach dem Tee machte man eine Promenade durch den Park.

Fürstin Maria nahm Lothars Arm, Silva hängte sich in Onkel Bothos Arm, und Prinz Herbert führte Lori.

Silva plauderte fröhlich mit Onkel Botho, der munter auf ihren Ton einging. Fürstin Maria aber sah ernst und besorgt in das Gesicht Lothars, mit dem sie voranging. Sie hatte ihn schon lange heimlich beobachtet. Etwas in seinem Wesen, in seinen Augen gefiel ihr nicht.

Als er auch jetzt schweigend und bedrückt neben ihr hinschritt, sagte sie leise und gütig:

„Mein lieber Lothar, die Einsamkeit von Solmshausen scheint nicht günstig auf dich gewirkt zu haben. Du machst einen so unfrohen Eindruck auf mich, trotzdem du dich zwingst, heiter zu scheinen. Drückt dich

etwas? Dann möchte ich dir so gern helfen. Du weißt, ich sorge mich um dich wie eine Mutter."

Lothar kämpfte mit sich. Gern hätte er sich alle Qual, allen Zweifel vom Herzen gesprochen. Und Tante Maria war eine Frau, die alles verstehen würde.

Freilich war es ihm nicht leicht, das auszusprechen, was ihn quälte. Aber unter ihren gütigen Augen drängte sich doch dann all das über seine Lippen, was ihn bedrückte.

Aufmerksam und voll Teilnahme hörte Fürstin Maria ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, bis er zu Ende war. Aber dann schüttelte sie das Haupt.

„Mein lieber Lothar, du krankst noch immer an der Idee, die auch Loris Glück beinahe zerstört hätte. Ohne Herrn von Hennersberg zu kennen, möchte ich glauben, daß es ihm nie einfallen würde, dir die Hand seiner Tochter aus dem von dir gefürchteten Grunde zu versagen. Nein, da muß etwas anderes vorliegen. Vielleicht ist das auch alles nicht so schlimm. Die Hindernisse zwischen dir und Greta werden sich wohl beseitigen lassen, zumal eure Herzen einander angehören. Darum sei nicht so trostlos und verzagt! Wahre Liebe kann Berge versetzen, und sie wird auch die Hindernisse zwischen euch hinwegräumen. Ich bin froh, daß wir gerade jetzt hierhergekommen sind. Vielleicht kann ich dir helfen. Es soll mit Freuden geschehen!"

So sprach sie ihm tröstend und ermutigend zu.

Dankbar führte er ihre Hand an seine Lippen.

„Du hast immer einen Trost bereit, Tante Maria! Es war mir eine Erlösung, daß ich mich einmal aussprechen konnte! Morgen wirst du ja Greta kennen lernen."

Die Fürstin lächelte.

„Ich muß wohl sagen, daß ich selten einem Menschen mit so großem Interesse entgegengesehen habe als diesem Mädchen, von dem ihr Bruder erzählte, daß sie mir ähnlich sei!"

* * *

Am nächsten Tage kamen die Hennersberger zu Tisch nach Solmshausen.

Die Begrüßung war von beiden Seiten gleich herzlich und der Ton so warm, als kenne man sich schon seit Jahren.

Als Fürstin Maria und Greta sich gegenüberstanden, öffneten beide ihre Augen groß und weit, und der Ausdruck der Überraschung, der auf beiden Gesichtern lag, ließ die Ähnlichkeit zwischen ihnen noch deutlicher hervortreten.

Eine leise Wehmut lag auf dem Antlitz der Fürstin.

Wenn mein Töchterchen am Leben geblieben wäre, es könnte mir nicht ähnlicher sein als dieses Mädchen, dachte sie.

Da trat Fürst Botho zu den beiden und sagte, sich vor Greta verneigend: „Mein gnädiges Fräulein, bisher habe ich behauptet, es sei unmöglich, daß es eine zweite Frau auf Erden gibt, in der sich alle Vorzüge vereinen, die mir meine Frau so liebenswert machen. Sie aber, gnädiges Fräulein, widerlegen diese Behauptung! Wenn ich Sie ansehe, könnte ich glauben, meine Frau sei in verjüngter Gestalt noch einmal vor mich hingetreten."

Greta sah freundlich lächelnd zu ihm auf — aber es war ein Lächeln, das von Schmerzen wußte und das in dem jungen Gesicht ergreifend wirkte.

Fürst Botho zuckte betroffen zurück. So hatte ihn damals Schwester Maria angeblickt, als sie ihm ge-

sagt hatte, daß sie seine Werbung nicht annehmen dürfe.

„Wahrlich, ich glaube, niemand kann die Größe dieser Ähnlichkeit so ganz erfassen als ich," sagte er kopfschüttelnd.

„Ja, es ist wirklich wunderbar," sagte jetzt auch Fürstin Maria — „Sie könnten meine Tochter sein, mein gnädiges Fräulein. Ihr Herr Bruder hat nicht zuviel gesagt. Auch Graf Lothar hat es mir schon versichert — und trotzdem bin ich überrascht."

„Durchlaucht können mir glauben, daß ich nicht minder überrascht bin," antwortete Greta befangen.

Lori und Silva zogen nun Greta in ein Gespräch und kamen ihr so lieb und herzlich entgegen, daß sie ihnen in gleicher Weise begegnen mußte. Es waren ja Lothars Schwestern, und Greta hatte sie schon geliebt, ehe sie diese noch kannte! —

Greta hatte sich nur schweren Herzens entschlossen, mit nach Solmshausen zu fahren. In ihrem Herzen zitterte noch die Erregung nach, die ihre letzte Begegnung mit Lothar in ihr wachgerufen hatte. Aber sie konnte nicht allein zurückbleiben, da dies aufgefallen wäre.

Die Eltern hatten Greta in all der Zeit ruhig gewähren lassen, hatten sie nur mit doppelter Liebe und Fürsorge umgeben wie ein krankes Kind.

„Sie findet sich schon zurecht, laß ihr nur Zeit, sie ist ein Charakter, der nichts leicht nimmt," hatte Herr von Hennersberg zu seiner Frau gesagt.

Und so ließen sie Greta gewähren.

Nun freute sich Herr von Hennersberg, daß sie scheinbar so heiter und ungezwungen mit den beiden Komtessen plauderte, und hatte doch keine Ahnung, wie schwer Greta unter dem Gedanken litt, daß sie nicht seine Tochter sei.

Fürstin Maria sah immer wieder zu Greta hinüber. Zuweilen trafen sich dann auch ihre Augen mit denen Lothars wie im stillen Einverständnis.

Dann meldete ein Diener, daß angerichtet sei.

Fürst Botho führte Frau von Hennersberg zu Tisch, Herr von Hennersberg die Fürstin. Prinz Herbert sicherte sich Lori als Tischnachbarin, und Hans Henner verbeugte sich vor Komteß Silva, die seinen Arm glückstrahlend nahm.

So fügte es sich ganz von selbst, daß Greta von Graf Lothar geführt wurde. Mit einem schmerzlich bittenden Blick sah er in ihre Augen, und willig legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

Man nahm an der festlich dekorierten Tafel Platz. Die Unterhaltung wurde bald so allgemein und lebhaft, daß Lothar sich unbemerkt an seine Nachbarin wenden konnte.

„Wenn ich doch etwas tun könnte, mein gnädiges Fräulein, um Ihre Traurigkeit zu bannen, die in Ihren Augen liegt," sagte er leise.

Ihr Blick begegnete dem seinen.

„Auch Sie sind ja nicht fröhlicher als ich, Graf," antwortete sie und versuchte zu lächeln.

„Fühlen Sie das, fragte er leise.

„Ich sehe es."

Lothar überzeugte sich, daß niemand auf sie achtete, und seine Stimme noch mehr dämpfend, sagte er:

„Ich kann mich nicht darein finden, daß Sie mir verloren sein sollen! Mein ganzes Leben wäre inhaltlos."

Sie sah sich ängstlich um.

Er bemerkte es wohl und fuhr fort:

„Niemand achtet auf uns, Greta — ich muß es Ihnen sagen, daß ich Sie nicht ohne Kampf aufgeben

werde. Ich flehe Sie an, nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung."

Antworten konnte sie nicht; sie schüttelte nur hilflos den Kopf.

Im selben Augenblick wandte die Fürstin sich an Greta:

„Ich habe soeben von Ihrem Herrn Vater gehört, daß Sie eine so tüchtige Landwirtin sind!"

„Papa übertreibt gern. Man wächst ganz in diesen Beruf hinein, wenn man auf dem Lande groß geworden ist. Ich bin sehr froh, zu etwas nütze zu sein."

„Sie lebten also bisher immer auf dem Lande?" fragte die Fürstin sehr interessiert weiter.

„Ja, Durchlaucht. Nur einmal war ich ein Jahr lang in Genf in Pension. Ich war aber sehr froh, als ich wieder nach Hause durfte."

„Ist es Ihnen nicht zuweilen sehr einsam geworden in Hennersberg?"

„Nein — niemals."

„Wir haben ja auch zuweilen liebe Freunde und Nachbarn zu Besuch, Durchlaucht," warf Herr von Hennersberg ein. „Und dann ist Greta so beanlagt, sich selbst die beste und anregendste Gesellschaft zu sein."

Die Fürstin nickte.

„Ja, ja — das glaube ich wohl. Aber wenn man jung ist, verlangt man doch ein wenig nach Abwechselung."

O, dafür hat schon Hans Henner gesorgt, wenn er zu Hause war," sagte Greta lächelnd.

„Was ist mit mir? Wofür habe ich gesorgt?" fragte jetzt Hans Henner, der seinen Namen gehört hatte.

„Für Abwechselung hat du gesorgt," erklärte Greta.

Die Unterhaltung wurde allgemein. Die Fürstin sah immer wieder zu Greta und Lothar hinüber und sann darüber nach, wie den beiden zu helfen sei.

Sie konnte es so gut verstehen, daß Lothar Greta innig liebte, fühlte sie doch selbst schon nach dieser kurzen Bekanntschaft eine warme Sympathie für dieses schöne, wohlerzogene, junge Mädchen.

* * *

Für den andern Tag hatten die jungen Leute einen Ausflug vereinbart, an dem auch Greta teilnahm, obgleich sie sich am liebsten ausgeschlossen hätte. Aber sie bezwang sich tapfer, sie unterdrückte gewaltsam das wehmütige Gefühl über ihr eignes zerstörtes Glück und suchte sich am Glück der andern zu freuen. Sie sah, wie zuweilen die Blicke der schönen Komtesse Lori mit denen Prinz Herberts zusammentrafen im seligen Selbstvergessen, sie bemerkte, wie Hans Henners und Silvas Augen sich suchten. Ihr war zuweilen zumute, als gehöre sie gar nicht zu diesen Glücklichen.

Wie herrlich mußte es sein, ein solches Glück sein eigen zu nennen! Sie neidete es ihnen nicht. —

Lothar sah immer wieder in ihr Gesicht. Und da zuckte es jedesmal wie ein scheues, leises Hoffen in ihr auf. War es nicht dennoch möglich, daß er auch die schlichte Greta Raimund zur Gattin begehrte? Er liebte sie doch, beseligt empfand sie es, daß sie geliebt wurde.

Hätte sie denn einen Unterschied gemacht, ob der Erwählte ihres Herzens von hoher oder einfacher Herkunft war? Oh nein — tausendmal nein!

Und hatte Lothars Vater nicht auch ein bürgerliches Mädchen gefreit, hatte nicht Fürst Rastenberg eine Krankenpflegerin zur Gemahlin erwählt? War

es nicht töricht und kleinmütig von ihr, eine Kluft zwischen sich und dem Geliebten aufzureißen, ohne zu versuchen, ob sie nicht zu überbrücken war? Mußte sie es nicht ihm überlassen, darüber zu entscheiden, ob er eine Greta Raimund zur Gattin wählen wollte?

Ach, ihr Stolz, ihr törichter Stolz!

Sie nahm sich vor, ihm später alles zu sagen, wenn sie wieder einmal mit ihm allein sein würde.

Diese Erwägungen beruhigten sie einigermaßen, so daß sie wenigstens nach außen ihre Fassung behaupten konnte.

* * *

Im regsten Verkehr zwischen Solmshausen und Hennersberg vergingen die Tage. Man war fast täglich zusammen. Dafür sorgten schon Hans Henner und Silva.

Bisher hatte Hans Henner allerdings seiner Liebe noch keine Worte verliehen. Die beiden glücklich veranlagten Menschen quälten sich nicht mit schweren Gedanken. Sie genossen die selige Zeit des Suchens und Findens in ungetrübter Glückseligkeit!

Aber dann sagte sich Hans Henner doch, daß es an der Zeit sei, Lothar als dem Haupt der Familie seine Wünsche und Absichten zu offenbaren. Zwar war Fürst Botho Silvas gesetzlicher Vormund, aber diesem wollte er erst mit einer bestimmten Werbung um Silvas Hand entgegentreten, wenn zwischen ihm und ihr alles klar war. Lothar aber hatte als sein Freund ein Anrecht, seine Absicht schon vorher zu erfahren.

Und so ritt Hans Henner eines Tages nach Solmshausen hinüber in der Absicht, sich mit Lothar auszusprechen.

Es traf sich gut. Die Gäste Lothars befanden sich auf der Terrasse hinter dem Schloß; Lothar kam ihm gerade in der großen Halle entgegen.

Sie begrüßten sich herzlich wie immer. „Gehe hinaus auf die Terrasse, Hans Henner, da findest du alle beisammen. Mich entschuldige einen Augenblick, ich will noch einige Anordnungen treffen und komme dann nach," sagte Lothar.

Hans Henner hielt ihn fest.

„Es ist mir lieb und erwünscht, lieber Lothar, daß ich dich allein treffe. Ich möchte dich um eine Unterredung unter vier Augen bitten, ehe ich die andern Herrschaften begrüße."

Lothar sah ihn verwundert an, nahm aber dann den Arm des Freundes und führte ihn in sein Arbeitszimmer.

„So, mein Lieber, hier sind wir ungestört. Nun sage mir, was du auf dem Herzen hast."

Sie nahmen einander gegenüber Platz. Hans Henner holte Atem. Sein sonst so heiteres Gesicht war ernst und zeigte Spuren der inneren Erregung.

„Ich will mich ganz kurz fassen, Lothar. Zwischen uns braucht es nicht vieler Worte. Ich liebe deine Schwester Silva, ich liebe sie schon, seit ich sie das erstemal gesehen habe. Ich habe mich geprüft, ehrlich und ernsthaft, und bin zu der Überzeugung gekommen, daß diese Liebe unerschütterlich ist. Auch bin ich voll froher Zuversicht, daß Silva meine Liebe erwidert, obwohl wir noch kein Wort darüber gesprochen haben. So etwas fühlt man. Ich habe also die Absicht, mich um deine Schwester zu bewerben und bei nächster Gelegenheit ihr die Frage vorzulegen, ob sie meine Lebensgefährtin werden will. Das wollte ich dir sagen, weil du als Silvas Bruder und mein Freund ein Anrecht

auf meine Offenheit hast. Ich hoffe, du hast nichts dagegen einzuwenden."

In Lothars Zügen zuckte es wie unterdrückte Erregung, seine Augen blickten unruhig in die des Freundes.

„Hans Henner, an meiner Zustimmung soll es nicht fehlen, auch für die Onkel Bothos, der meiner Schwester Vormund ist, glaube ich bürgen zu können. Aber dein Vater, Hans Henner, dein Vater! Wird er einwilligen, daß du die Tochter meines Vaters aus seiner morganatischen Ehe mit einer Bürgerlichen zur Frau nehmen willst? Ich rate dir, dich zuerst seiner Einwilligung zu versichern, ehe du die Ruhe meiner Schwester störst."

Wie in schmerzliche Bitterkeit getaucht klangen seine Worte.

Hans Henner faßte seine Hand.

„Glaubst du, ich wäre mit dieser Frage zu dir gekommen, wüßte ich mich nicht eins mit meinen Eltern? Meines Vaters Zustimmung zu dieser Verbindung habe ich mir schon eingeholt, als ich zu Weihnachten von Lehnsdorf nach Hause kam."

Lothar war erregt aufgesprungen.

„Ist das wahr, Hans Henner, dein Vater hat also kein Bedenken?"

Hans Henner schüttelte den Kopf.

„Gewiß ist es wahr. Glaubst du, ich treibe mit solch ernsten Herzensangelegenheiten Scherz? Aber mir scheint, mein lieber Lothar, daß du dich wieder einmal in deine alte Stimmung verrannt hast. Glaube mir, meine Eltern werden Silva mit offenen Armen als Schwiegertochter aufnehmen!"

In großer Erregung schritt Lothar im Zimmer auf und nieder.

„Hans Henner, du siehst mich in einem Zustand, der dir unbegreiflich erscheinen muß. Ich will dir aber alles erklären. Es muß jetzt von meiner Seele herunter, was mich schon seit Wochen namenlos quält und peinigt. Vielleicht kannst du mir helfen, wenn du erkannt haben wirst, woran mein ganzes Lebensglück zu scheitern droht."

„Was ist dir, Lothar?" fragte Hans Henner betroffen.

Lothar blieb vor dem Freunde stehen.

„Höre mich an, Hans Henner — ich muß dir alles anvertrauen. Ich liebe deine Schwester Greta, liebe sie mit einer Tiefe und Innigkeit, die mein ganzes Sein verändert hat. Ein glücklicher Mensch war ich, als ich zu bemerken glaubte, daß Greta meine Liebe erwidere. So dankbar war ich dem Schicksal, daß es mir Greta in den Weg geführt hatte. Du kannst dir vielleicht gar nicht denken, wie solch ein Gefühl auf einen Menschen, wie ich es bin, wirkt. Ich war glückselig, als ich aus Gretas Augen las, daß mir ihr Herz gehöre. Und dann war eines Tages alles anders. Mit einem Schlage war Gretas Wesen mir gegenüber verändert, sie wich mir aus, war kühl und abweisend, daß ich der Verzweiflung nahe war. Zugleich merkte ich an jenem Tage, daß deine Eltern mir gegenüber seltsam befangen waren, und daß ihr alle bedrückt und unfrei schient. Ich zerbrach mir den Kopf darüber und kam zu der Annahme, daß Greta ihre Liebe zu mir deinen Eltern eingestanden hatte, und daß diese nicht in eine Verbindung mit mir willigen. Ich versuchte nun, Greta allein zu sprechen, um mir darüber Gewißheit zu holen. Endlich traf ich sie im Hennersberger Forst am Flußufer. Da habe ich ihr gesagt, wie sehr ich sie liebe, wie mich ihr verändertes Wesen unglücklich macht. Ich flehte sie an, mir zu sagen, weshalb sie so verändert

sei. Sie suchte erst auszuweichen. Aber ihr wahrer Charakter siegte dann doch über diese haltlosen Ausflüchte. Sie sagte mir, zitternd vor Erregung, daß auch sie mich liebe und auf eine Vereinigung zwischen uns gehofft habe, aber es sei etwas Trennendes zwischen uns getreten. Eine Verbindung sei unmöglich geworden. Sie würde mir später einmal sagen, wie alles gekommen, jetzt sei sie außerstande dazu, da sie am Ende ihrer Kraft sei. Fassungslos ritt sie davon. Dies alles hatte es mir zur Gewißheit werden lassen, daß dein Vater gegen unsere Verbindung ist. Und nun sagst du, dein Vater willige in deine Verbindung mit Silva! Dann kann er doch auch Greta nicht verweigern, die Meine zu werden! Hans Henner, kannst du mir dies Rätsel lösen?"

Hans Henner hatte sich gleichfalls erhoben. Er legte seine Hand auf Lothars Arm.

„Wann war das — ich meine, wann merktest du diese Veränderung in Gretas Wesen?"

„Es war an Gretas Geburtstag. Erinnere dich, sie ging nach Tisch nicht wie sonst mit uns ins Freie, sondern schützte Kopfweh vor. Ich fragte dich, was deiner Schwester fehle, und du batest mich, nicht darauf zu achten, ihr alle hättet eine große Erregung gehabt, vor allem Greta."

Hans Henner nickte. „Da muß ich dir wohl zur Klarheit helfen, mein lieber Lothar. Greta hat wohl, im ähnlichen Sinne wie du, geglaubt, ihre Herkunft sei ein Hindernis zwischen euch."

„Ihre Herkunft? Wie soll ich das verstehen?"

Hans Henner zog Lothar neben sich. „Komm, setze dich und höre mir zu. Ich muß dir da eine Eröffnung machen, die ich eigentlich Greta selbst überlassen wollte. Arme, törichte Greta — jetzt verstehe ich, weshalb sie

das alles so schwer getroffen hat. Wenn ich dir doch gleich alles gesagt hätte an Gretas Geburtstag! Also, um dich erst einmal zu beruhigen: an Gretas Geburtstag erfuhren wir von meinen Eltern, daß Greta nicht meine Schwester ist."

Lothar blickte verwundert den Freund an.

„Nicht deine Schwester?"

„Nein, meine Eltern haben sie nur wie ihr eignes Kind aufgezogen. Diese Eröffnung hat Greta aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht. Nun verstehe ich auch warum. Sie hat in ihrer feinfühligen Art sicher angenommen, daß ein Graf Solmshausen wohl eine Freiin von Hennersberg, aber nicht eine schlichte Greta Raimund zur Frau nehmen würde, und ihr Stolz hat ihr verboten, dir das zu sagen und dich vor eine Entscheidung zu stellen. Nur so kann ich mir das alles erklären."

Lothar sah den Freund an, als verkündige er ihm eine Himmelsbotschaft. Er drückte seine Hand in überquellender Freude.

„Hans Henner, wenn du wahr sprächst!" stieß er hervor.

„Es kann kaum anders sein, Lothar, glaube es mir. Greta hat in diesen Wochen nicht ihre sonstige Ruhe und Klarheit besessen, sonst hätte sie sich und dich nicht so gequält. Aber nun laß dir kurz erzählen, wie Greta in unser Haus gekommen ist."

Kurz und knapp berichtete er, was er von seinem Vater gehört hatte. Als Hans Henner geendet hatte, sagte Lothar freudig erregt:

„Lieber Freund, ich muß jetzt sofort nach Hennersberg hinüberreiten und mit Greta sprechen. Keinen Augenblick länger als nötig soll sie sich quälen mit so törichten Gedanken, und wenn uns wirklich nichts trennt als das, dann kehre ich als der glückseligste

Mensch wieder heim. Gehe du auf die Terrasse zu den andern und entschuldige mich!"

Hans Henner nickte.

„Glück auf den Weg! Du findest Greta in den Obstgärten."

Lothar dankte und stürmte davon, ohne sich weiter um den Freund zu kümmern. Der sah ihm lächelnd nach.

„Die Liebe macht die vernünftigsten Menschen zu Toren," dachte Hans Henner.

Noch ehe Hans Henner zur Terrasse zurückgekehrt war, trat ihm Silva entgegen. Sie errötete jäh, als sie Hans Henner erblickte.

„Ich, Herr von Hennersberg! Ich wollte nur nach Lothar sehen, denn Lori und Herbert sind wieder einmal für andere Sterbliche nicht zu haben, und Onkel Botho und Tante Maria sind in allerlei ernste Beratungen vertieft und wollen nicht gestört sein. Da ich mich langweilte, wollte ich Lothar aufsuchen. Er hat doch die Verpflichtung, seine Gäste zu unterhalten," plauderte sie halb lachend, halb verlegen.

Hans Henner nahm ihre Hand und küßte sie.

„Lothar ist plötzlich abgerufen worden und eben davongeritten. Ich sollte es den Herrschaften melden. Gestatten Sie mir, daß ich an seiner Stelle versuche, Ihnen die Langweile zu vertreiben?"

Sie nickte lachend.

„Ja, natürlich, sehr gern sogar! Sind Sie allein gekommen oder ist Ihre Schwester Greta auch hier?"

„Nein, ich bin allein. Greta hat soviel Arbeit, weil ich unbedingt nach Solmshausen mußte."

„Haben Sie hier wirklich so Wichtiges zu tun, daß Sie Ihre Arbeit versäumen müssen?"

Er nickte zustimmend.

„Ja, sogar etwas äußerst Wichtiges!“

„Darf man fragen, was?“

„Komteß Silva die Langweile vertreiben.“

Sie lachte beglückt.

„Ach, das wußten Sie schon in Hennersberg, daß ich mich langweile?“

„Ich ahnte es.“

„Und was wird Ihr Herr Vater dazu sagen, daß Sie Ihre Pflichten versäumen — nur, um mir die Langweile zu vertreiben?“

„Er wird es ganz in Ordnung finden!“

Sie wurde ernst.

„Ach nein, jetzt machen Sie sich wohl gar lustig über mich. Ich werde Sie wieder nach Hause schicken müssen.“

Er sah sie liebevoll an.

„Nein, das werden Sie nicht tun, Komteß Silva,“ sagte er bestimmt.

Sie atmete beklommen.

„Nun kommen Sie aber, bitte, auf die Terrasse zu den andern.“

Er schüttelte den Kopf.

„Bedenken Sie doch, Komteß Silva, Fürst und Fürstin Rastenberg wollen nicht gestört werden, und Prinz Herbert und Komteß Lori können uns auch nicht gebrauchen.“

Sie stand unschlüssig. Der Schelm lachte in ihren Augen.

„Ja, was tun wir dann?“

O, ich wüßte schon etwas. Haben Sie schon im großen Waffensaal all die interessanten Altertümer gesehen? Sonst erbiete ich mich als Führer. Ich habe mit Lothar alles gesichtet und geordnet und weiß genau Bescheid. Und da es doch mein Amt ist, Ihnen die

Langweile zu vertreiben, gestatten Sie mir vielleicht, Sie dahin zuführen. Wir können uns alles in Ruhe ansehen. Es ist ja nur, damit wir die Herrschaften nicht stören."

Sie neigte das Köpfchen und wiederholte etwas verlegen die Worte: „Damit wir nicht stören."

Er verbeugte sich und reichte ihr den Arm. Im großen Waffensaal, das wußte er genau, würden sie ungestört sein, denn dieser Saal lag abseits von den bewohnten Räumen.

Stumm gingen sie durch die große Halle, die von Kreuzgewölben überspannt war. Kunstvolle Malereien schmückten Decke und Wände. Waffen und Rüstungen, Wappen und Humpen dekorierten malerisch den weiten Raum.

Eine breite Steintreppe, mit Teppichen belegt, führte aus der Halle empor in den ersten Stock. Langsam durchschritten die beiden jungen Menschenkinder die im ersten Stock gelegenen, reich ausgestatteten Räume, bis sie in den Waffensaal gelangten. Das war ein weiter Raum mit tiefen Fensternischen, der einem Museum glich, so viel Raritäten und Altertümer waren hier in zwanglos bunter Reihe aufgespeichert.

Silva schüttelte die leise Beklommenheit ab, die sich ihrer bemächtigt hatte, als sie mit Hans Henner allein durch das Schloß schritt. Sie plauderte tapfer darauf los, und Hans Henner erklärte eifrig die Sehenswürdigkeiten. Aber nach einer Weile ließ dieser Eifer doch bedenklich nach.

Silva hatte in einer der tiefen Fensternischen in einem hohen Lehnstuhl Platz genommen.

Hans Henner betrachtete sie eine Weile.

„Wissen Sie, woran Sie mich jetzt erinnern, Komteß Silva?" fragte er mit verhaltener Stimme.

Sie sah unsicher in sein erregtes Gesicht.

„Darf ich's erfahren?"

„An jene Stunde, da Sie mit mir in Lehnsdorf über das Glück philosophierten. Sie saßen am Kamin, genau in solch einen hohen Lehnstuhl geschmiegt. Ihre Füßchen ruhten auf dem Gitter des Kamins, und die Glut warf rötlich-goldene Funken über Ihr Haar. So habe ich Sie oft im Traume und im Wachen vor mir gesehen. Und jedes Ihrer Worte von damals ist in meinem Gedächtnis geblieben. Erinnern Sie sich noch?"

Sie nickte versonnen.

„Ja, auch ich habe mir die Worte gemerkt."

Er trat näher an sie heran.

„Sie sagten damals, Sie möchten so gern glücklich sein. Ich fragte Sie: ‚Sind Sie es nicht?' Da antworteten Sie mir, daß Sie nicht glücklich sein könnten, wenn Sie sich nach Glück sehnten."

„Ja, und Sie behaupteten — ein Weiser habe gesagt — daß Sehnsucht Glück sei."

„Und Sie wollten diesem Weisen nicht recht geben. Komteß Silva, ich glaube, Sie hatten recht. Ich sehnte mich all die Zeit nach einem Wiedersehen mit Ihnen — und nun Sie hier sind, da fehlt mir doch noch immer recht viel zu meinem Glück. Silva, Sie müssen wissen, wonach ich mich sehne! Sie müssen wissen, daß ich Sie liebe! Es ist vielleicht nicht recht, daß ich meine Sehnsucht nicht zügeln kann, bis Sie die Trauer um Ihren Vater abgelegt haben. Aber wenn Sie von Solmshausen fortgehen, sehe ich Sie vielleicht lange Zeit nicht mehr. Und — ich kann dann nicht mit ungelösten Fragen zurückbleiben und wieder so schmerzlich auf ein Wiedersehen warten. Nein — ich will Gewißheit haben, daß ich Sie bald für immer nach Hennersberg holen darf. Wollen Sie mir diese Gewißheit

geben? Wollen Sie meine liebe, süße, kleine Frau werden, Silva?"

Wie Lachen und Weinen zugleich zuckte es über ihr Gesicht. Und lachend und weinend rief sie glückselig:

„Hans Henner! Mein Hans Henner!"

Ihre ganze freudige, glückselige Liebe lag in diesen Worten.

Er zog sie in seine Arme.

„Silva — süße, kleine Silva!"

Das fand das blonde Komteßchen ganz wunderschön. So eine echte, rechte Liebeserklärung mit allem, was von Rechts wegen dazu gehört. Ach, das war ein feierlicher Moment!

Aber als er sie dann fest an sein Herz drückte, seine Augen tief in die ihren senkte mit dem heißen, leidenschaftlichen Ausdruck des werbenden Mannes, da wurde das Weib in ihr wach. Und als seine Lippen die ihren im ersten Kuß fanden, da ging es wie ein glückseliger Schauer über sie hin. Willenlos lag sie in seinen Armen und schmiegte sich an ihn.

Lange konnten die beiden glücklichen Menschen sich nicht zurückfinden in die Wirklichkeit. Endlich raffte sich Silva auf, strich sich das Haar aus der Stirn und sagte aufatmend:

„Du, Hans Henner, was sagen wir nun den andern, wo wir so lange gewesen sind?"

Er vergrub sein Gesicht in die goldene Lockenflut und erwiderte scherzhaft:

„Ich sage, daß ich in einem Wunderland war. Und du, Silva, was wirst du sagen?"

Sie lachte leise.

„Ach, was werden sie alle für Augen machen. Sie halten mich ja alle noch für ein halbes Kind. Nur Lori nicht. Und nun bin ich Braut! Du, Hanns Henner, das ist doch eine Respektsperson."

Sie reckte ihre zierliche Figur, und da hob er sie beglückt hoch empor.

„Also Lori hält dich nicht mehr für ein halbes Kind?“ fragte er, sie zärtlich an sich ziehend.

„Nein, Lori weiß, daß ich dich liebe, aber nur ein einziges Mal habe ich ihr meine Sehnsucht verraten.“

„Also du hast dich nach mir wirklich gesehnt?“

„Ach, du großer, dummer Hans Henner, ich kann dich ja kaum um den Hals fassen, so groß bist du.“

Er drückte ihr Köpfchen an seine Brust.

„Gerade bis ans Herz reichst du mir, mein Blondchen. So ist es recht — so lieben es die Hennersberger. Sie müssen sich herabbeugen können zu ihren Frauen. Ach, Silva, ich glaube, ich werde dich wohl ganz schrecklich verwöhnen. So ein zierliches Persönchen kann man ja nur recht behutsam anfassen.“

Dann sagte Silva mit drolliger Wichtigkeit:

„Nun mußt du bei Onkel Botho und Lothar ganz feierlich um meine Hand anhalten, Hans Henner!“

Er lachte.

„Lothars Einwilligung habe ich schon, und vor Onkel Durchlaucht fürchte ich mich nicht.“

„Aber mir ist bange, Hans Henner, was deine Eltern dazu sagen. Werden sie mich auch haben wollen? Ich bin ein so unerfahrenes Geschöpf. Nichts, gar nichts habe ich gelernt, was dazu gehört, eine rechte Gutsfrau zu werden. Aber ich will mir wirklich viel Mühe geben.“

Er strich gerührt über ihr Haar.

Darüber mache dir keine Sorgen, mein Liebling! Es geht auch so. Du sollst meinem Hause ein Schmuck sein — und meinem Leben der Sonnenstrahl. Alles andere findet sich von selbst.“

„Wir haben ja auch Greta noch, sie ist tüchtig,“ tröstete sie sich und ihn.

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, du mußt ganz allein mit mir auskommen. Die Eltern ziehen nach Klein-Hennersberg, wenn ich dich heimführe."

„Und Greta geht mit ihnen?"

„Ich glaube kaum," sagte er schalkhaft lächelnd.

Sie sah erschrocken auf.

„Nicht? Aber wo bleibt sie denn? Ich hatte den einen Trost, daß ich sie in wirtschaftlichen Dingen immer um Rat fragen kann."

„Nun — das wird doch wohl möglich sein. Wenn Greta nämlich nicht mit nach Klein-Hennersberg geht, dann geht sie mit Lothar nach Solmshausen. Er ist eben zu ihr geeilt, um sie zu fragen, ob sie es tun will."

Mit großen, erstaunten Augen sah sie zu ihm auf.

„Ach, Hans Henner — mein Bruder und Greta — was soll denn das werden?" stammelte sie verwirrt.

„Hoffentlich zum Schluß eine dreifache Hochzeit," sagte er lachend.

„Lieber Gott, das wäre zu schön! Wenn das mein guter Vater noch hätte erleben können, er war oft in Sorge um uns. Also Lothar und Greta — sie haben sich auch lieb, ja?"

„Sehr lieb, so lieb, daß sie beinahe beide sehr unglücklich geworden wären. Komm, Herzlieb, das muß ich dir noch erzählen, solange mußt du noch bei mir bleiben."

„Ja, ja — aber die andern, Hans Henner."

„Ach, die stören wir doch nur."

Sie lachte.

„Außerdem ist das von Greta und Lothar doch sehr wichtig. Also erzähle!"

Und Hans Henner erzählte. So verging noch eine Weile, ehe sie endlich auf die Schloßterrasse zurück-

kehrten. Fürst und Fürstin Kastenberg und auch Prinz Herbert und Lori nahmen an, daß Hans Henner eben erst gekommen sei. Man begrüßte ihn erfreut, und er ließ die Herrschaften vorläufig in dem Glauben, daß er wirklich erst soeben angekommen sei. Silva hatte mit ihm verabredet, daß sie Lothars Rückkehr abwarten wollten, ehe Hans Henner mit Fürst Kastenberg sprach.

Aber ihrer Schwester Lori flüsterte Silva leise zu, was im Waffensaal geschehen war.

„Wo steckt nur Lothar, er ist schon seit einer Ewigkeit verschwunden?" fragte jetzt Prinz Herbert.

„Er ist in einer wichtigen Angelegenheit abgerufen worden," erwiderte Silva schnell.

„Ist das eine Art von unserm Wirt, uns hier unserm Schicksal zu überlassen?" fragte Herbert.

Silva sah ihn neckend an.

„Ach geh, Herbert, du hast ihn ja doch bis jetzt noch gar nicht vermißt."

„Woher willst du das wissen, kleine Schwägerin."

Sie lachte und sah Hans Henner verstohlen an.

„Weil du und Lori überhaupt nicht merkt, ob jemand da ist. Ihr betrachtet andere Menschen doch nur als störend. Deshalb bin ich vorhin auch fortgelaufen. Und wenn man dann aus bloßer Langweile auf Torheiten verfällt, dann wundert ihr euch auch noch!"

Herbert und Lori lachten sich an. Hans Henner trat an Silvas Seite und flüsterte ihr zu:

„Du Schelm — die ‚Torheiten' nimmst du zurück!"

* * *

Lothar hatte sein Pferd heute nicht geschont. Ihm war zumute, als wäre jede Minute, die ihn noch von Greta trennte, eine Ewigkeit. Sein Herz schlug so

wild, wenn er daran dachte, daß ihr Herz noch voll Traurigkeit war, während in das seine schon die frohe Hoffnung auf Erlösung von aller Pein eingezogen war. Jede Minute, die er dem Schicksal abjagte, war eine Minute weniger des Leids für Greta.

Wie im Sturm ging es an Klein-Hennersberg vorbei, wie im Sturm über die Saalebrücke.

Endlich, endlich war er auf der Höhe, und nun ging es im Galopp bis vor das Schloß.

Ehe noch der Reitknecht kam, war Graf Lothar aus dem Sattel und führte ihm das Pferd entgegen.

Ein Diener erschien am Portal. Lothar winkte ab.

„Nicht melden! Das gnädige Fräulein ist doch noch in den Obstgärten?"

„Zu Befehl, Herr Graf!"

„Gut, gut, ich finde mich schon selbst dahin."

Damit eilte er nach den Gartenterrassen. Seine Augen flogen suchend umher, endlich entdeckte er Greta.

Sie trug ein weißes Leinenkleid mit einer großen Ärmelschürze darüber, auf den goldbraunen Flechten saß ein breitrandiger Schutzhut. Sie hatte Lothar nicht kommen sehen, und als er nun neben sie trat, erschrak sie. Erblassend wandte sie ihm ihr Gesicht zu.

„Sie hier, Graf? Hans Henner ist nach Solmshausen hinüber," sagte sie verlegen.

Er verneigte sich.

„Ich weiß es, mein gnädiges Fräulein, ich habe mit ihm gesprochen. Er ist noch drüben."

Unsicher sah sie ihn an.

„Hans Henner ist doch nichts geschehen?"

„Nein, nein, seien Sie unbesorgt! Aber, ich habe Ihnen viel zu sagen, darf ich Sie um einige Minuten Gehör bitten!"

Greta hatte sich gefaßt. Mit ruhiger Anmut neigte sie das Haupt. Dann legte sie die Schürze ab und

streifte die Handschuhe von den Händen. Den Schutzhut hing sie an den Arm.

„So kommen Sie, bitte, ins Haus."

Sie schritt an seiner Seite die Terrassen empor. Oben angelangt, wollte sie sich dem Eingang zum Schloß zuwenden. Er sah sie bittend an.

„Ich möchte allein mit Ihnen sprechen, gnädiges Fräulein. Drinnen im Haus begegnen uns vielleicht Ihre Eltern. Bitte gestatten Sie mir, daß ich Sie in den Park führe. Dort sind wir jetzt sicher ungestört."

Unruhig sah sie ihn an. Sie merkte, daß er sich nur mühsam beherrschte. Aber der bittende Blick seiner Augen zwang sie, seinem Wunsche nachzugeben.

Ohne ein Wort zu sagen, schritt sie an seiner Seite in den Park hinüber. Endlich blieb er vor ihr stehen und faßte nach ihrer Hand.

„Greta! Hören Sie mich an!" bat er, und seine Stimme zitterte leise vor innerer Erregung.

„Ich bin in Eile von Solmshausen herübergeritten, um eine Frage an Sie zu richten, eine Frage, von der unser beider Glück abhängt. Sie haben mir neulich, als ich Sie im Walde traf, gesagt, daß sich seit Ihrem Geburtstag eine Kluft zwischen uns aufgetan habe. Und da glaubte ich, Ihr Herr Vater wäre trennend zwischen uns getreten, weil er nicht zugeben wollte, daß seine Tochter einem Manne angehörte, dessen Mutter bürgerlicher Herkunft war."

Greta zuckte zusammen und sah ihn erbleichend an.

O, nein, nein, wie konnten Sie so etwas glauben, das ist es nicht!"

„Nun wohl, Greta, ich hörte soeben von Hans Henner, daß es das nicht sein kann, was trennend zwischen uns stand. Hans Henner kam eben nach Solmshausen, um mir zu sagen, daß er meine Schwester Silva liebt

und sie zur Frau begehrt. Ich hörte von ihm, daß Ihr Herr Vater ohne weiteres in diese Verbindung gewilligt habe. Dadurch war meine Befürchtung also haltlos geworden. In meiner Not vertraute ich mich Hans Henner an und bat ihn, mir zu helfen, das Rätsel Ihres veränderten Wesens zu lösen. Und da hörte ich, daß Sie nicht Hans Henners Schwester sind. Hans Henner versicherte mir, nur dieser Umstand könne Sie beeinflußt haben! — Ach Greta, wozu die vielen Worte? Sage mir, hat Hans Henner recht, wenn er glaubt, du wolltest nur deshalb nicht meine Frau werden, weil du Greta Raimund bist?"

Tonlos kam es von ihren Lippen:

„Die arme Greta Raimund ist eine Waise, die nur aus Barmherzigkeit eine Heimat fand bei großherzigen Menschen. Sie kann unmöglich die Gattin eines Grafen Solmshausen werden."

Er lachte glücklich auf.

„Also das war es — wirklich nur das? Und darum hast du mich und dich so namenlos gequält?"

„Es kann nicht sein — es kann nicht sein!" stieß sie hastig hervor. Da hielt er sie aber schon in seinen Armen und bedeckte ihren Mund mit seinen um ihr Jawort werbenden Küssen.

Und Greta vergaß alle Angst und Not und war nichts als ein glückseliges Weib, das geborgen und in seliger Selbstvergessenheit an der Brust des Geliebten ruht. —

Endlich löste sie sich aus seinen Armen und sagte leise:

„Und nun komm, daß wir die Eltern um ihren Segen bitten!"

Langsam gingen sie ins Schloß zurück. Sie fanden Herrn und Frau Hennersberg im Wohnzimmer. Und ohne Umschweife brachte Lothar seine Werbung vor.

Aus freudigen, tiefbewegten Herzen gaben die Eltern ihre Einwilligung. Frau von Hennersberg zog Greta mit feuchten Augen in ihre Arme.

„Ist nun alles wieder gut, mein liebes Kind? Werden wir dich nun wieder froh und heiter sehen, wie zuvor?“ fragte sie zärtlich.

Greta küßte sie innig.

„Ach mein Mutterle — ich wäre über eure Eröffnung nicht so außer mir gewesen, da ich doch eurer Liebe sicher war, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß mein Glück daran scheitern würde.“

Die alte Dame nickte.

„Das verstehe ich nun wohl. Gottlob, daß es nicht der Fall war — wie hätten wir uns sonst so schwere Vorwürfe machen müssen, daß wir dich nicht beizeiten aufgeklärt hatten.“

Lothar bat nun, daß sie alle nach Solmshausen fahren wollten. Er war ungeduldig, die Braut seinen Angehörigen zuzuführen. Herr von Hennersberg erklärte jedoch lachend, vor einer guten Stunde sei an einen Aufbruch nicht zu denken, da die Damen doch sicher erst festliche Toilette machen würden.

„Und ich habe noch einige Geschäfte abzuwickeln, mein lieber Sohn,“ fuhr der alte Herr fort.

Lothar lachte.

„Sonach wäre ich hier momentan überflüssig. Dann ist es doch wohl besser, ich reite nach Solmshausen zurück, wo man sich vielleicht den Kopf über mein plötzliches Verschwinden zerbricht.“

„Gut, reite du voraus — in einer guten Stunde kommen wir nach. Das kannst du Hans Henner verkünden, er wird nicht böse sein, wenn er in Solmshausen auf uns warten muß,“ erwiderte der alte Herr.

Greta begleitete ihren Verlobten hinaus.

„Willst du mir einen Wunsch erfüllen, Greta?“ fragte Lothar.

Sie lächelte.

„Mußt du das erst fragen? Was willst du, das ich tun soll?“

Er küßte ihre Hände, die auf seinen Schultern lagen.

„Ziehe das weiße Kleid an, das du zu deinem Geburtstag trugst. So lieb sahst du darin aus. Und das goldene Kettchen mit dem schwarzen Medaillon, das du damals zum ersten Male trugst, lege dir um den Hals. Ich habe mich an jenem Tage nicht satt sehen können an dir. So möchte ich dich heute wieder haben.“

Ihre Augen strahlten ihn innig an.

„Das will ich tun, Lothar. Dies schlichte Schmuckstück ist das einzige Erbteil und Andenken an meine rechten Eltern. Meine Mutter legte es mir kurz vor ihrem Tode als Talisman um den Hals — und ich allein wurde von einer ganzen Schiffsbesatzung am Leben erhalten. Dieser Talisman soll mir auch heute Glück bringen — vielleicht ist dann der Segen meiner armen toten Eltern bei mir.“

* * *

Wie froh und leicht schlug Lothars Herz auf dem Heimweg. Er hätte sein Glück laut hinausjubeln mögen in alle Welt.

Als er in Solmshausen ankam, wurde er mit scherzhaften Vorwürfen über sein langes Ausbleiben empfangen. Nur Silva und Hans Henner beteiligten sich nicht daran, sondern sahen ihn mit stummer Erwartung an.

Lothar war voll Übermut.

„Verzeiht tausendmal, aber es mußte sein! Ich denke auch, ich erhalte Absolution, wenn ich euch erkläre, daß ich in Hennersberg war, und daß Herr von Hennersberg mit Gemahlin und Tochter in einer Stunde hier eintreffen werden."

Lothar ergriff Hans Henners Hand und drückte sie in herzlichem Einverständnis.

„Danke dir, Hans Henner," sagte er leise.

„Alles in Ordnung?" fragte dieser gespannt.

„Gottlob!"

Silva hatte wohl bemerkt, daß die beiden Freunde sich etwas zugeflüstert hatten. Sie sah Hans Henner fragend an.

Er trat neben sie und sagte so leise, daß es die andern nicht hören konnten:

„Die beiden sind einig, Silva. Und jetzt nehme ich mir Onkel Durchlaucht auf die Seite und erzähle ihm, was im Waffensaal geschehen ist."

Sie lachte glücklich zu ihm auf.

Dann ging Hans Henner zu Fürst Botho hinüber.

„Wollen Sie mir eine kurze Unterredung gestatten, Durchlaucht?"

Ein Lächeln umspielte den Mund des Fürsten.

„Sofort, wenn Sie wünschen, Herr von Hennersberg."

Die beiden Herren traten ins Schloß. Silva flüchtete in ein lauschiges Eckchen im Park. Von hier hatte sie einen wundervollen Ausblick über das weite Tal und zugleich über die ganze Terrasse.

Lothar war zur Fürstin Maria getreten, die mit Herbert und Lori noch unter dem Zelt am Teetisch saß.

„Wünschest du noch eine Tasse Tee, Lothar? Wir haben ihn ohne dich einnehmen müssen."

Lothar ließ sich neben der Fürstin nieder.

„Wenn du sie mir kredenzen willst, Tante Maria, dann sehr gern!“

Herbert erhob sich.

„Promenierst du noch ein wenig mit mir, Lori?“ fragte er seine Braut.

Mit einem Lächeln nahm sie seinen Arm, um die andern beiden allein zu lassen.

Die Fürstin reichte Lothar die gefüllte Tasse.

„Da du in Hennersberg warst und so glücklich aussiehst, vermute ich, daß zwischen dir und Greta alle Hindernisse beseitigt sind?“

Er küßte ihr glücklich die Hand.

„Ja, Tante Maria. Es ist alles gut! Die Sonne scheint wieder hell und klar über meinem Leben.“

Und nun erzählte er seiner mütterlichen Freundin, wie in den letzten Stunden sich alles so glücklich gelöst hatte.

„Wie mir Hans Henner sagte, hat Greta an ihrem letzten Geburtstag erfahren, daß sie nicht die rechte Tochter des Freiherrn von Hennersberg ist. Greta glaubte nun, ich würde sie deshalb nicht zu meiner Frau machen. Ihr Stolz verbot ihr, mich vor eine Entscheidung zu stellen, und ohne Hans Henners Eingreifen hätten wir uns wohl noch lange gequält.“

Die Fürstin hatte ihn mit Teilnahme angehört. Dann sagte sie:

„Wie gut kann ich die Sorgen und inneren Kämpfe deiner Braut verstehen. Habe ich doch ähnliches durchlitten, ehe ich Onkel Bothos Frau wurde, da auch ich die Tochter bürgerlicher Eltern bin. Sind Gretas Eltern denn beide tot?“

Lothar nickte.

„Ja; meine Braut heißt mit ihrem wirklichen Namen Greta Raimund.“

Die Fürstin sah ihn mit großen, ungläubigen Augen an.

„Greta Raimund — Greta Raimund, sagst du?“ fragte sie und starrte dann vor sich hin, wie in eine weite, weite Ferne.

Lothar sah sie betroffen an.

„Was ist dir, Tante Maria?“

Sie faßte sich schnell und strich sich über die Augen.

„Nichts — nichts! Oder doch, ja, es ist allerdings sehr seltsam. Ich werde deine Greta sehr, sehr lieb haben müssen. Sieh mich nicht so besorgt an, Lothar, es war nur eine Erinnerung an die Vergangenheit. Ich weiß nicht, ob du je davon gehört hast, daß ich in meiner ersten Ehe ein Töchterchen hatte, das mir der Tod auf grausame Weise raubte. Ich habe es niemals vergessen können und spreche noch oft mit Onkel Botho von der Vergangenheit, zumal mich deine Greta so sehr daran mahnt, was mir der Tod genommen hat. Und sieh, meine kleine Tochter hieß Margareta — Margareta Raimund. Begreifst du nun meine Ergriffenheit? Da lebt in meiner Nähe ein mir bisher ganz fremdes Wesen, das mir so ähnlich ist, als sei es meine Tochter — und nun trägt das junge Mädchen auch noch den gleichen Namen. Das ist wie ein Wunder, nicht wahr, als wollte mir der Himmel einen Ersatz schicken für mein verlorenes Kind.“

Voll Teilnahme küßte Lothar ihre Hand.

„Ich hoffe, Tante Maria, daß meine Greta dir lieb und wert wird wie ein eignes Kind,“ sagte er ergriffen.

Die Fürstin lächelte wehmütig.

„Ja, ja, das ist gewiß. Und statt der einen Tochter, habe ich ja nun drei — und zwei Söhne dazu.“

Jetzt trat Fürst Botho mit Hans Henner zu den beiden.

„Ich glaube, du bekommst sogar noch einen dritten Sohn, Tante Maria. Gleich wird sich dir ein neues Brautpaar vorstellen," sagte Lothar lächelnd.

Auch die Fürstin lächelte und blickte fragend auf.

Fürst Botho führte Hans Henner zu seiner Gemahlin, im nächsten Augenblick war auch Silva zur Stelle. Der Fürst nahm sie in seine Arme.

„Sieh dir das Kind an, Maria, Komteß Silva will Freifrau von Hennersberg werden!"

Silva flog in die Arme der Fürstin.

„Ich habe Hans Henner ja so lieb, Tante Maria!"

Liebkosend streichelte die Fürstin Silvas Wange.

„Das wußte ich längst, mein Kind, und bin gar nicht überrascht. Gott schenke euch ein reiches, schönes Glück!"

Da trat Hans Henner zu ihr und zog sie in seine Arme, und als er Silva wieder frei gab, sagte er:

„Komm, wir wollen Herbert und Lori suchen und ihnen sagen, daß wir uns verlobt haben."

Lothar sprang auf.

„Halt, Kleinchen, erst gibst du mir einen Kuß und läßt dir meinen Glückwunsch gefallen!"

Er küßte die Schwester und schob sie dann wieder in Hans Henners Arme, dem er herzlich die Hand schüttelte.

„So, nun könnt ihr euch dem andern Brautpaar vorstellen, ich habe inzwischen auch etwas mit Onkel Botho zu besprechen."

Indessen wurde durch einen Diener die Ankunft der Hennersberger Herrschaften gemeldet. Graf Lo-

thar eilte ihnen entgegen; der Fürst ließ die beiden Brautpaare aus dem Park herbeirufen.

Es gab ein frohes Begrüßen und ein herzliches Glückwünschen, bis Fürst Botho einen Augenblick um Gehör bat.

Er sprach einige herzliche Worte im Sinne seines unvergeßlichen Freundes, des Herzogs Ferdinand. Er sagte, daß zwar eine offizielle Verlobung der drei Paare erst nach abgelaufener Trauerzeit proklamiert werden solle, aber im engeren Familienkreis sollte dieses Verlobungstrio schon heute festlich, wenn auch in aller Stille, gefeiert werden. Das sei ganz im Sinne Herzog Ferdinands. Er leere sein Glas auf das Wohl der Kinder seines Freundes und deren Verlobten.

Die Gläser klangen aneinander.

Dann zog Fürstin Maria Greta an ihre Seite.

„Kommen Sie, liebe Greta, Lothar muß Sie mir jetzt auf ein Viertelstündchen abtreten," sagte sie freundlich lächelnd.

In Gretas Augen leuchtete das Glück.

Da fiel der Blick der Fürstin auf das goldene Kettchen mit dem schwarzen Medaillon um Gretas Hals.

Ihre Augen weiteten sich — wie gebannt starrte sie auf das schlichte Schmuckstück. Mit zitternder Stimme fragte sie:

„Kind — wo haben Sie dies Medaillon her?"

Greta löste die Kette von ihrem Halse und reichte sie der Fürstin.

„Es ist das einzige Andenken, das mir von meinen toten Eltern blieb, die bei einem Schiffsunglück ums Leben kamen. Das Medaillon enthält das Bild meines Vaters."

Mit zitternden Händen öffnete die Fürstin das

Schloß des Medaillons. Und plötzlich entglitt das Schmuckstück ihren Fingern.

„Mein Gott — ist es möglich — wer bist du?“ entrang es sich ihren bebenden Lippen.

Sie umklammerte Gretas Arm und sah ihr angstvoll fragend ins Gesicht. Ein erschütterndes Weinen drang aus ihrer Brust. Aber ihre Hände hielten Greta fest umschlungen, als könne ihr Kind ihr ein zweites Mal entrissen werden.

Und Greta konnte nichts andres tun, als ihre Arme um die Mutter zu schlingen.

Und nun löste sich das Rätsel — das Wunder wurde Wirklichkeit, als die Fürstin aus dem Munde Herrn von Hennersbergs Gretas Lebensgeschichte erfuhr.

Fürst Botho trat zu seiner Gattin und fragte: „Bist du nun ganz glücklich, meine Maria?“

Sie preßte ihre Wange an die seine. „Ach Botho — mir ist, als sei dies alles nur ein Traum,“ sagte sie leise.

Jetzt trat Lothar zu ihnen. „Siehst du, Tante Maria — vorahnend habe ich in Greta deine Tochter geliebt. Schien es mir doch immer, als gehörtet ihr zusammen in meinem Herzen!“

* * *

Im folgenden Jahre, zwischen Ostern und Pfingsten, fand in Schloß Lehnsdorf eine dreifache Hochzeit statt.

Die drei Kinder des Herzogs Ferdinand und der Gräfin Regina Solmshausen traten zusammen mit ihren Verlobten vor den Altar.

Die kleine Lehnsdorfer Kirche vermochte kaum die Zahl der Gäste zu fassen.

Aller Augen sahen mit besonderem Interesse auf Graf Lothars Braut. Es war bekannt geworden, auf welche wundersame Weise Fürstin Maria ihr verloren geglaubtes Kind wiedergefunden hatte.

So traten die drei Paare vor den Altar, und als Wahrspruch auf ihren Lebensweg gab ihnen der greise Geistliche das Wort der Schrift mit, das sich an ihnen erfüllt hatte: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten."